

Hetty E. Verolme

Wir Kinder von Bergen-Belsen



BELTZ

1035

29

Lfd. No.	Kartesi No.	Vorname	Geburtsdatum	Geburtsort
1	34	Ronald	22. 11. 39	Amsterdam
2	521	Samuel	27. 5. 37	"
3	508	Maurice	20. 8. 32	"
4	532	Gerrit	4. 8. 31	"
5	2374	Gerrit	4. 4. 42	"
6	610	Simon	16. 6. 39	"
7	608	Marcus	8. 4. 41	"
8	751	Lewis	22. 9. 35	"
9	755	Anaë Robert	2. 7. 41	"
10	933	Philip	16. 11. 43	Westorberk
11	1033	Elixa	25. 5. 35	Amsterdam
12	1464	Marcus	19. 6. 35	"



Dezember 1944. Von ihren Eltern getrennt, bleiben im Konzentrationslager Bergen-Belsen etwa vierzig Kinder zurück. Noch am selben Tag finden sich ihre Namen auf einer Transportliste mit unbekanntem Ziel. Ein Transport, der Bergen-Belsen niemals verlassen wird.

Hetty Verolme, die das Inferno von Bergen-Belsen als Fünfzehnjährige nur wenige Schritte entfernt von der Baracke Anne Franks überlebt hat, lässt in ihrem Buch eine der bemerkenswertesten, weitgehend unerzählten Geschichten des Holocaust wieder aufleben, den ungewöhnlichen Kampf einer Gruppe von Kindern gegen ihre Vernichtung.

»Das Buch von Hetty Verolme hat mich zutiefst berührt. Es ist wunderbar, dass die Autorin ihre Geschichte und die der Kinder von Bergen-Belsen an uns weitergibt.«

Mirjam Pressler

1732	Lehmann	Condie	27. 8. 30	
1733	Lehmann	Erika	7. 9. 30	Hamburg
1737	Lehmann	Toni	11. 5. 29	Amsterdam
1809	Lopes Cardoso	Mirjam	15. 1. 38	
1888	Mandag	Hendrika	30. 12. 38	
2209	Pinkhof	Halma Adela	14. 10. 38	
2334	Polak	Henrika	5. 3. 31	
2322	Polak	Serah	29. 8. 38	
2396	Prinz	Schoontje	6. 7. 29	
2410	Rabbie	Rhoebe	288. 12. 32	
2407	Rabbie	Helma	8. 9. 33	
2515	Rijxman	Isabella D.	26. 4. 31	
2771	Slap	Margareta	26. 7. 37	Antwerpen
3187	Voe	Alisa T.	7. 2. 33	Amsterdam
3201	Voe	Paula	27. 9. 30	
3190	Voe	Clara		
3322	Werkendam	Ester		Antwerpen
6860	Hagedus gesch. Blita	Klara		Antwerpen
6793	Blita	Robert		Amsterdam
529	Cohen Rodrigues	Isaac		

www.beltz.de

ISBN 3-407-85785-3



BELTZ

Kinder - über - stellung

783407 857859

Ende des Jahres 1943 werden Hetty Werkendam, ihre beiden Brüder Max und Jackie sowie ihre Eltern bei einer nächtlichen Razzia in Amsterdam aufgegriffen, ins Durchgangslager Westerbork und von dort in das Konzentrationslager Bergen-Belsen deportiert. Zuerst bleibt die Familie noch zusammen, doch dann werden ihr Vater und einen Tag später ihre Mutter zusammen mit anderen Eltern unter den Augen der Kinder auf einen Transport geschickt. Zurück im Lager bleiben etwa vierzig Kinder, zwischen zehn Monaten und sechzehn Jahren alt, getrennt von ihren Eltern, über deren Schicksal sie nichts erfahren. Von den anderen als »Ersatzmutter« akzeptiert, organisiert Hetty zusammen mit den anderen Kindern und einer polnischen Aufseherin den Überlebenskampf der Gruppe. In ihrem kraftvollen und direkten Stil erzählt uns die Autorin die Geschichte des »Kinderhauses von Bergen-Belsen«, und davon, wie sie und die anderen Kinder sich ihre Menschlichkeit und Würde bewahren, indem sie sich gegenseitig unterstützen und Mut machen, die Barbarei zu überstehen. Ein einzigartiges Dokument.



Die Autorin:

Hetty Esther Verolme wurde 1930 in Belgien geboren. 1931 zog ihre Familie in die Niederlande nach Amsterdam. Von dort wurden sie und ihre Angehörigen Ende des Jahres 1943 deportiert. Sie überlebte den Holocaust und begann mit der Niederschrift ihrer Geschichte einige Tage nach der Befreiung des KZ Bergen-Belsen auf Wunsch der britischen Armee. In die Niederlande zurückgekehrt, beschloss sie 1954, zusammen mit ihrer Tochter nach Australien auszuwandern, und baute sich dort eine neue Existenz auf.

In dieser Zeit entstand nach und nach und unter Zuhilfenahme der frühen Aufzeichnungen das vorliegende Buch. Es erschien 2000 in Australien und wurde dort mit dem National Literary Award ausgezeichnet.

Die Übersetzerin:

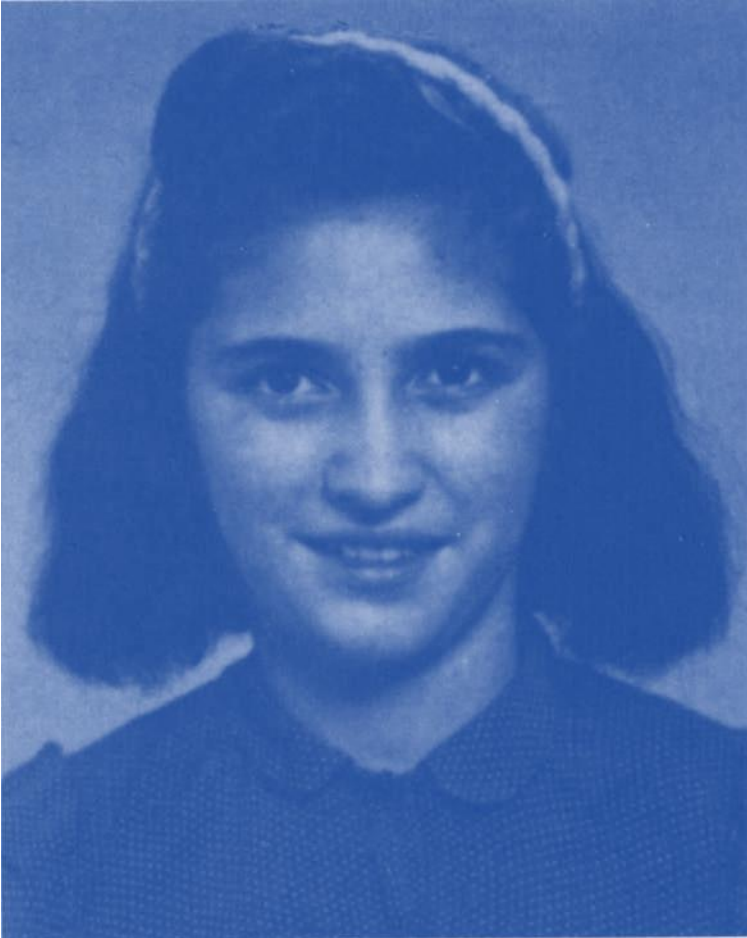
Mirjam Pressler, geboren 1940 in Darmstadt, hat zahlreiche Bücher und Übersetzungen zur Shoah veröffentlicht. 2004 erhielt sie für ihr Gesamtwerk den Deutschen Bücherpreis.

Hetty E. Verolme

Wir Kinder von Bergen-Belsen

Leseexemplar

Sperrfrist 14. Februar 2005



Hetty, zwölf Jahre alt, 1942.

Hetty E. Verolme

**WIR KINDER
VON BERGEN-BELSEN**

Aus dem Englischen
von Mirjam Pressler

BEUZ

Titel der Originalausgabe:
[The Children's House of Belsen](#)
© 2000 by Hetty E. Verolme
First published by Fremantle Arts Centre Press,
Western Australia, 2000

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Nutzung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Hinweis zu § 52 a UrhG: Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne eine solche Einwilligung eingescannt und in ein Netzwerk eingestellt werden. Dies gilt auch für Intranets von Schulen und sonstigen Bildungseinrichtungen.

www.beltz.de

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:
© 2005 Beltz Verlag • Weinheim und Basel
Lektorat und Recherche: Claus Koch
Umschlaggestaltung: Federico Luci, Odenthal
Umschlagphoto: British Imperial War Museum, London
Satz: WMTP, [Birkenau](#)
Druck und Bindung: Druckhaus Beltz, Hemsbach
Printed in Germany

ISBN 3 407 85785 3

*Ich widme dieses Buch
meinen beiden Enkelkindern
Jacleen Sarah Passman
und Adam Maurice Passman.
In Liebe von ihrer Oma.*



Die Kinder des Kinderhauses von Bergen-Belsen.
Aufgenommen von einem Angehörigen der Britischen Armee,
die das Lager am 15. April 1945 befreite.
Die drei Kinder im Vordergrund waren
kurz davor aus Russland nach Bergen-Belsen gekommen.

PROLOG

September 1965

Ich lebe in Australien, einem wundervollen, weiten und sonnigen Land. Seine Menschen sind gleich, vor allem aber sind sie frei. Ich besitze ein gemütliches Heim am Stadtrand von Perth und kenne, wie jeder andere auch, die Höhen und Tiefen des Alltags. Meine zauberhafte Tochter ist jetzt dreizehn Jahre alt. Zusammen mit den anderen Kindern fährt sie jeden Morgen mit dem Bus zur Schule, danach kommt sie heim, macht ihre Hausaufgaben, sieht fern. Sie isst gut.

Oft betrachte ich sie, wenn sie in ihrer sorglosen Art versucht, die Darsteller von Fernsehshows nachzuahmen, und meine Gedanken kehren zurück zu der Zeit, als ich in ihrem Alter war und das Wort «Freiheit» nur ein Wort aus dem Wörterbuch.

Meine Kindheit war nicht so sorglos. Jahre davon verbrachte ich im Konzentrationslager Bergen-Belsen in Deutschland, wohin ich mit meinem Vater, meiner Mutter und meinen Brüdern während des Zweiten Weltkriegs deportiert worden war.

Wenn ich die Erfahrungen unserer ganzen Familie erzählen müsste, würde das Buch nie ein Ende finden, deshalb will ich mich darauf beschränken, die wahre Geschichte meiner Erfahrungen im Kinderhaus von Bergen-Belsen zu erzählen.

1. KAPITEL

Meine Familie lebte in Amsterdam, im jüdischen Viertel. Es war kein Ghetto, denn das niederländische Volk wollte von «Ausgrenzung» nichts wissen, und jeder konnte leben, wo er wollte. Religion und Glauben waren kein Thema. Doch Anfang des Jahres 1941, nachdem sie Monate zuvor die Niederlande besetzt hatten, beschlossen die Deutschen, alle Juden im Osten von Amsterdam zu konzentrieren und das jüdische Viertel abzuriegeln. Und wir bekamen einen ersten Eindruck davon, wie gnadenlos sie gegen jeden Widerstand vorgehen würden, der gegen ihren Plan gerichtet war, sich der jüdischen Bevölkerung der Niederlande zu entledigen.

Bei einer Demonstration holländischer Nationalsozialisten war es im Februar 1941 vor einem Eissalon in Amsterdam zu einer kämpferischen Auseinandersetzung gekommen. Einer der in paramilitärischen Gruppen organisierten holländischen Nazis kam ums Leben und als Antwort darauf nahmen die Deutschen bei einer entsprechenden Aktion am nächsten Tag auf dem Waterlooplein-Marktplatz ungefähr vierhundert Männer fest und prügeln sie auf bereitstehende Lastwagen, um sie dann mit unbekanntem Ziel abzutransportieren. Auch Mauritz, einer der Lieblingscousins meines Vaters, wurde festgenommen.

Wochen und Monate vergingen, bis wir im Mai 1941 von Mauritz hörten. Mein Vater hatte eine vorgefertigte Karte von ihm bekommen,

und der Poststempel liess uns wissen, dass sie von einem Ort mit dem Namen «Mauthausen» abgeschickt worden war.

Mauritz schrieb:

«Lieber Maurice und Familie,

Ich bin in Mauthausen und die Arbeit hier geht in Ordnung.

Ich hoffe, es geht euch allen gut,

bitte grüsse Dozeman und ist Spitty eigentlich noch am Leben?

Mauritz»

Eine seltsame Botschaft. Doch da wir wussten, dass sie die deutschen Zensurbehörden hatte passieren müssen, gingen wir davon aus, dass eine verborgene Bedeutung in ihr stecken musste.

Zwei Tage wanderte mein Vater mit der Karte in den Händen im Haus umher, um auf ihren wahren Inhalt zu kommen. Schliesslich kam er zu mir in die Küche und sagte: «Jetzt glaube ich zu wissen, was uns Mauritz mit seiner Karte sagen wollte: Sieh, er schreibt von ‚Dozeman‘, dem Bäcker um die nächste Ecke, und ‚Spitty‘ ist doch der Name unseres Hundes. Was Mauritz uns also wirklich mitteilen will, ist, dass er Hunger hat und in Mauthausen ein Hundeleben führt.»

Mein Vater wirkte niedergeschlagen und sah mich mit besorgten Augen an. Was konnten wir tun? Die Zukunft sah düster aus. «Ich muss alles unternehmen, damit man uns nicht nach Deutschland schickt», sagte er abschliessend.

Im Sommer 1942 fanden im jüdischen Viertel die ersten grossen Razzien statt. Wir sahen, wie Familien aus ihren Wohnungen verschleppt wurden, Familien, von denen man nie wieder etwas hörte. Manche Menschen weinten, wenn man sie wegbrachte, andere waren erleichtert, dass die Anspannung des Wartens vorbei war. Wir beobachteten durch die Vorhänge, wie die Deutschen ganze Kolonnen von Menschen die Strasse hinunter zum Bahnhof führten, wo Züge sie weit weg bringen würden von allem, was sie liebten und wofür sie lebten. Nach jeder Raz-

zia war meine Familie deprimiert, denn viele unserer Freunde und Verwandten verschwanden, und Gott allein wusste, was mit ihm geschehen würde.

Bis jetzt hatten wir Glück gehabt. Mein Vater war ein wohlhabender Textilkaufmann. Als die Razzien begannen, hatte ihm jemand geraten, wir könnten uns von dem Leiter der «Reichszentrale für jüdische Auswanderung» Ferdinand aus der Fünten, unsere Freiheit in Form einer Arbeitsbefreiung erkaufen und danach vielleicht über Portugal gegen Kriegsgefangene ausgetauscht werden.

Mein Vater zögerte nicht. Er verkaufte die meisten seiner Wertsachen und die Juwelen meiner Mutter und bekam ungefähr fünfhunderttausend Gulden zusammen. Er wusste nicht, ob das Geld ausreichte, aber nachdem auch unsere Mutter mit ihm einverstanden war, beschloss er, einen Versuch zu wagen. Die Frage war nur, wer aus der Fünten ansprechen sollte? Die Person müsste immerhin im SS-Hauptquartier vorsprechen. Dort aber hinzugehen war mehr als gefährlich – viele Menschen waren nie wieder zurückgekommen. Nach langer Diskussion überzeugte ihn unsere Mutter, sie gehen zu lassen. Sie argumentierte, einer Frau würde man wohl leichter gestatten, zu aus der Fünten vorzudringen.

Am 22. September 1942, einem sonnigen Vormittag, machte sich meine Mutter auf den Fussweg von zwölf Kilometern, um den Versuch zu unternehmen, ihre Familie zu retten. Juden war es nicht erlaubt, Busse oder Strassenbahnen zu benutzen. Den ganzen Tag verbrachten wir wie in einem Albtraum, wir versuchten, nicht an all das zu denken, was unserer Mutter passieren könnte.

Die Zeit zog sich hin, bis um fünf Uhr nachmittags das Telefon klingelte. Nach einigem Zögern nahm mein Vater den Hörer ab, voller Angst, was er vielleicht hören würde, doch dann trat ein Lächeln auf sein Gesicht. Mutter ging es gut und sie war auf dem Rückweg. Man kann sich unsere Freude und unser Glück vorstellen, als sie ein paar Stunden

später ankam, müde, aber wieder in Sicherheit. Vater sagte, nie wieder würde er ihr etwas Derartiges erlauben, er sei an diesem Tag tausend Tode gestorben. Mutter jedoch lächelte glücklich, sie hatte ihren Auftrag erfüllt. Tatsächlich war es ihr gelungen, mit aus der Fünften zu sprechen, und man hatte ihr gesagt, sie solle in der nächsten Woche mit dem Geld und unseren Pässen wiederkommen. Man hatte sie auch angewiesen, zwei Koffer mit Kleidung für uns alle zu packen, damit wir zum Zeitpunkt eines Austauschs mit Kriegsgefangenen bereit für unsere Fahrt in die Freiheit seien. Wie wunderbar! Unsere Stimmung hob sich. Vielleicht würden wir bald wieder in Freiheit leben.

Am nächsten Tag wurden wir alle fotografiert und unsere Fingerabdrücke wurden im Pass festgehalten. Die Woche verging und Mutter machte sich erneut auf den Weg zum SS-Hauptquartier. Ein weiterer unerträglicher Tag lag vor uns, aber diesmal kam Mutter mit den Abschriften unserer kostbaren Pässe früher zurück, gestempelt im Auftrag von aus der Fünften: «Der Inhaber dieses Ausweises ist von der Deportation in ein Arbeitslager freigestellt.» Diese Befreiung schützte uns davor, während der Razzien, die nun Nacht um Nacht stattfanden, weggebracht zu werden. Verzweifelt glaubten wir an das uns mündlich gegebene Versprechen, bald gegen Kriegsgefangene ausgetauscht zu werden.

Mein Grossvater war schon in einem Lager in Groningen, wo er für die Deutschen Zwangsarbeit verrichtete. Er war Fleischhändler gewesen, als die Deutschen Anfang 1941 den Juden verboten, Schlachthäuser zu betreten. Aber irgendwie musste er schliesslich seinen Lebensunterhalt verdienen, und so gelang es ihm, mit Hilfe einiger nicht jüdischer Kollegen ein paar Rinder und Schafe auf einem Bauernhof in der Nähe von Amsterdam zu schlachten. Ich lebte damals bei meinen Grosseltern und musste immer mein Zimmer räumen, wenn es nachts in eine Wurstfa-

brik verwandelt wurde. Zeitweise wurde auch der Tisch im Esszimmer zum Zerlegen des Fleisches benutzt. Eine Tür im Zaun ermöglichte es den Männern, die meinem Grossvater halfen, zu verschwinden, wenn es eine Razzia gab.

Bei einer der nächtlichen Aktivitäten wachte ich auf und bot meine Hilfe an. Grossvater zeigte mir, wie man das letzte Fleisch mit einem rasiermesserscharfen Messer von den Knochen schabt, und er war stolz, als ich mich als gelehrige Schülerin zeigte. Doch eines Nachts verkündete die laute Türglocke Unheil. Ich konnte hören, wie mein Grossvater seinen beiden Freunden half, durch den Zaun zu entkommen, bevor meine Grossmutter die Tür öffnete und zwei niederländische Polizisten ohne Aufforderung eintraten. Die Zeit hatte nicht gereicht, die Arbeitsgeräte und das Fleisch für die Wurst zu verstecken, mein Grossvater wurde auf frischer Tat ertappt. Während ein Polizist ihn verhörte, lehnte der zweite am Türrahmen. Sein Blick wanderte durch den Raum und blieb schliesslich an einem Vorrat erstklassigen Specks hängen, den mein Grossvater zum Trocknen hygienisch verpackt auf meinem Kleiderschrank ausgelegt hatte. Als der Polizist die Aufmerksamkeit seines Kollegen auf diese Entdeckung richtete, war mein Grossvater noch mehr verzweifelt.

Die Polizisten schrieben einen Bericht und konfiszierten das Fleisch, die Würste, die Salamis, den Speck und ebenso die ganze Ausrüstung. Etwa eine Stunde später kam ein Lastwagen und holte alles ab. Immerhin liess man uns sechs Salamis und ein grosses Stück Speck zum Eigenbedarf.

Im Mai 1942 wurde mein Grossvater in Amsterdam vor Gericht gestellt, und man liess ihm die Wahl entweder vier Monate Gefängnis oder Arbeit in einem Arbeitslager. An einem Samstagnachmittag sagte mein Grossvater zu mir, er würde einen viermonatigen Urlaub antreten. Die bedrückte Stimmung meiner Grossmutter zeigte mir jedoch, was wirklich los war, und ich sagte zu meinem Grossvater, ich wisse, dass er ins

Gefängnis müsse. Nie werde ich den Ausdruck der Scham auf seinem Gesicht vergessen. Der Gedanke, dass er, ein gottesfürchtiger Mann, der nie etwas Böses getan hatte, ins Gefängnis musste, war ihm unerträglich. Dann teilte er uns mit, dass er sich dazu entschieden habe, in ein Arbeitslager zu gehen. Jetzt, nach all diesen Jahren, weiss ich, dass er möglicherweise überlebt hätte, wäre er stattdessen ins Gefängnis gegangen.

Nachdem mein Grossvater im Arbeitslager war, kam meine Grossmutter regelmässig zu uns, denn sie wohnte nur wenige Schritte entfernt weiter unten in unserer Strasse. Sie war die Mutter meiner Mutter und die wunderbarste Frau, die man sich vorstellen kann. Sie tat keiner Fliege etwas zuleide und wurde in der ganzen Nachbarschaft geliebt. Alle nannten sie «Oma Judie». Meine wunderbare Grossmutter sorgte für uns wie niemand sonst. Wenn wir unser wohlschmeckendes Mahl zu uns genommen hatten, fragte sie immer: «Und was möchtet ihr denn morgen?» Aber mit unseren vollen Bäuchen hatten wir nicht mehr so viel Appetit, um darüber nachzudenken, was wir morgen essen wollten.

Am Freitag, dem 2. Oktober 1942, bereitete meine Grossmutter einen süssen Birnenauflauf für uns vor, was für sie eine stundenlange Arbeit bedeutete. Als sie ihn uns zum Abendessen servierte, sagten wir ihr, wie lecker er war.

«Esst, meine Kinder», sagte sie, «und möge Gott euch alle segnen. Ich bin sicher, es ist das letzte Mal, dass Oma euch einen solchen Auf-
lauf gebacken hat.»

«Aber Oma», sagte ich, «das ist doch Unsinn. Was redest du da? Du wirst noch lange, lange bei uns sein.»

«Nein, mein Liebling», sagte Oma. «Ich weiss es. Ich kann es fühlen. Heute Nacht werden sie kommen und mich abholen.»

Ich brach in Tränen aus. «Bitte, Oma, rede nicht so. Wenn du das glaubst, dann bleibe heute Nacht einfach bei uns. Geh nicht heim. Und wenn du doch heimgehst, dann gehe ich mit dir.»

«Nein.» Oma war entschlossen. «Heute Nacht schläfst du im Haus deiner Eltern.»

Manchmal schlief ich bei Oma, damit sie nachts nicht so allein war, obwohl die Deutschen verboten hatten, dass man bei jemand anderem über Nacht blieb. (Die Deutschen hatten für die gesamte niederländische Bevölkerung eine Ausgangssperre von acht Uhr abends bis sechs Uhr morgens verhängt.)

Als es kurz vor acht Uhr abends war, bereitete sich Oma darauf vor, nach Hause zu gehen. Sie küsste uns alle mit Tränen in den Augen und sagte: «Bleibt brav, meine Kinder, ich habe euch alle sehr lieb.» Mit diesen Worten verliess sie uns.

Von diesem Moment an stellte sich Mutter vor das Schlafzimmerfenster, von wo aus sie Omas Haus sehen konnte. Um Viertel nach acht kamen die ersten Deutschen. Die Razzia hatte begonnen. Durch die Vorhänge konnten wir sehen, wie sie von Haus zu Haus gingen und Menschen aus ihren Wohnungen holten. Diesmal brachten sie die Leute auf Lastwagen zum Bahnhof, weil das schneller ging. Meine Brüder und ich waren im Wohnzimmer, als mein Vater rief. «Schnell, Kinder, kommt ins Schlafzimmer, sie holen Oma ab. Beeilt euch, damit ihr euch noch von ihr verabschieden könnt.»

Vom Schlafzimmerfenster aus konnten wir Oma mit ihrem Gepäck sehen, sie rief und winkte uns zu. Mutter öffnete ein Fenster, obwohl die Deutschen das strikt verboten hatten.

«Mutter, Mutter», schrie sie. «Gott, lass nicht zu, dass sie meine Mutter mitnehmen.»

Sie winkte verzweifelt und im nächsten Augenblick hing sie schon fast mit ihrem ganzen Körper aus dem Fenster im ersten Stock. Mein Vater packte sie und zog sie zurück. Inzwischen trieben die Deutschen Oma zum Weitergehen an.

«Auf Wiedersehen, meine Kinder», rief sie im Gehen. «Lebt wohl, lebt wohl.»

Das waren die letzten Worte, die wir von Oma hörten. Meine geliebte, süsse Grossmutter! Wir hatten schon viele Leute «Auf Wiedersehen» ru-

fen gehört, aber diesmal traf es unser Heim und unsere Familie. So lange ich lebe, werde ich jenen schrecklichen Freitagabend nicht vergessen.

Monate vergingen und die Deutschen hörten nicht auf mit den Razzien. In unserer Nachbarschaft wurde es sehr still. Die Häuser wurden leer, weil die Deutschen die Bewohner abholten. Ein paar Tage später kam dann Puls, ein Fuhrunternehmer, und lud im Auftrag der Deutschen ihre Möbel und ihre sonstige Habe auf. Alles aus den jüdischen Wohnungen wurde nach Deutschland gebracht.

Auch an unserer Schule in der President Brandstraat erstarb das Leben. Die meisten Schüler waren deportiert worden und jüdische Lehrer ersetzten die nichtjüdischen. Es war ein trauriger Tag, als Herr Douwes, unser Direktor, und Herr Tettelaar, unser Lieblingslehrer, auf diese Weise ausgetauscht wurden. Alle Schüler hatten sie geliebt und respektiert. Als Herr Tettelaar gehen musste, liessen sich zwanzig von uns, unter ihnen meine Freundinnen Sonka und Blondie, beim Fotografen am President Steynplantsoen fotografieren. Mit dem fertigen Foto gingen wir zu Herrn Tettelaar nach Hause. Und obwohl der Besuch von Juden verboten war, lud uns Herr Tettelaar ein zu bleiben und wir verbrachten einen wunderbaren Nachmittag mit ihm und seiner Frau. Das Foto aber bekam einen Ehrenplatz an der Wand seines Wohnzimmers.

28. Februar 1943

Viele ältere Juden versteckten sich mit vorgetäuschten Krankheiten in Kliniken, um nicht in eines der Lager in Deutschland oder Polen geschickt zu werden. Inzwischen hatten wir schon eine Ahnung, dass die Deutschen mit uns nichts Gutes im Sinn hatten, denn wir hatten nie wieder etwas von denen gehört, die mit dem Befehl, in Deutschland zu ar-

beiten, weggegangen waren. Auch die Familienmitglieder oder Freunde jener Menschen, die bei den Razzien während der letzten schrecklichen Monate aus ihren Wohnungen abgeholt worden waren, wussten nicht, was mit den Deportierten geschehen war.

Der Vater meines Vaters war im Krankenhaus, da er wochenlang an einer lebensbedrohlichen Infektion gelitten hatte. Nun war er auf dem Weg der Besserung, aber noch immer musste die schmerzhafteste Wunde an seinem Gesäss täglich gereinigt werden. Meine Grossmutter, Oma Hetty, befand sich ebenfalls im Krankenhaus, aber nicht, weil sie krank war, sondern weil es für sie zu gefährlich war, in ihrer Wohnung zu bleiben.

Schon seit Tagen kursierten Gerüchte darüber, dass die Deutschen die jüdischen Krankenhäuser evakuieren wollten. Meine Eltern waren so besorgt, dass sie beschlossen, meine Grosseltern nach Hause zu holen. Sie liehen sich von einem «guten» Holländer auf dem Markt einen Schubkarren, und der Mann bot sogar an, meine Grosseltern sicher nach Hause zu bringen. Zusammen gelang es ihnen, meinen noch immer schwer kranken Grossvater samt seiner Matratze auf den Schubkarren zu laden. Grossmutter Hetty sass neben ihm. Nach etwa zwei Stunden kamen sie bei uns zu Hause an, und mein Grossvater wurde ins Bett gelegt, wo er sich ausruhen konnte. Das Krankenhaus hatte meine Mutter mit viel Verbandsmaterial und Medikamenten versorgt, und die Krankenschwester hatte ihr erklärt, wie man die Wunde sauber hielt. Nach einer gewissen Verlegenheit, als meine Mutter zum ersten Mal das Gesäss meines Grossvaters berühren musste, wurde sie dann eine so gute Pflegerin, dass mein Grossvater zwei Wochen später wieder ganz geheilt war. Meine Grossmutter konnte meiner Mutter nicht genug danken, denn sie war unfähig gewesen, diese unangenehme Aufgabe selbst zu übernehmen.

Am 1. März 1943 fanden in allen jüdischen Krankenhäusern Razzien statt. Die Deutschen kannten kein Erbarmen und beluden die Lastwagen mit schwer kranken Menschen.

Unser Sportclub Bato organisierte einen Wettkampf mit den anderen noch existierenden Clubs, er sollte am Sonntag, dem 20. Juni 1943 stattfinden. Ich hatte auf dem Sportplatz neben unserer Schule wochenlang an Ringen und am Barren trainiert und meinte, eine gute Chance zu haben, zu gewinnen. In der Nacht vor dem Wettkampf legte ich meinen Turnanzug und alles, was ich brauchte, zurecht.

Am Sonntagmorgen wachte ich früh auf, es war ein strahlender Sommertag. Plötzlich fuhren Autos mit Lautsprechern durch die Strassen und verkündeten, dass sich alle Juden für einen sofortigen Abtransport bereitmachen müssten. Ich rannte zum Fenster und konnte viele grün Uniformierte sehen, unterstützt von Männern, die, wie wir später herausfanden, Sicherheitsbeamte des Durchgangslagers Westerbork waren. Auch waren viele niederländische Nazis dabei, die für jeden gefangenen Juden sieben Gulden fünfzig Kopfgeld erhielten.

Das ganze Viertel war von der SS umstellt und abgeriegelt, sodass niemand entkommen konnte. Die restlichen Bewohner wurden aufgefordert, in ihren Wohnungen zu bleiben. Schwer bewaffnete Uniformierte gingen von Tür zu Tür, kontrollierten Ausweise und andere Dokumente. Dann trieben sie die Leute aus ihrem Heim zu einem Gelände gegenüber unserer Strasse. Die Menschen wurden gezwungen, sich in einer langen Schlange an der Ecke der Hofmeyerstraat und President Steynstraat aufzustellen, bewacht von deutschen Soldaten mit gezogenen Bajonetten. Durch die Vorhänge konnten wir sehen, dass die tief erschrockenen und traumatisierten Menschen versuchten, ihre Würde zu bewahren. Ein Mann wandte sich an einen deutschen Soldaten. Er hielt ein Dokument in der Hand, ich nahm an, dass es sich um eine Befreiung von der Deportation handelte. Gestikulierend versuchte er den Soldaten zu überzeugen, ihn und seine Familie gehen zu lassen. Doch der Soldat warf nur einen Blick auf das kostbare Dokument, dann zerriss er es in kleine Fetzen. Geschlagen kehrte der Mann zurück in die Reihe, zu sei-

ner Familie, ihm war klar, dass ihm jetzt niemand mehr helfen konnte.

Fünf Stunden lang standen die Menschen, junge und alte, ohne Nahrung oder Wasser dort, bis sie den Befehl bekamen, zum Amstelbahnhof zu gehen, von wo aus man sie mit dem Zug nach Westerbork bringen würde. In ganz Amsterdam fanden an diesem Tag Razzien statt, und nur wenigen jüdischen Familien wurde erlaubt, zu Hause zu bleiben. Wir gehörten dazu.

Im Jahr 1943 tauchten die Eltern meines Vaters unter, und ein Mann vom holländischen Widerstand kam gelegentlich zu uns und berichtete, wie es ihnen ging. Er brachte Briefe mit und Nachrichten über den Kriegsverlauf, von den Bewegungen der Alliierten und darüber, wie sie General Rommel in Afrika geschlagen hatten. Das gab uns neuen Mut, und Hoffnung flackerte auf, dass wir bald das Ende des Kriegs erleben würden.

Durch eine seltsame Laune des Schicksals war es meinem Vater noch immer erlaubt, in diesem ganzen Durcheinander weiter Handel zu treiben. Kurz nach der Besetzung durch die Deutschen war jedem Juden, der geschäftlich tätig war, befohlen worden, seine Firma registrieren zu lassen und einen Antrag auf Arbeitserlaubnis zu stellen. Damals war mein Vater ein angesehener Textilgrosshändler gewesen und seine grossen Stände mit ausgezeichneten Stoffen waren auf den Amsterdamer Märkten berühmt. Nun hatte er zwei verschiedene Lizenzen beantragt, eine für die Märkte und eine andere für den Grosshandel, die ihm schliesslich gewährt wurden, nachdem ein Buchhalter und die Deutschen tagelang seine Bücher geprüft hatten. Die Deutschen waren in diesen Dingen übergenau und jedes Detail wurde aufgeschrieben. Eine Weile lang schien alles in Ordnung zu sein und das Geschäft lief wie immer. Doch dann kam der Befehl, dass jeder mit zwei Lizenzen eine davon zurückgeben müsse. Meine Mutter und mein Vater diskutierten tagelang darüber, welche von beiden sie behalten sollten. Mein Vater

war für die Grosshandelslizenz, meine Mutter für die Marktlizenz. Schliesslich setzte sie sich durch. Vater gab die Grosshandelslizenz zurück und reichte die Marktlizenz ein, um sie erneuern zu lassen. Ein Monat später kam die Bestätigung und mein Vater führte seinen Handel fort.

Diejenigen, die sich für ihre Grosshandelslizenz entschieden hatten, hatten nicht so viel Glück. Ihre Geschäfte wurden konfisziert, und das jüdische Bankhaus Lippmann-Rosenthal & Co, das die Deutschen völlig unter ihre Kontrolle gebracht hatten, übernahm die Geschäfte und das Kapital. Den glücklosen Besitzern wurden gerade mal dreissig Minuten Zeit gelassen, um ihre eigenen Geschäfte zu verlassen. Diesen Menschen blieb nichts. Sie hatten kein Geld, um Essen für ihre Familien zu kaufen, denn sie waren nun ohne Einkommen.

Viele dieser früher sehr wohlhabenden Menschen hatten plötzlich viel Zeit. Sie kamen nachmittags zu uns, und bald entstand ein Plan: Mein Vater würde mehr einkaufen, als er für sein eigenes Geschäft brauchte, und so ermöglichen, dass die mittellos gewordenen Menschen die zusätzlichen Waren an ihre eigenen Kunden verkauften. Natürlich musste man sehr vorsichtig sein, denn es bestand immer die Gefahr, denunziert und an die SS verraten zu werden.

Ein anderes Problem bestand darin, dass Textilmarken nötig waren, damit mein Vater zusätzliche Stoffe bei den Vertretern kaufen konnte. Hier kam ein Mann aus dem Widerstand ins Spiel. In den letzten Monaten hatten die Mitglieder des Untergrunds das Einwohnermeldeamt von Amsterdam überfallen und eine Menge Textilmarken in ihren Besitz gebracht. Sie brauchten dringend Geld und mein Vater kaufte ihnen die Marken ab. Viele Monate lang besorgte mein Vater auf diese Weise zusätzliche Waren.

Unser Dachboden wurde zu einem Warenlager, wo viele Stoffballen ordentlich in Regalen gestapelt waren. Dorthin zog ich mich damals mor-

gens zurück, um mich auf meine Übergangsprüfung zur höheren Schule vorzubereiten.

Einmal, als ich ungefähr um fünf Uhr zum Dachboden hinaufstieg, traf ich einen Mann, der Stoffballen die Treppe hinuntertrug, und fragte ihn, was er da tue. Er gab an, eine frühe Auslieferung zu erledigen. Etwas an seinem Benehmen gefiel mir nicht und ich fragte ihn nach seinem Namen. «Jan», sagte er noch, während er die Treppe hinunterrannte. Misstrauisch lief ich die Stufen zum Dachboden hinauf. Der vorher voll gestopfte Raum war leer. Ich lief hinunter ins Schlafzimmer meiner Eltern und weckte meinen Vater. Als ich damit herausplatze, dass wir bestohlen worden waren, stürzte mein Vater im Pyjama hinaus auf die Strasse, um den Dieb noch zu erwischen, aber es war zu spät. Danach ging er mit mir hinauf zum Dachboden, um nach den aufgebrochenen Schlössern und dem jetzt leeren Raum zu sehen. Er war wütend, vor allem, weil die meisten Waren erst vor zwei Tagen angekommen waren. Nach einer Weile beruhigte er sich aber, und wir gingen hinunter, wo meine Mutter wartete und wissen wollte, was passiert war. Ohne etwas zu erklären, ging mein Vater zum Telefon, um die Polizei anzurufen.

Meine Mutter war darüber sehr beunruhigt und sagte: «Tu das nicht, Maurice. Es kann für uns als Juden sehr gefährlich sein, die Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen. Vergiss es lieber.»

Aber mein Vater war so wütend, dass er überhaupt nicht über die Konsequenzen nachdenken wollte. Er sagte zu meiner Mutter, sie solle still sein, und meldete den Diebstahl bei der Polizei.

Eine halbe Stunde später kamen zwei holländische Polizisten zu uns. Der eine war ein älterer Mann, der andere jung und gross, mit blonden Haaren und strahlend blauen Augen. Er hiess Hennie. Der junge Polizist wollte von mir wissen, wie der Mann ausgesehen habe, was er zu mir gesagt habe, wie gross er meiner Meinung nach gewesen sei und andere Einzelheiten über das, was passiert war. Er war so nett zu uns, dass ich

ihn, als er mit der Befragung fertig war, anhimmelte, wie es nur halb-
wüchsige junge Mädchen tun können. Aber meine Mutter erinnerte
mich daran, dass es Zeit für die Schule war. Nach einem schnellen Früh-
stück in der Küche verabschiedete ich mich von Hennie und dem ande-
ren Polizisten und ging los. Als ich gegen halb fünf Uhr nachmittags
nach Hause kam, sagte mein Vater, dass die Polizei den Dieb dank mei-
ner guten Beschreibung und seiner Kenntnisse der Männer, die auf dem
Markt arbeiteten, noch am Morgen geschnappt hätte. Die meisten Wa-
ren waren gefunden und bereits zurückgebracht worden. Nun konnte
mein Vater weiter denen helfen, denen man ihre Geschäfte geraubt hat-
te.

Hennie wurde ein guter Freund unserer Familie und kam oft nach seiner
Nachmittagsschicht bei uns vorbei. Wenn ich zu Hause war, schenkte er
mir sein wunderbares Lächeln, schaute von seinen ein Meter neunzig
auf mich herab und sagte: «Wie geht es dir heute? Warst du gut in der
Schule?»

Er war ein wunderbarer Mensch mit diesem Lächeln und seinem of-
fenen Blick. Alle mochten ihn. Eines Tages kam ich von der Schule nach
Hause und fand meinen Vater und Hennie in ein ernstes Gespräch ver-
tieft. Ich hörte ihn sagen:

«Nein, Maurice, diesmal nicht. Erst wollen wir sehen, ob sie sicher
ankommen. Ich mache dir einen Vorschlag. Reiss einen Hundertgulden-
schein in zwei Teile. Die eine Hälfte gebe ich dem Doktor, der mit seiner
Familie weggeht, und werde ihn bitten, dass er sie mit der Post nach
Amsterdam zurückschickt, wenn sie die Schweiz erreicht haben.
Kommt diese halbe Banknote hier an und sie passt zu der anderen, wis-
sen wir, dass alles geklappt hat. Dann kannst du mit deiner Familie an
der nächsten Reise teilnehmen.»

Widerstrebend stimmte mein Vater zu. Er nahm sein Portemonnaie
heraus und riss einen Hundertguldenchein so in zwei Teile, dass eine
Art Zickzacklinie entstand. Die eine Hälfte gab er Hennie, die andere

steckte er sorgfältig zurück in sein Portemonnaie. Er lächelte mir nicht zu. Er sah angespannt aus. Ich verhielt mich still.

«Viel Glück, Hennie, sei vorsichtig», sagte mein Vater und streckte die Hand aus.

Als Hennie gegangen war, vertraute mir mein Vater an, um was es ging. Die Leute vom Untergrund, zu denen Hennie gehörte, glaubten, eine neue Fluchtroute gefunden zu haben. Auf einem Rheinschlepper sollten etwa dreissig Menschen unter Deck versteckt und von der Züdersee aus flussaufwärts durch Deutschland bis in die Schweiz gebracht werden.

«Ich wollte, dass wir mitfahren», sagte mein Vater, «aber Hennie meinte, wir sollen lieber das nächste Mal abwarten.»

Ich sagte meinen Vater, dass ich froh sei, dass Hennie es nicht wollte. «Es ist viel zu gefährlich. Mich erschreckt die Vorstellung, durch Deutschland zu fahren. Ich möchte lieber nach England gehen.»

«Natürlich», sagte mein Vater, «das kann ich verstehen. Aber ein Rheinschlepper ist eben nicht für das Meer gebaut.» Er stiess einen tiefen Seufzer aus. «Warten wir also und sehen, ob der Doktor die Banknote aus der Schweiz zurückschickt. Ich hoffe es, auch um seinetwillen.»

«Wann fährt der Schlepper los?», fragte ich.

«In zwei Tagen», antwortete mein Vater.

Wir schwiegen beide und hingen unseren eigenen Gedanken nach.

Vier Tage vergingen. Wir hatten erwartet, dass Hennie kommen würde, aber er kam nicht. Vater wurde nervös und wir waren ebenfalls beunruhigt. Am fünften Tag kam Dirk, der ältere Polizist, der Hennie begleitet hatte, als unser Dachboden ausgeraubt worden war. Er teilte uns mit, dass Hennie zwei Tage zuvor von der SS verhaftet und zum SS-Hauptquartier in der Euterpestraat gebracht worden war. Wir waren entsetzt,

denn wir hatten von den Grausamkeiten gehört, die dort von der SS begangen wurden. Dirk berichtete, dass sich, soweit er herausgefunden habe, ungefähr dreissig Personen (etwa fünf Familien) auf dem Rheinschlepper befunden hätten. Sie hatten der Besatzung einen Haufen Geld bezahlt und der Schlepper hatte in den späten Abendstunden auch ungestört abgelegt. Doch um Mitternacht, sie waren mitten auf der Zuidersee, begann die Besatzung, die Familien über Bord zu werfen. Die Schreckensschreie waren so laut, dass ein deutsches Patrouillenboot die Verfolgung aufnahm. Natürlich wurden alle aufgegriffen und befragt – mit schrecklichen Folgen für Hennie. Dirk sagte, er sei in einem sehr schlechten Zustand und befinde sich im Wilhelmina-Hospital, unter Aufsicht der SS.

Mama weinte. Und ich sass wie erstarrt auf dem Stuhl, mein Verstand wollte die Wahrheit nicht akzeptieren. Unser wunderbarer Freund. Einundzwanzig Jahre alt. Er hatte sein Leben riskiert, um den verzweifelten Menschen zu helfen.

«Meine Familie verdankt Hennie ihr Leben. Er hat mir geraten, nicht an dieser Fahrt teilzunehmen, sondern zu warten», sagte mein Vater mit aschgrauem Gesicht. «Ich kann ihm nicht genug danken dafür, dass er mich davon abgehalten hat, eine Dummheit zu begehen. Oh Gott! Hoffentlich geht es ihm bald besser!» Er schlug mit den Fäusten auf den Tisch. «Ja, bitte», wiederholt er, «hoffentlich geht es ihm bald besser.»

In diesem Moment kam Sonja, die Nichte meines Vaters, mit ihrem Freund Jonnie herein. Wir fürchteten uns ein wenig vor Jonnie, denn wir wussten nicht, ob er «sicher» war. Er behauptete, ein Inspektor bei der niederländischen Polizei zu sein, aber Dirk hatte im Register nachgeforscht und seinen Namen nicht gefunden. Jonnie war schrecklich verliebt in Sonja, aber in seiner Anwesenheit waren wir sehr vorsichtig mit dem, was wir sagten. Deshalb erzählten wir ihnen nur, Hennie liege nach einem ernststen Unfall verletzt im Wilhelmina-Hospital und ein Polizist bewache die Tür.

«Ich werde morgen hingehen und nach ihm schauen», sagte Jonnie.

Dirk stand auf und verabschiedete sich. «Lassen Sie mich wissen, wenn Sie etwas Neues von Jonnie erfahren», sagte er zu meiner Mutter und sie brachte ihn zur Tür.

Allein mit ihr in der Küche berichtete meine Mutter Sonja von der schrecklichen Geschichte. Bald danach gingen sie und ihr Freund wieder. Wir waren froh, dass sie weg waren. In unserer deprimierenden Situation hatten wir keine Lust, Gäste zu unterhalten.

Am nächsten Abend erzählte mir mein Vater, dass Jonnie tatsächlich ins Hospital gegangen war, um nach Hennie zu sehen. Sein Zustand sei fürchterlich. Die SS habe seinen Kopf zu einer blutigen Masse geschlagen und ihn so gefoltert, dass seine Nieren zerstört seien. So erschien es uns fast wie eine Gnade, dass er am nächsten Tag starb.

Die Deutschen hatten unsere Pässe schon mehrmals kontrolliert, doch sie waren immer wieder gegangen, nachdem sie den Freistellungseintrag gesehen hatten. Bis jetzt hatten wir noch nichts von der uns versprochenen Reise nach Portugal gehört, aber unsere Koffer lagen gepackt unter unseren Betten, für den Fall, dass die Nachricht käme. Am 29. September 1943 um vier Uhr morgens wurde so laut an unsere Tür geklopft, dass alle im Haus aufwachten. Ich hörte, wie meine Eltern in ihrem Schlafzimmer herumliefen und wie meine Mutter sagte: «Sie sind hier, wir sollten lieber die Tür aufmachen.»

Von meinem Zimmer aus konnte ich in die Diele hinunterschauen und sah, wie meine Mutter die Tür öffnete. Davor standen ein SS-Offizier und ein deutscher Soldat mit gezogenem Bajonett.

«Juden?», fragte der Offizier.

Meine Mutter nickte.

«Pässe», fuhr er sie an. «Schnell!»

Inzwischen war mein Vater schon mit den Pässen gekommen, sicher, dass der Stempel wieder seine wunderbare Wirkung ausüben werde. Zuversichtlich übergab er dem SS-Offizier die Papiere, dieser prüfte sie sorgfältig und ordnete dann an, dass wir uns alle fünf in der Diele aufzustellen hätten. Da standen wir nun alle in unseren Schlafanzügen, meine Mutter hatte sich fest in ihren rosafarbenen Morgenrock gewickelt, um nicht zu zittern.

Der SS-Offizier befahl dem Soldaten, uns zu bewachen, während er nachschauen wolle, ob nicht noch jemand im Haus sei. «Oh Gott», beteten wir im Stillen. In der Verwirrung hatten wir vergessen, dass Moos, der Cousin meiner Mutter, und Sonja in unserer Wohnung waren. Moos lebte schon seit einem Jahr versteckt und war erst am Tag zuvor zu einem kurzen Besuch gekommen. Er besass weder einen Pass noch sonst irgendwelche Papiere. Sonja war die Tochter einer jüdischen Mutter und eines nichtjüdischen Vaters, und sie besass auch die entsprechenden Papiere, um das zu beweisen. Während der SS-Offizier das Haus durchsuchte, hielten wir den Atem an. Wir konnten hören, wie er die Türen öffnete und sie dann wieder zuknallte. In der ganzen Zeit stand der Soldat mit gezogenem Bajonett vor uns. Der Offizier kam mit Sonja zurück. Er hatte sie im Hinterzimmer gefunden. Wir fragten uns alle, was mit Moos passiert war. Wo war er? Warum hatte ihn der SS-Offizier nicht gefunden? Mit den Augen gaben wir uns verstohlen ein Zeichen, aber es verblieb nicht viel Zeit, uns zu wundern.

«Ihre Papiere?», fragte der SS-Offizier Sonja.

Sie händigte sie ihm aus.

«So, Sie sind also Halbjüdin. Und darf ich fragen, was Sie in diesem Haus machen? Ich nehme an, Ihnen ist bekannt, dass es verboten ist, über Nacht bei irgendjemandem zu bleiben?» Er hatte sich immer mehr in Rage geredet und seine Stimme überschlug sich förmlich: «Los, antworte!»

Wir erstarrten vor Schrecken und schauten Sonja und den Offizier an.

Sonja war sehr blass, aber sie hielt den Kopf stolz erhoben und blickte dem Offizier direkt ins Gesicht. Leise sagte sie, sie habe uns am Tag besucht und abends, vor der Sperrstunde, habe sie einen Migräneanfall bekommen, und es sei ihr unmöglich gewesen, sicher nach Hause zu gelangen.

«Du lügst!», schrie der Offizier. «Ich werde deinen Pass behalten, du wirst mit den anderen zum Bahnhof gebracht. Ein Ranghöherer wird sich mit dir befassen.»

Dann drehte er sich zu uns um und sagte: «Juden, ich gebe euch eine Stunde, um euch fertig zu machen.» Dem deutschen Soldaten befahl er, uns sorgfältig zu bewachen, bis er zurückkommen würde, um uns zum Bahnhof zu bringen.

Mama sagte, wir sollten uns anziehen. «Wir wissen nicht, wohin wir gehen, also zieht warme Sachen an. Los, Jungen, ich werde euch helfen.» Sie schob Max und Jackie vor sich her zu ihrem Zimmer. Aber eigentlich wollte sie herausfinden, was mit Moos war, weshalb ich Sonja und meinen Vater mit irgendetwas veranlasste, ihr nicht zu folgen. Mein Vater sah völlig niedergeschlagen aus.

«Papa, du solltest dich lieber anziehen, sonst holst du dir noch eine Erkältung, und wir müssen bald gehen», sagte ich.

«Ja», sagte er, «ich sollte mich lieber anziehen. Ich hoffe, sie haben einen Fehler gemacht. Vielleicht sind wir morgen früh schon wieder zu Hause. Ich kann es nicht verstehen, sie haben uns doch versprochen, dass wir nach Portugal gehen.»

Sonja und ich sagten nichts. Mama kam zurück, und wir konnten ihren Augen ansehen, dass mit Moos alles in Ordnung war. Sie zog uns alle in das grosse Schlafzimmer. Flüsternd erzählte sie uns, dass Moos sich, als die Deutschen an die Tür klopfen, unter dem Bett hinter den Koffern versteckt hatte. Als der Offizier den Raum durchsuchte, war es für einen kurzen Moment gefährlich geworden, aber der hatte nicht unter das Bett geschaut.

«Gut», sagte Vater. «Einen Moment lang habe ich geglaubt, er sei aus

dem Fenster gesprungen, wie beim letzten Mal, als sie gekommen waren, um ihn zu holen.»

«Was wird er jetzt tun?», fragte Max.

«Ich habe ihm gesagt, er soll dort bleiben, bis wir weg sind, und unseren Nachbarn dann alle noch verbliebenen Wertgegenstände übergeben», sagte Mutter. «Es ist besser, sie sind bei ihnen als bei Puls.»

«Wir sollten uns lieber fertig machen», sagte Papa. «Hetty, wenn du angezogen bist, möchte ich mit dir und den Jungen sprechen, bevor wir gehen.»

Ich zog mich an, dann holte ich Max und Jackie und wir gingen zum Zimmer unserer Eltern. In der Diele mussten wir an dem deutschen Soldaten vorbei, dem inzwischen vergangen war, sein Bajonett zu halten. Es lehnte neben ihm an der Wand.

Papa sass auf dem Bettrand. Er sah sehr erregt aus. «Kinder, es tut mir sehr Leid, dass dies passiert ist», sagte er. «Ich habe alles getan, um zu verhindern, dass man uns nach Deutschland bringt. Ich habe hart für jeden von euch gearbeitet, um euch viel von dem zu bieten, was ich als Kind nie hatte. Ich habe fast alles Geld, was ich hatte, der SS gegeben, um euch zu retten. Es tut mir sehr, sehr Leid.»

Er hatte angefangen zu weinen, und wir versuchten, ihn davon zu überzeugen, dass es nicht seine Schuld war.

Er beruhigte uns und sagte: «Wir wissen nicht, was passieren wird, aber ihr müsst mir fest versprechen, dass ihr, wenn ihr diesen schrecklichen Krieg überlebt, alles tut, um nach Amsterdam zurückzukommen, zur Familie Pomstra, die um die Ecke wohnt. Sie haben ein paar Aktien und einige Juwelen, die ich ihnen zum Aufbewahren gegeben habe, für die Zeit nach dem Krieg. Sie haben mir versprochen, für euch zu sorgen, selbst wenn eure Mutter oder ich nicht zurückkommen. Das Geld, die Aktien und die Juwelen werden ausreichen, um für euren Lebensunterhalt und eure Ausbildung zu bezahlen. Also, Kinder, habt ihr das richtig verstanden?»

Wir nickten alle drei.

«Kommt her», sagte Papa. Er hielt uns fest, als wolle er uns vor allem, was kommen würde, warnen. Dabei wiederholte er immer wieder: «Es tut mir Leid, es tut mir Leid.»

Mama kam mit Sonja ins Zimmer. Sie hatten sich um das Gepäck gekümmert. Dann legte sie die Hand auf Vaters Schulter, sie versuchte, ihn zu beruhigen. «Komm», sagte sie. «Der SS-Offizier wird gleich wieder da sein, komm jetzt!» Sonja hatte noch etwas Kaffee gemacht. Widerstrebend liess Vater uns los und wir folgten Mutter in die Küche.

Um halb sechs kam der SS-Offizier zurück. Aus der Stunde waren zwei-einhalb geworden.

«Seid ihr fertig?», schrie er.

«Ja», sagte mein Vater.

«Sie gehen voraus und wir hinterher!», bellte der SS-Offizier den Soldaten an.

Meine Mutter war die Letzte, die unsere Wohnung verliess, zusammen mit dem SS-Offizier. Sie verschloss die Eingangstür. Niemand sprach ein Wort, als wir die Treppe hinuntergingen. Unten befahl uns der SS-Offizier, in der Vorhalle zu warten. Er sagte, er müsse noch ein paar andere Leute aus der Nähe einsammeln. Wieder liess er den Soldaten zu unserer Bewachung zurück. Es war ein wunderschöner Morgen, die Sonne schien und der Platz war verlassen – ausser den Lastwagen, die draussen warteten, um uns zum Bahnhof zu bringen.

«Psst.»

Mama und ich hörten den leisen Ton und drehten uns um, um zu sehen, woher das Geräusch kam. Die Tür der Nachbarwohnung war aufgegangen, unser Nachbar lugte heraus. Meine Mutter und ich gingen näher zur Tür.

«Was passiert hier?», fragte er. «Sind diese Kerle gekommen, um Sie abzuholen?»

Mutter nickte und wühlte in ihrer Handtasche. Sie nahm unsere Wohnungsschlüssel heraus und händigte sie dem Nachbarn aus.

«Hier», sagte sie. «Wenn wir weg sind, gehen Sie bitte hinein und helfen Sie Moos, der sich oben versteckt. Und nehmen Sie sich mit, was immer Sie möchten.»

«Natürlich», sagte unser Nachbar. «Überlassen Sie es ruhig mir. Und passen Sie gut auf sich auf, viel Glück. Hoffen wir, dass dieser verdammte Krieg bald vorbei ist. Alles Gute.» Leise schloss er die Tür.

Der SS-Mann kam mit einer anderen Familie zurück.

«Los!», befahl er und wir gingen zu den Lastwagen.

Wie seltsam der Platz aussieht, dachte ich, als wir die Strasse überquerten. Es war nicht mehr derselbe Platz, den ich auf dem Weg zur Schule und zurück schon tausendmal überquert hatte. Und dann fragte ich mich, ob je wieder irgendetwas dasselbe sein würde.

Wir kamen an den geparkten Lastwagen an und erhielten den Befehl, schnell aufzusteigen. Das taten wir. Als wir mit unserem Bewacher hinten auf der Ladefläche standen, konnten wir hören, wie der SS-Offizier in der Kabine mit dem Fahrer lachte und Witze machte. Ja, die hatten gut lachen! Die beiden kleinen Kinder der anderen Familie weinten. Ihre Mutter versuchte, sie zu beruhigen. Entschuldigend sagte sie, die Kinder seien aus dem Schlaf geweckt worden.

Der Lastwagen kam am Bahnhof an, wir mussten absteigen. Einer nach dem anderen wurden wir zum Bahnhof gebracht. Der SS-Offizier führte Sonja von uns weg zu einer Bahnhofstheke, an der ein paar hochrangige SS-Männer zusammenstanden. Dann wies man uns einer Gruppe von Menschen zu. Obwohl über tausend Menschen zusammenstanden, lag eine unnatürliche Stille über allem. Wir unterhielten uns nur flüsternd. Es sah aus, als seien alle noch verbliebenen Juden Amsterdams bei dieser Razzia aufgegriffen worden. Sogar der Präsident des Judenrats, Abraham Asscher, und das Ratsmitglied Abraham Soep mit

ihren Familien waren abgeholt worden. Bald entdeckten wir auch Freunde. Immer mehr Menschen wurden zum Bahnhof gebracht. Um acht Uhr glich die Halle einem Ameisenhaufen. Menschen, junge und alte, Säuglinge und Kinder standen dicht zusammengedrängt beieinander. Einige waren zu Verwandten gegangen, die bei einer anderen Gruppe standen. Gerüchte machten den Umlauf. Manche sagten, wir würden nach Portugal gehen, andere, dass Hitler befohlen hatte, alle in Amsterdam zurückgebliebenen Juden zu ermorden. Wir wussten nicht, was wir glauben sollten, wir wurden zwischen Hoffnung und Verzweiflung hin und her gerissen.

Die Zeit verstrich. Gegen neun standen wir noch immer in der Bahnhofshalle, aber die ursprünglichen Gruppen hatten sich aufgelöst und neue waren entstanden. Die SS-Bewacher befanden sich ausserhalb des Bahnhofs.

Neben dem Schalter konnten wir Sonja stehen sehen, die Hände hinter dem Rücken, mit dem Gesicht zur Wand. Wir gingen nicht zu ihr hin, denn wir hatten Angst, die Situation könnte sich für sie nur noch verschlimmern. Also winkten wir ihr von Weitem zu. Alle hatten nur einen Gedanken: Wann würde der Zug kommen?

«Hetty», hörte ich jemanden rufen. Ich drehte mich um und sah einen besonders guten Freund.

«Herman, was machst du hier? Haben sie dich auch geschnappt?» Ich ging seit Jahren mit Herman in die Schule. Er trug mir die Schultasche, und in der Sporthalle wurden wir immer als Team zusammengespannt, weil wir die beiden Jüngsten waren.

«Ja», sagte Herman. «Sie sind um zwei Uhr nachts gekommen und wir sind schon seit drei Uhr hier.»

«Wie geht es deiner Mutter?», fragte ich. «Ist alles in Ordnung?»

«Es geht ihr gut», sagte Herman. «Aber mein Vater nimmt es sehr schwer. Ich muss dir etwas Komisches erzählen. Dort ist ein Mann, der

behauptet, der Zug würde nicht kommen, weil er einen platten Reifen habe.» Wir lachten. Es war gut, zu lachen, mitten in all diesem Elend.

«Weisst du, wohin wir gebracht werden, Herman?», fragte ich.

«Ich kann es auch nur raten, genau wie du, aber ich glaube, wir gehen nach Westerbork. Hör zu, Hetty, wenn du im Zug eine Chance dazu hast, dann bitte deine Mutter, dir die Haare kurz zu schneiden. Denn wenn wir in Westerbork ankommen, wirst du eine Gesundheitskontrolle bei einem deutschen Arzt über dich ergehen lassen müssen. Wenn er glaubt, dass deine Haare nicht sauber sind, werden sie dir alle abrasiert.»

«Das ist aber nicht wahr.»

«Doch Hetty», sagte er. «Natürlich ist es schlimm, sie zu kürzen, aber du solltest kein Risiko eingehen, dass man sie dir ganz abschneidet.» Ich war verzweifelt. Meine Haare! Meine schulterlangen Haare sollten abgeschnitten werden.

Bevor ich mich beruhigen konnte, war ein Pfeifen zu hören, und aus dem Lautsprecher kam eine Stimme, die verlangte, wir sollten still sein. In der Halle wurde es sehr ruhig, niemand bewegte sich. Es war ein Moment, in dem man die Anspannung förmlich spüren konnte. «Juden, nehmt eure Koffer und geht zum Bahnsteig drei, von wo aus euch ein Zug nach Westerbork bringt. Gruppe A zuerst, dann Gruppe B.»

In der grossen Halle entstand ein Chaos. Leute liefen überall herum, um zu ihren Gruppen zurückzufinden. Mütter suchten nach ihren Kindern, die sich entfernt hatten, Väter kämpften mit dem Gepäck der Familie. Schon waren Gruppe A und B durch die Drehkreuze gegangen, C und D folgten. Wir gehörten zur Gruppe W, deshalb hatten wir es noch nicht so eilig. Als Gruppe S vorbeiging, rief Herman mir zu: «Hetty, wir sehen uns in Westerbork. Und denk dran, was ich dir gesagt habe.»

Dann bat mich Mutter um meine Aufmerksamkeit. «Wenn wir gehen, Hetty, dann nimm Jackie an die Hand, damit er in dem Gedränge nicht

verloren geht. Wir müssen versuchen, dicht beieinander zu bleiben, damit wir uns nicht verlieren.»

«Klar», sagte ich und nahm Jackie an die Hand.

«Es ist so weit», sagte Papa. «Sie haben gerade unseren Buchstaben aufgerufen. Kommt, gehen wir, und Gott möge uns beschützen.»

An den Drehkreuzen gab es ein enormes Gedränge, doch es gelang uns, gemeinsam den Bahnsteig zu erreichen. Es war der längste Zug, den ich je gesehen hatte, die Lokomotive stand weit ausserhalb des Bahnhofes. Als jeder Waggon voll war, setzte er sich in Bewegung. Wir hatten Glück, es war ein Personenzug, nicht die üblichen Viehwaggons, mit denen die meisten Menschen transportiert wurden.

Die Deutschen hatten der jüdischen Bevölkerung der Niederlande gesagt, sie würden in ein Arbeitslager gebracht, mit genügend Essen und Familienunterkünften. Nun waren wir also unterwegs.

Der Zug verliess den Amstelbahnhof. In unserem Abteil waren nur etwa dreissig Personen. Wir hatten Glück. In die ersten Wagen hatten sie sehr viel mehr Leute gepfercht, denn etliche von ihnen mussten stehen. Wir hingegen konnten alle sitzen.

Still beobachteten wir die vorbeiziehende Landschaft, die Felder mit den Kühen und die Obstgärten. «Was jetzt, was jetzt», schienen die Räder zu singen.

2. KAPITEL

Plötzlich kam der Zug zum Stehen. Auf den ersten Blick bestand Westerbork aus einem langen Bahnhofsgleis und daneben waren Baracken. Alle stiegen aus dem Zug. Wir wurden von einer Gruppe Krankenschwestern empfangen. Sie brachten uns zu einer Baracke, wo uns ein Team von deutschen und niederländischen Ärzten untersuchte. Vorher mussten wir registriert werden und wurden gefragt, ob wir irgendwelche Juwelen, Gold oder Geld dabei hätten. Es war unser erstes Zusammentreffen mit dem effizienten Registrierungssystem der Deutschen und dauerte stundenlang. Tausendsechshundert Menschen mussten registriert werden und wir gehörten zu den letzten. Mittlerweile war es elf Uhr geworden, normale Schlafenszeit, und wir hatten in der Nacht davor nicht viel geschlafen. Endlich war alles vorbei und wir wurden zur Baracke 70 gebracht. Unser Gepäck stand bereits im Eingangsraum. Auf der linken Seite der Baracke wohnten die Frauen und die Kinder, auf der rechten war der Schlafraum der Männer. Die Pritschen standen sehr dicht beieinander und waren dreistöckig. Meine Mutter und ich eroberten uns obere Pritschen, Jackie hatte die unter meiner, und Max war mit Vater drüben, auf der rechten Seite der Baracke. Wir bekamen etwas Kaffee und Brot, da wir das Abendessen um sechs Uhr verpasst hatten und beeilten uns mit dem Essen, um noch ein bisschen Schlaf zu bekommen. Auf den Betten gab es keine Laken, aber wir hatten eine graue Decke und Strohmattentzen. Erschöpft schliefen wir ein.

Um sieben Uhr wurden wir von unserem Barackenältesten geweckt, der Walter hiess. Jeder Muskel meines Körpers beschwerte sich, doch ich musste mich bewegen, in fünfzehn Minuten würde es Kaffee und Brot geben. Also schlüpfen wir in unsere Kleider. Es gab kein Wasser in der Baracke, um uns zu waschen, und wir mussten zu einem Waschraum gehen. Die Toiletten waren noch weiter weg. Hier, in dem gemauerten Toilettenblock gab es Toiletten ohne Sitze und sie waren nicht sehr sauber. Es gab keine Wasserspülung und keinen elektrischen Strom. (Später gingen Max und Jackie nachts mit selbst gemachten Laternen aus kleinen Konservenbüchsen mit hineingeschnittenen Löchern und einer Kerze darin zur Toilette.) Nachdem wir uns gewaschen hatten, kehrten wir zur Baracke zurück, wo wir Max und Vater mit unserem Frühstück fanden. Alle waren froh, wieder zusammen zu sein, und frühstückten am Tisch neben Vaters Pritsche.

An diesem Tag beschlossen wir, Westerbork zu erkunden. Wir fanden ein kleines Krankenhaus, Werkstätten und eine Fabrik. Was dort produziert wurde, wusste niemand. In einem separaten Teils des Lagers befand sich, was man eine Strafbaracke nannte. Sie war für Unterge-tauchte oder für Menschen vom Widerstand bestimmt.

Ein paar aus Deutschland geflohene Juden waren schon länger in Westerbork und hatten die Aufsicht über uns. Andererseits waren sie natürlich dem SS-Kommandanten unterstellt, der ausserhalb des Lagers ein hübsches Haus besass.

Bald hatten wir herausgefunden, dass das Leben im Lager Westerbork nicht allzu schlimm war, selbst wenn wir ohne Privatsphäre und Bequemlichkeiten wie Duschen auskommen mussten. Das Essen war zwar nicht besonders appetitlich, aber man konnte Päckchen von Freunden ausserhalb bekommen, um die Rationen zu ergänzen.

Sonja, die von der SS wieder freikam, schickte uns Pakete mit Nahrungsmitteln, sodass wir immerhin genug zu essen hatten. Auch ein war-

mer Mantel für mich war dabei und ein Paar warme Hosen für jeden von uns.

Einige Tage nach unserer Ankunft habe ich Herman getroffen. Er und seine Eltern waren in der Baracke 68. Wir verbrachten so viel Zeit wie möglich miteinander und gingen sogar zu den Turnstunden, die Onkel Max gab, um uns fit zu halten und damit wir uns nicht langweilten. (Onkel Max, der jüngere Bruder meines Vaters, war in derselben Nacht abgeholt worden wie wir, zusammen mit seiner Frau Clara.)

Etwa sechs Wochen nach unserer Ankunft in Westerbork hörten wir, dass ein Transport mit Häftlingen nach Deutschland geschickt werden sollte, und wir fragten uns, wer wohl dabei sein würde. Die Stimmung sank. Jeden Morgen wurde eine Liste mit Namen im Eingang der Baracke aufgehängt. Diejenigen, deren Namen auf der Liste standen, hatten sich mit ihrem Gepäck um sieben Uhr abends bereitzuhalten, alle anderen mussten ab sechs in ihren Baracken sein.

Den ganzen Tag über war das Lager ein Hexenkessel. Familien, die getrennt werden sollten, weinten. Eine Nachricht im Eingang teilte mit, dass Rabbi Blum jeden segnen würde, der es wünsche. Jung und Alt warteten in der Schlange, um von diesem wunderbaren Mann gesegnet zu werden. Ich ging auch hin, und so lange ich lebe, werde ich die freundlichen Augen nicht vergessen, mit denen er mich anschaute, bevor ich den Kopf senkte, um seinen Segen zu empfangen.

Um sieben Uhr kamen zwei Aufseher, um die Menschen, die es traf, zum Zug zu bringen. Der Zug bestand aus einer Reihe von Viehwaggons, auf deren Dächern Maschinengewehre befestigt waren, um Fluchtversuche während der Fahrt zu verhindern. Wie kann man das Elend derjenigen beschreiben, die Abschied nehmen mussten?

Gegen acht erhielt ich ein Päckchen – eine Uhr mit einem Foto Hermans darauf und einen Swann-Füller, Hermans kostbarsten Besitz. Ich wusste, dass Herman mir mit diesem Abschiedsgeschenk seine Liebe

und seine Sorge mitteilen wollte. Ich weinte. Mir brach fast das Herz wegen dieser grausamen Trennung, und meine Mutter nahm mich in den Arm, um mich zu trösten. Um neun Uhr morgens fuhr der Zug, in dem auch Herman, seine Eltern und Rabbi Blum waren, mit unbekanntem Ziel los.

Einige Wochen nach jenem schrecklichen Abend kam ein Transport mit etwa hundert Personen in die Strafbaracke. Bald fanden wir heraus, dass die Eltern meines Vaters unter ihnen waren. Meinem Vater gelang es, die Erlaubnis zu einem Besuch zu bekommen, und so erfuhr er die ganze, erbärmliche Geschichte.

Meine Grosseltern hatten denen, die sie versteckten, viel dafür bezahlt, doch als das Geld zu Ende ging, haben sie sie an die Deutschen ausgeliefert. Sechs Wochen verbrachten sie anschliessend im Gefängnis von Scheveningen, einem der schlimmsten Gefängnisse, die es während der deutschen Besatzungszeit in den Niederlanden gegeben hat. Meine Grossmutter war Diabetikerin und hatte schon lange kein Insulin mehr bekommen. Sie sagte zu meinem Vater: «Ich bin froh, dass alles vorbei ist. Ich gebe auf. Ich bin schon halb tot.»

Am folgenden Sonntag durften wir unsere Grosseltern sehen. Die Haare meiner Grossmutter waren weiss geworden, sie war nur noch ein Schatten ihrer selbst, so dünn war sie geworden. Ich war nach ihr benannt und schon immer ihre Lieblingsenkelin gewesen.

«Mein Liebling», sagte sie. «Wie gross du geworden bist.» Sie hielt mich fest im Arm, Tränen strömten ihr über das Gesicht.

«Bitte, Oma, weine nicht», bat ich.

«Nun, junge Dame, bekomme ich etwa keinen Kuss?» Das war Opa, der versuchte, uns zu beruhigen.

Oma liess mich los. Ich rannte zu meinem Opa und umarmte ihn. Er war auch dünn geworden, aber er hatte noch immer den Schalk in den Augen, er war eigentlich ein fröhlicher, unbekümmerter Mann.

Wir blieben den ganzen Sonntagnachmittag mit den Grosseltern zusammen, hatten ihnen Essen und etwas Kleidung mitgebracht, denn sie besaßen nichts. Während der nächsten Wochen, in denen meine Grosseltern in Westerbork waren, besuchten wir sie so oft, wie es uns erlaubt wurde, bis am 25. Januar 1944 ein weiterer Zug kam und sie nach Auschwitz brachte.

Am 5. Dezember ist in Holland der Nikolaustag. Dann bekommen die kleinen Kinder, wenn sie das Jahr über brav gewesen sind, alle möglichen Geschenke. Drei Wochen vorher hatte ich die Aufsicht über die Kinder in unserer Baracke übernommen und mit ihnen Girlanden aus buntem Papier und Klebstoff gebastelt, die Walter für mich organisiert hatte. Zum Beispiel bastelten wir Züge und Autos aus Streichholzschachteln. Die Kinder verbrachten eine wunderbare Zeit mit diesem Spielzeug, und die Mütter, die froh waren, sie ein paar Stunden am Tag versorgt zu wissen, versprachen, für Nikolaus Mehl und Zucker zu spenden, damit wir Plätzchen backen konnten. In der Baracke herrschte ein wohlwollender Geist. Erwachsene blieben an dem Tisch stehen, wo die Kleinen arbeiteten, und boten Ratschläge und Hilfe an. Der Stapel mit den kleinen Geschenken wuchs, bis für jedes Kind etwas da war. Es machte ihnen nichts aus, dass sie ihre Geschenke selbst gebastelt hatten.

Ein paar Tage vor Nikolaus ging ich zu Walter und fragte ihn, ob er vielleicht ein Klavier besorgen könne. Zu einer Feier gehöre nun mal Musik. Er versprach, sich darum zu kümmern. Am Tag vor Nikolaus wurde ich von einem der Lagerältesten zum deutschen Kommandanten gebracht, um ihn um die Erlaubnis zu bitten, das einzige Klavier des Lagers benutzen zu dürfen. Ich hatte grosse Angst, aber der alte Mann hielt meine Hand, während er auf Deutsch mit dem Kommandanten sprach und ihm erklärte, dass ich eine Feier ohne die Hilfe eines Erwach-

senen organisiert hatte. Wir erwischten den Kommandanten offensichtlich bei guter Laune, denn als er zu mir sprach, lächelte er. Ich verstand kein deutsches Wort, deshalb schaute ich den Ältesten fragend an. Er machte sich nicht die Mühe, mir zu erklären, was gesagt wurde, flüsterte mir aber zu: «Sag ‚Danke, mein Herr, vielen Dank‘.» Ich versuchte, die deutschen Worte so laut wie möglich zu wiederholen, dann waren wir wieder draussen, mit dem Versprechen, dass das Klavier am folgenden Nachmittag geholt werden könne. Walter war sehr glücklich, als wir ihm von unserem Erfolg berichteten, und überraschte mich mit einer weiteren guten Nachricht. Die Frauen der Baracke hatten sich an die Arbeit gemacht und eine Bischofsrobe und eine Mitra genäht. Einer der Väter würde als Nikolaus auftreten. An diesem Abend gingen die Kinder um sieben Uhr ins Bett und bestimmt gab es nirgendwo in den Niederlanden bravere Kinder als sie. Sie wussten, dass Nikolaus böse Kinder, die zu spät ins Bett gingen, nicht mochte.

Am Morgen des 5. Dezember 1943 wurde viel gearbeitet. Einige Frauen backten Plätzchen, andere stellten Süssigkeiten her. Die Männer rückten die Pritschen zur Seite, um Platz für die Stühle zu machen. Der Raum wurde für den Nikolaus schön geschmückt und die bunten Girlanden der Kinder an die Decke gehängt. Alle waren aufgeregt. Um zwei Uhr kam das Klavier, von sechs kräftigen Männer durch das Lager getragen. Es kamen auch viele Gäste aus anderen Baracken zu uns. Abends um sechs sassen alle Kinder in ihren besten Kleidern da und warteten auf den grossen Moment. Ein lautes Klopfen an der Tür verkündete die Ankunft des Nikolaus. «Das ist er, der Nikolaus», flüsterten die Kinder aufgeregt und begannen zu singen. «Lieber, guter Nikolaus ...» Und die Erwachsenen stimmten mit ein. Im Eingang stand der heilige Nikolaus und er hatte den Schwarzen Piet dabei. Der trug einen grossen Sack mit all den Geschenken. Der Kinder strahlten und ich freute mich über den Erfolg unserer gemeinsamen Arbeit. Um acht Uhr gingen die Kinder ins

Bett. Es hatte ihnen sehr gut gefallen, aber die Feier war noch nicht vorbei. Die Erwachsenen versammelten sich um das Klavier und begannen zu singen. Zum ersten Mal seit langer Zeit sahen sie glücklich aus. Um Viertel vor zehn stieg Walter auf einen Stuhl und bat um Ruhe.

«Meine Damen und Herren», sagte er, «ich möchte einer jungen Dame in unserer Mitte danken, die uns heute, aus eigener Initiative und aus eigenem Entschluss, so viel Glück geschenkt hat. Aber hätten nicht alle Mütter mitgeholfen, wäre diese Feier kein Erfolg geworden, und ich bin froh, dass auch ich etwas habe beitragen können.» Er winkte mich zu sich. «Hetty, ich bin stolz darauf, dich zu kennen, und ich bin sicher, dass ich für alle hier spreche, wenn ich dir und deiner Familie wünsche, dass ihr diese schlimme Zeit heil und sicher übersteht und dass du zu einer wunderbaren jungen Frau aufwächst. Als Erinnerung an diesen Tag möchte ich dir diesen schönen Spiegel schenken, als Dank von uns allen, und ich wünsche dir, dass du dich selbst immer hübscher werden siehst.» Walter küsste mich auf beide Wangen und gab mir einen wunderbaren Handspiegel mit einem rosafarbenen Rand. Lauter Applaus erfüllte den Raum und alle sangen «For she's a jolly good fellow». Ich war nie zuvor öffentlich gelobt worden und wusste nicht, wohin ich schauen oder was ich sagen sollte. Es war zehn Uhr, die Lichter gingen aus und die Feier war vorüber.

Weihnachten kam und ging vorbei. Das Jahr 1944 brach an. Was würde es uns bringen? Jeder hoffte, dass unser Elend in diesem Jahr aufhören würde. Während der festlichen Zeit hatte es keine Transporte gegeben, aber wir wussten, dass es jetzt nicht mehr lange dauern würde.

Am 10. Januar 1944 ging ein erster Transport mit etwa achthundert Menschen mit doppelter Staatsbürgerschaft aus dem Lager Westerbork nach Bergen-Belsen. Am 1. Februar standen unsere Namen auf der Liste für dieses Lager.

An diesem Abend wurden wir mit ungefähr tausendeinhundert Menschen zum Zug gebracht. Überraschenderweise war es ein Personenzug – wenn auch kein Pullman. Wir verliessen Westerbork gegen zehn Uhr und fuhren die ganze Nacht. Ganz Deutschland war verdunkelt und wir konnten draussen nichts erkennen. An einem grossen Bahnhof blieben wir mitten in der Nacht für ungefähr vier Stunden stehen. Dann ging es weiter. Als der Morgen graute, konnten wir ein bisschen von der Landschaft sehen. Wir hatten versucht, während der Fahrt ein wenig zu schlafen, aber es war unmöglich. Die Unsicherheit, wie unser Schicksal aussehen würde, hielt uns wach.

Der Zug wurde langsamer und blieb stehen. Auf einem Schild stand «Celle». Neugierig schauten wir aus dem Fenster und ich hörte Papa erschrocken ausrufen: «Gott stehe uns bei!» Auf dem Bahnsteig standen etwa dreissig SS-Männer mit Bluthunden an der Leine.

«Raus!», schrie jemand.

Verwirrt stiegen wir aus.

«Alles Gepäck hier lassen, ausser Handgepäck, und aufstellen», rief ein SS-Offizier.

Es bildete sich eine lange Schlange. Mütter hielten ihre Kinder an den Händen. Einige der Männer wurden aufgefordert, vorzutreten, unter ihnen war mein Vater. Man befahl ihnen, das Gepäck auf Lastwagen zu laden. Die lange Menschenkolonne setzte sich in Bewegung. Ich konnte eine schmale Brücke über die Bahngleise sehen, und obwohl es noch früh am Morgen war, schauten einige Bewohner der Stadt, meist Männer, zu, wie wir vorbeizogen. Wir liefen und liefen und liefen. Wir hatten unser Gepäck zurücklassen müssen, ohne zu wissen, ob wir es je wiedersehen würden. Deshalb hatten wir alle irgendwelche Taschen dabei. Sie wurden bei dem langen Marsch schwer wie Blei. Jackie, der nie sehr kräftig gewesen war, trug einen kleinen Rucksack. Jetzt wurde er grün um die Nase vor Erschöpfung. Als ich sah, in welchem Zustand er war,

wandte ich mich an einen Mann, der gar nichts trug und das Laufen sogar zu geniessen schien.

«Bitte, könnten Sie so freundlich sein und den Rucksack meines kleinen Bruders für eine Weile tragen?», bat ich. «Er ist erst neun Jahre alt.»

«Ihr seid jetzt nicht mehr in Holland, sondern bei uns», brummte der Mann und sah dabei von seiner Höhe von über Einsachtzig auf mich herab. «Hier habt ihr mir gar nichts zu befehlen, tragt euer Gepäck gefälligst selbst.» Offenbar war er einer der deutschen Flüchtlinge, die Ende der 30er-Jahre in den Niederlanden aufgenommen worden waren. Später dann brachten ihn seine eigenen Landsleute um, denn ich erinnere mich, das er einer der Ersten war, die in Bergen-Belsen an Hunger starben.

Ich forderte Jack auf, mir seinen Rucksack zu geben, und Mama und ich trugen ihn dann jeweils an einem Riemen zwischen uns. Mühsam schleppten wir uns vorwärts, die Menschenschlange wurde langsamer. Hinter uns hörten wir SS-Männer schreien: «Schneller, los!» Ich schaute über die Schulter und konnte am Ende der Schlange zwei ältere Menschen sehen, die sich gegenseitig stützten und mit ihrem Gepäck vorwärts stolperten. Die Frau weinte und der Mann fragte den SS-Offizier etwas. Daraufhin richtete der Bewacher sein Gewehr auf das Paar und rief: «Weiter! Weiter!» Ein junger Mann ging zu den beiden erschöpften alten Leuten und übernahm ihr Gepäck, um ihnen das Laufen zu erleichtern.

Wohin gingen wir? Würden wir je ankommen? Wie lang würde es noch dauern? Lieber Gott, hilf uns! Zum Glück war die Strasse asphaltiert, was wirklich ein Segen war. Unterwegs sahen wir niemanden, keine Autos, keine Menschen, nur die Bewacher mit ihren Hunden. Wären die Umstände nicht so schrecklich gewesen, hätten wir die Schönheit der Wälder mit den kräftigen Kiefern geniessen können. Stunden vergingen,

wir liefen noch immer. Dann sahen wir schliesslich einen hohen Stacheldrahtzaun und ein Tor, an dessen Rückseite SS-Wachmänner sassen. Wir gingen daran vorbei und kamen an ein anderes Tor, das etwa fünfhundert Meter weiter links war. Wir waren im Konzentrationslager Bergen-Belsen angekommen.

3. KAPITEL

Auf den ersten Blick sah Bergen-Belsen aus wie ein grosser, offener Platz. Etwa dreissig Baracken standen ordentlich in drei oder vier Reihen, die Strassen dazwischen waren ungefähr sechs Meter breit. Alles sah gepflegt und aufgeräumt aus. Als wir ankamen, war Bergen-Belsen ein «Aufenthaltslager» für so genannte «Austauschjuden» und ein Lager für Kriegsgefangene, noch nicht das schreckliche Lager, das es kurz darauf werden sollte. Seine Grösse betrug vielleicht ungefähr einen Kilometer auf einen Kilometer, und später fand ich heraus, dass es in weitere kleinere Lager unterteilt war. Unser Lager war ungefähr so gross wie ein Fussballfeld. Wir waren über die Hauptstrasse hingekommen, die das Lager teilte. Auf der rechten Seite befand sich, wie wir später hörten, das Lager für kriegsgefangene Offiziere, das Russenlager. Die linke Seite war in fünf Unterlager aufgeteilt: das SS-Lager und das Magazin, ein Lager, das später ein Häftlingslager wurde, bestimmt für Zwangsarbeiter, das ungarische Lager und unser Lager, das später Sternlager oder Albalalager genannt wurde. Das gesamte Lager war von einem etwa zwei Kilometer breiten Landstreifen umgeben, übersät mit Totenkopf-Warnschildern. Hohe Stacheldrahtzäune mit Wachtürmen markierten die Grenzlinien.

Jedes einzelne Lager war wiederum in kleinere Einheiten unterteilt. In unserem lagen der Appellplatz und das Männerlager zusammen, dann kam ein Zaun mit dem üblichen Tor zum Frauenlager. Wir wurden von unserem Judenältesten empfangen, Herrn Albala, einem Griechen, der

mit vierzig anderen Personen acht Wochen vor uns angekommen war. Diese Griechen, so genannte «Doppelstaatler», und unsere Gruppe waren zu diesem Zeitpunkt die einzigen Gefangenen. Herr Albala sprach Deutsch mit uns und einer unserer Männer übersetzte. Er sagte uns, dass das Tor zwischen dem Männer- und Frauenlager abends um acht geschlossen wurde. Tagsüber könnten wir zusammen sein. Das war wie in Westerbork.

Wir wurden zu unseren Baracken gebracht und erlebten eine angenehme Überraschung. Die Behausungen waren fleckenlos sauber und alle Einrichtungsgegenstände sahen neu aus. Die Baracke war in drei Teile geteilt, in einen Essraum mit grossen Tischen und Stühlen, einen Schlafraum und einen kombinierten Raum zum Waschen und Wäschewaschen. Der Schlafraum hatte doppelstöckige Pritschen und viele Fenster, durch die Luft und Licht hereinkamen. Der Waschraum hatte einen Zementfussboden und zehn Becken, eine Reihe Waschröge und zehn Toiletten.

Nachdem wir die Baracke betreten hatten, setzten wir uns erst einmal hin und zogen unsere Schuhe aus. Die Füsse taten uns schrecklich weh. Besonders meine. Zwei Tage, bevor wir Westerbork verlassen hatten, hatte ich mir einen Topf mit heissem Wasser über den Fuss gegossen und nun war alles rot und geschwollen. Nachdem wir uns eine Weile ausgeruht hatten, begutachteten wir unsere Schlafgelegenheiten. Mama und ich nahmen jede eine obere Pritsche und Jackie eine untere. Mama hatte noch kein Wort über Papa gesagt, aber ich wusste, dass sie sich Sorgen machte. Wir hatten weder ihn noch einen der anderen Männer gesehen, seit wir angekommen waren, und jetzt war es ungefähr vier Uhr.

Zwei Griechen brachten uns einen grossen Behälter mit Essen. Es roch gut. Wir bekamen jeder einen Napf Suppe, Löffel, Messer und Gabel und einen Emailbecher. Der Marsch hatte uns hungrig gemacht und wir hatten seit dem Vortag nichts gegessen. Nachdem ich einen Löffel

Suppe probiert hatte, schaute ich Mama an. Ich konnte sehen, dass es ihr nicht schmeckte. Es war heisses Wasser, in dem ein paar Fasern Sauerkraut schwammen. Wir brachten das Zeug nicht runter und wir waren nicht die Einzigen. Eine Frau beschloss, ihre Füsse mit der Suppe zu waschen, und andere folgten ihrem Beispiel.

Es war halb fünf, als der Lastwagen mit unserem Gepäck ankam. Die Männer, die am Bahnhof zurückgehalten worden waren, hatten das Gepäck der tausendeinhundert Menschen, die an diesem Morgen in Celle angekommen waren, aufgeladen. Als die Nachricht von ihrer Ankunft durch das Lager ging, rannten alle hinaus auf den Platz, der später der Appellplatz wurde. Wir kamen gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie der Lastwagen in das Lager einfuhr. Auf dem ganzen Gepäck sass mein Vater und andere Männer. Wir riefen ihm zu, und er lächelte breit, als er uns entdeckte. Der Lastwagen hielt, Papa sprang herunter und lud, zusammen mit den anderen Männern, die Sachen ab. Alle suchten ihre Habseligkeiten zusammen. Wir mussten uns anstrengen, alles zur Baracke 27 zu bringen, wo meine Mutter, Jack und ich untergebracht waren. Es war angenehm, wieder die Decken zu haben, die wir aus Holland mitgebracht hatten, um unsere Betten für die Nacht herzurichten. Wir besaßen auch einige Laken und als Kopfkissen stopften wir Pullover in Kissenbezüge. Die Koffer mit dem Rest unserer Kleidung stellten wir auf Jackies Bett, ans Fussende. So konnten wir auf unsere Sachen aufpassen, denn einen anderen Platz gab es nicht.

Etwas früher waren zwei Männer in die Baracke gekommen und hatten gefragt, ob jemand von uns Deutsch könne. Eine magere Dame mit einem harten Gesicht war vorgetreten. Sie war eine jener Flüchtlinge, die vor dem Krieg in den Niederlanden Asyl gefunden hatten. Sie sprach Niederländisch mit einem schweren, deutschen Akzent und unterhielt sich mit den beiden Männern. Obwohl wir nicht viel von dem verstanden, was gesagt wurde, begriffen wir, dass sie von nun an unsere Bar-

ckenälteste sein würde. Als die Männer verschwunden waren, übernahm sie die Herrschaft, als habe sie nie etwas anderes getan. Und auch, als sie uns das Recht gab, einen bestimmten Schrank an der Wand des Essraums zu benutzen, weckte ihre Position bei uns innere Widerstände, denn wir wollten keine Befehle von dieser Deutschen entgegennehmen, die wir ein paar Jahre zuvor in unser Land aufgenommen hatten.

Als wir unsere Koffer ausgepackt hatten, brachte Mama die Nahrungsmittel und Kochutensilien, ein Bügeleisen und noch ein paar Dinge wie Waschpulver und Seife, die wir mitgebracht hatten, in den angewiesenen Schrank. Gegen ein Trägerkleid tauschte sie ein Schloss, um Diebstähle zu verhindern.

Ungefähr um sieben Uhr brachten Max und Papa ihre Betttücher und etwas frische Wäsche für den nächsten Tag zur Baracke 14. Bis zum nächsten Morgen sahen wir sie nicht mehr.

Unsere Baracke war die letzte, die belegt worden war, und obwohl sie sechzig Betten hatte, waren nur dreissig Menschen da, sodass wir die freie Wahl hatten. Pritschen und Strohmattzen waren neu und offensichtlich gut genug für Menschen, die gegen deutsche Kriegsgefangene ausgetauscht werden sollten. Es gab eine Bettenreihe an der Fensterwand und zwei Reihen mitten im Raum. An diesem ersten Abend wurde uns kein Essen gebracht, deshalb gab uns Mama ein paar Kekse. Wir waren so müde, dass wir alle um acht Uhr im Bett lagen.

Am nächsten Morgen erwachten wir beim ersten Lichtstrahl und betrachteten unsere neue Umgebung. Obwohl es Winter war, schien die Sonne, was unserem Schlafraum eine freundliche Atmosphäre verlieh. Einige Frauen waren früher aufgewacht als wir und schon im Waschraum gewesen. Mama, Jackie und ich zogen mit Handtüchern und Seife los, um uns zu erfrischen. Der Raum war leer bis auf eine ältere Dame, die, wie Gott sie geschaffen hatte, an einem Becken stand. Nie zuvor hatte ich einen fremden Menschen nackt gesehen und erschrak sehr. Die

Frau beachtete uns nicht und fuhr mit dem Waschen fort. Lieber Gott, dachte ich, sehen etwa alle Frauen so aus, wenn sie alt werden? Die Frau war sehr gross und knochig, mit einer gelben, trockenen Haut. Ihre Brüste, die aussahen wie leere Papiertüten, hingen ihr geradezu bis zur Taille. Meine Mutter bemerkte meine Verblüffung und flüsterte: «Hör auf, hinzuschauen. Lass der Frau ein bisschen Privatsphäre.»

Jackie war sichtlich auch erschrocken, aber Mama drehte ihn mit festem Griff in die andere Richtung und befahl ihm, sich zu waschen. Aber wir beide, Jackie und ich, konnten einfach nicht anders, und unsere Blicke wanderten immer wieder hinüber zu der Frau, die nach einer Weile begann, sich abzutrocknen, und die dann mit einer schnellen Bewegung ihre Brüste über die Schultern warf, um sich auch vorn ganz abzutrocknen. Das wurde sogar meiner Mutter zu viel. Unsere Gesichter und unsere Hände waren noch nass, als sie uns förmlich aus dem Waschraum schob. Draussen fingen wir alle drei an zu lachen und Jackie verpasste der Frau sofort einen Namen, «Frau Kuh». Die Frau hatte keinerlei Scham darüber gezeigt, dass wir sie nackt sahen, und wir mussten wohl oder übel akzeptieren, dass unsere eigenen Hemmungen hier keine Rolle spielen würden. Wir konnten es zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen, aber jenes Ereignis war der Beginn eines Werteverfalls, den wir in den kommenden Monaten in Bergen-Belsen immer stärker erleben sollten.

Als wir wieder in der Baracke waren, sagte man uns, dass schwarzer Kaffee gekommen sei. Wir probierten ihn. Er schmeckte schrecklich und war nichts anderes als braunes Wasser. Zu essen gab es nichts, daher mussten wir etwas aus unserem Schrank nehmen. Max und Papa kamen um neun Uhr. Ihre Baracke sei voll belegt, sagten sie, auch der Oberrabbiner sei in Baracke 14. Am Morgen hatten sich diejenigen, die ihre religiösen Gebräuche einhielten, zu einem geheimen Gottesdienst ver-

sammelt. Auch sie hatten diesen schwarzen Kaffee bekommen, und wir waren alle der Meinung, dass er eklig schmecke. Irgendwie gelang es Mama, Wasser heiss zu bekommen, und sie machte uns eine Tasse Tee. Papa und Max bekamen ein paar Kekse, wir hatten unsere bereits vorher gegessen. Mama und Papa machten mit unserer Barackenältesten aus, dass Papa und Max ihre tägliche Ration hier bei uns bekommen würden, so könnten wir als Familie zusammenhalten.

Einige Tage lang liess uns die SS in Ruhe. Jeder versuchte, sich physisch und mental an den Alltag in Bergen-Belsen zu gewöhnen. Nach ungefähr drei Tagen teilte uns die Barackenälteste mit, dass wir am nächsten Morgen um Punkt sieben alle zum Anwesenheitsappell auf dem Appellplatz erscheinen müssten. Also standen wir um sechs Uhr auf, wuschen uns schnell und zogen uns so warm an, wie wir konnten. Dann gingen wir zum Essraum, wo wir einen Becher braune Brühe erhielten, die Kaffee oder Tee sein sollte. (Unsere Brotration bekamen wir zum Mittagessen, zusammen mit einem Napf Suppe. Die Suppe war ein halber Liter warmes, bräunliches Wasser, in dem ein paar Karotten oder ein bisschen Kraut schwammen.)

Um halb sieben riefen die Melder: «Alle zum Appell.»

Alle, die laufen konnten, sogar dreijährige Kinder, mussten auf dem Appellplatz erscheinen, um gezählt zu werden. Dort hiess es in Fünferreihen zu stehen, und wenn der Scharführer zum Zählen kam, hatten wir stramm zu stehen, mit erhobenen Köpfen und geradeaus gerichteten Augen. Bewegungslos und mucksmäuschenstill.

Das Chaos, das an jenem Morgen und an vielen weiteren Tagen herrschte, war unbeschreiblich. Wir waren nicht daran gewöhnt, in Reih und Glied zu stehen wie bei der Armee, wir waren auch nicht daran gewöhnt, wie Kriminelle gezählt zu werden. Aber an diesem Morgen hatten wir Glück. Entweder standen wir endlich einigermaßen korrekt oder die SS hatte etwas anderes zu tun, jedenfalls wurden wir nach anderthalb

Stunden entlassen. Am folgenden Tag waren wir weniger glücklich, diesmal dauerte der Appell zwei Stunden. Bald fanden wir heraus, dass uns die SS, wenn wir ihren Standards nicht entsprachen, stundenlang stehen liess. Die Barackenälteste versuchte verzweifelt, uns das Verhalten beizubringen, das die SS wünschte. Die qualvollen Stunden auf dem Appellplatz gingen nur langsam vorbei, und viele Gebete wurden ausgestossen, vor allem von alten Menschen, die sich kaum mehr auf den Beinen halten konnten, und von Kindern, die vor Kälte und Hunger zitterten und deren Gesichter von Tag zu Tag kleiner wurden. Manchmal war unsere Mittagessenszeit schon vorbei, wenn die SS uns gehen liess. Dann blies Herr Albala auf einer Pflöfe, und die Musik eines philharmonischen Orchesters hätte nicht süsser klingen können. Nach dem Pfiff rannten wir, so schnell uns unsere Füsse trugen, in unsere Baracken zurück. Unsere Betten waren unser Zuhause geworden, der einzige Platz, an dem wir uns ein bisschen sicher fühlten.

Wir waren etwa zwei Wochen in Bergen-Belsen, als die SS alle Männer ab fünfzehn Jahren um sechs Uhr zum Appell rief; sie sollten in Arbeitskolonnen eingeteilt werden. Zu den härtesten und gnadenlosesten Arbeiten gehörte es, in den Wäldern die Wurzeln von Bäumen zu roden. Mein Vater und der Oberrabbiner wurden dieser Kolonne zugeteilt. Sie verliessen das Lager um sechs Uhr morgens und kamen am späten Nachmittag zurück. Am ersten Tag brachte mein Vater ein paar Beeren mit, die er in den Büschen gepflückt hatte. Er hatte seine Taschen gefüllt und leerte sie in einen unserer Suppennäpfe. Es war nicht viel, aber der Anblick der Beeren machte uns froh. Ich durfte als Erste eine probieren. Sie schmeckten sauer und bitter.

«Vielleicht sind sie noch nicht reif», sagte Mama.

Max und Jackie versuchten auch eine Beere, konnten sie aber ebenfalls nicht herunterbringen. Was für ein Jammer, sie sahen so appetitlich aus. Wir stellten den Napf mit den Beeren unter das Bett. Vielleicht wür-

den sie durch das Stehen reifer werden. Ein paar Tage später, als mir der Magen vor Hunger knurrte, zog ich den Napf hervor. Die Beeren sahen noch immer so aus wie vorher, aber ich probierte sie trotzdem. Brrr, waren sie sauer. Ein Mann mittleren Alters, der vorbeikam, sah meine Grimasse und die Schüssel mit den Beeren.

«Ein Jammer, dass wir sie nicht essen können», sagte ich. «Vielleicht sind sie giftig.»

Er streckte die Hand aus und ich gab ihm ein paar Beeren. Er gab zu, dass man sie roh nicht essen könne und schlug vor, wir sollten versuchen, sie zu kochen.

«Wie sollen wir sie denn kochen?», fragte ich.

Mein neuer Freund sagte, er würde etwas organisieren, und ging. Zwanzig Minuten später kam er mit einem kleinen Spirituskocher zurück, nur besaßen wir keinen Spiritus. Also nahm ich den Brenner heraus, sodass nur das Gestell eines Kochers zurückblieb und schickte Jackie los, um ein paar Zweige oder irgendwelche Holzstücke zu suchen. Wir schnitten das Holz in Splitter, und nach einigen Versuchen gelang es auch, den Ofen zum Funktionieren zu bringen. Ich stellte den Topf mit den Beeren darauf, aber es nützte nichts. Ausserdem verbrannte das Feuer viel zu schnell. Immer wieder versuchte ich es von neuem, aber es wollte mir einfach nicht gelingen, die Beeren zum Kochen zu bringen. Schliesslich halbierte ich die Beerenmenge im Topf, aber auch das brachte nichts. Henri, mein neuer Freund, war gegangen, als ich mit dem Beerenkochen anfang, denn wir wussten alle, dass es strafbar war, in den Baracken Feuer zu machen. Ab und zu kam er zurück, um sich nach den Fortschritten zu erkundigen. Nach über einer Stunde, als ich bereit war, aufzugeben, kam er mit ein paar Spirituswürfeln zurück. Nun war es leicht. Das Wasser kochte, und die Beeren kochten auch. Ich stellte mir vor, eine berühmte Köchin zu sein und die wunderbarste Marmelade herzustellen, die wir auf unsere trockne, harte Brotration schmieren könnten. Aber die Spiritusstücke verbrannten sehr schnell, und es wurde

klar, dass weiteres Material nötig wäre, um die Arbeit zu vollenden. Ich warf Henri einen bittenden Blick zu, und er sagte, er wolle versuchen, noch etwas zu bekommen. Er kam mit ein paar weiteren kleinen Spiritusstückchen zurück und sagte, diese seien endgültig die letzten, die er beschaffen könne. Resigniert zündete ich das letzte an und starrte in die Flamme. Jede Faser meines Körpers war auf die Flamme gerichtet, bemüht, ihr genug Hitze zu geben, um die Beeren essbar zu machen. Langsam wurde die Flamme kleiner und kleiner, bis nur noch ein Funke übrig war. Vorsichtig probierte ich die klebrige Masse am Boden des Napfes, aber das Zeug war noch immer nicht essbar. Ich gab Henri den Kocher und die restlichen Beeren und sagte, sie seien nicht gut, aber er nahm sie glücklich an. Mit vielem Dank verliess er mich, ich sah ihn nie wieder.

Alle Frauen wurden zum Appell gerufen, und die SS suchte aus ihnen Gruppen heraus, die in der Küche das Essen für das Lager kochen sollten. Meine Mutter gehörte zu den Ausgewählten für die Schälküche. Sie musste um drei Uhr zum Appell aufstehen, begann um vier Uhr morgens mit der Arbeit und kehrte erst um sechs Uhr abends zurück. Deshalb bekam ich den Auftrag, mich um meine beiden Brüder zu kümmern, ihre Kleider zu waschen, ihre Betten zu machen und ihre tägliche Essensration abzuholen.

Wir waren nun schon drei Wochen in Bergen-Belsen. Die Verbrennung an meinen Füßen wollte nicht heilen und die Wunde sah entzündet aus. Der Lagerarzt riet mir, eine Woche liegen zu bleiben, und gab mir ein Attest, mit dem ich am täglichen Appell nicht teilnehmen musste.

Unsere Baracke war sauber und angenehm, und ich war glücklich, dass ich im Bett liegen und ein Buch lesen konnte, das mir jemand geliehen hatte. Es war friedlich hier, als fast alle zum Appell gegangen waren. Nur am anderen Ende des Schlafraums lag eine andere Frau

krank im Bett und schlief. Nach etwa zwei Stunden kehrten die Frauen und Kinder vom Appell zurück und bald danach kam unser Mittagessen. Auch meine Mutter kam von der Arbeit früher zurück, da in der Schälküche nicht viel losgewesen war. Ich beschloss, aufzustehen und meiner Mutter im Essraum ein wenig Gesellschaft zu leisten. Mama sass mit ein paar anderen Frauen an einem der Tische und unterhielt sich. Ich hatte gerade meinen Stuhl herangezogen, um mich zu ihnen zu setzen, als Flugzeuglärm zu hören war. Auf den Wachttürmen wurde mit Maschinengewehren geschossen. Alle schrien, auch ich wurde von Panik gepackt und rannte zurück zu meinem Bett. Kugeln flogen um mich herum.

«Hetty, schnell, leg dich auf den Boden», schrie meine Mutter.

Ich hörte ihre Rufe über das Getöse hinaus, warf mich auf den Boden und sah dabei noch, wie die kranke Frau aus dem Schlafraum aus dem Bett sprang und auf uns zurannte. Eine Kugel traf sie, und, wie im Traum, sah ich sie blutend zusammenbrechen.

«Sie ist getroffen, sie ist getroffen», schrie ich weinend meiner Mutter zu.

Ungefähr fünf Minuten lang beschossen die Flugzeuge das Lager. Als sie verschwanden, sah jemand nach der Frau. Eine Tragbahre wurde herbeigeschafft und sie wurde zur Krankenbaracke gebracht. Noch in derselben Nacht starb sie. Erst zweiunddreissig Jahre alt, war diese junge Frau die erste Tote unserer Baracke. Ich blieb den Rest des Tages dicht bei meiner Mutter, und als wir an diesem Abend schlafen gingen, fand ich zwei Gewehrkugeln in meinem Bett. Eine von ihnen hatte ein grosses Loch in mein Buch geschlagen.

Immer wieder kamen neue kleine Gruppen von Menschen ins Lager: Sinti und Roma aus Ungarn und jüdische Familien aus Italien. Lastwagen kamen mit abgebrochenen Baracken aus an deren deutschen Lagern

und die Männer unseres Lagers mussten die Baracken auf einem Teil des Appellplatzes wieder aufbauen. Die meisten von ihnen waren ungeübt in körperlicher Arbeit, weshalb die Arbeit nur langsam vorwärts ging. Um den Bau voranzutreiben, schafften die SS-Männer Gefangene aus dem Lager herbei, das neben unserem lag, und zum ersten Mal sahen wir sie aus der Nähe. Im Gegensatz zu uns trugen sie weisse und graue Baumwollkleidung, die Uniform der Konzentrationslager. Früh am Morgen marschierten sie in unser Lager, geübt, sich korrekt zu bewegen. Wenn sie auf ihrem Weg durch das Tor gingen, rief der Kapo «Mützen ab, Augen rechts!», und sie salutierten vor dem SS-Scharführer, der sie zählte, während sie vorbeigingen. Wenn sie die Mützen abnahmen, entblössten sie ihre geschorenen Köpfe. Sie sahen mager und mitgenommen aus. Der Kapo brüllte seine Befehle und die Männer bewegten sich. Sie hoben und schlepten Bretter und hämmerten die Baracken zusammen. Sie wussten, wie man der riesigen Peitsche des Kapo auswich, deren Schläge sie ertragen mussten, wenn sie nicht schnell genug arbeiteten. Sie waren aus Osteuropa und meiner Meinung nach sprachen sie Polnisch oder Estnisch. Wir konnten sie nicht verstehen.

Ich stand mitten in einer Gruppe jüngerer Kinder und schaute aus der Entfernung zu. Nach etwa einer Stunde ging ich zurück zur Baracke, ich konnte es nicht mehr mit ansehen. Und doch erinnerte ich mich an das Lächeln, das ein Gefangener mir schenkte, gerade als er mit einem anderen einen schweren Holzbalken heben sollte. Sein erschöpftes Gesicht wurde lebendig durch dieses Lächeln, als wollte er mir sagen: «Ich habe noch nicht aufgegeben.»

Unsere Baracke wurde immer voller. Jackies Bett war besetzt, so musste ich meines mit ihm teilen, aber zum Glück war ich nicht besonders gross und so schliefen wir jeder an einem Bettende. Unsere Koffer deponier-

ten wir am Fussende von Mamas Bett. Sie stand jede Nacht um drei Uhr auf und ging in die Schälküche. Papa verliess seine Baracke um sechs, um zur Arbeit zu gehen. Wir sahen ihn zum Mittagessen und abends nach der Arbeit für etwa eine Stunde. Ich wartete immer in der Nähe des Tores auf ihn, und wenn er todmüde ankam, sagte er oft zu mir: «Ich halte es nicht mehr lange durch. Wann werden wir wieder frei sein? Warum dauert es so lange Zeit?»

Dann nahm ich seine Hand, und das Herz tat mir weh, ihn so traurig zu sehen.

«Los, Papa, du schaffst es», sagte ich. «Verlier bloss nicht die Hoffnung. Ich bin sicher, es dauert nicht mehr lange.»

«Meinst du wirklich?»

«Ja, ich bin sicher», antwortete ich. «Denk doch nur an den Spruch: ,Die letzten Kisten sind die schwersten. ‘«

Ohne viel zu sprechen, gingen wir dann zu unserer Baracke, wo Jackie und Max wie üblich oben auf unseren Betten schon auf ihn warteten. Später ging Papa mit den Jungen zum Tor, um auf Mama zu warten. Sie zog zur Arbeit immer hohe Lederstiefel an, die sie aus Holland mitgebracht hatte. In diesen Stiefeln, die unter den Hosen verborgen waren, versteckte sie zum Beispiel kleine Karottenstücke und schmuggelte sie durch das Tor zurück in unser Lager. Sie riskierte ihr Leben auf diese Weise gleich zweimal: wenn sie die Nahrungsmittel in ihren Stiefeln versteckte, und dann, wenn sie damit unter den wachsamen Augen der SS durch das Tor ging. Und doch wollte sie ihrem Mann und ihren hungrigen Kindern etwas zum Essen mitbringen.

Das Essen, das wir bekamen, wurde immer schlimmer. Mittags gab man uns um die vier Zentimeter trockenes, hartes Brot. Die Barackenälteste zerschnitt die viereckigen Laibe mit einem Lineal, während die anderen mit Argusaugen darauf aufpassten, dass keiner ein bisschen mehr erhielt. Manchmal bekamen wir ein winziges Stück Butter oder einen Löffel Marmelade, meist war es aber nur trockenes Brot. Es gab

auch Suppe, die aussah wie gefärbtes Wasser, in dem kleine Stückchen Kohl oder Karotten schwammen. Wir waren alle schrecklich ausgehungert und wurden Meister darin, unsere Essensration so aufzuteilen, dass sie vierundzwanzig Stunden vorhalten würde.

Die Neuigkeit verbreitete sich schnell, dass der Rabbiner um vier Uhr hinter der Baracke 17 ein Treffen abhalten wolle, um einige Dinge zu besprechen. Auch ich beschloss hinzugehen. Als ich zur angegebenen Zeit dort ankam, waren nur acht Männer da, keine einzige Frau. Die Männer standen dicht beieinander, sie stellten dem Rabbiner Fragen und wurden von dem ruhigen, frommen Mann getröstet.

«Was sollen wir tun? Wir sind hungrig, und das Essen, das wir bekommen, ist nicht koscher», fragte ein Mann den Rabbiner.

«Gott hat uns befohlen, nur koschere Nahrung zu uns zu nehmen, aber er hat das Leben erschaffen, und deshalb sage ich, dass dies ein Notfall ist und das Leben zuerst kommt», antwortete der Rabbi. «Als Diener des Allmächtigen erkläre ich hiermit, dass ihr alles essen dürft, auch wenn es *treife* ist, rituell unrein. Eure erste Pflicht ist es, am Leben zu bleiben.»

Ich war tief betroffen, als ich diese Worte hörte, ebenso wie der Mann, der die Frage gestellt hatte. Er bekannte, dass der Hunger ihn schon dazu gebracht hatte, Gottes Gebot zu brechen, aber es beunruhigte ihn sehr.

«In Gottes Augen hast du kein Unrecht begangen, deshalb mach dir keine Sorgen mehr», versicherte ihm der Rabbiner.

Nach dem Treffen ging ich zurück zu unserer Baracke, und obwohl wir nie einen koscheren Haushalt geführt hatten, konnte ich das, was der Rabbiner gesagt hatte, nicht einfach vergessen. Ich fühlte mich irgendwie betrogen. Ausgerechnet der Rabbiner riet uns, Teile des Glaubens aufzugeben, des Glaubens und der Regeln, die das Leben der Juden bestimmen, sogar das Leben jener Juden, die es irgendwie irgendwohin

verstreut hatte. Für jeden gibt es tief innen einen Funken, der nie erlöscht. Ein Funke, der uns sagt, wohin wir gehören.

Die Leute unserer Baracke waren wütend. Während der Nacht hatte jemand die privaten Schränke im Essraum aufgebrochen und Brotrationen und andere Nahrungsmittel gestohlen. Viele Vermutungen wurden geäußert, wer es getan haben könnte. Sogar Max und Jackie wurden beschuldigt. Vater befragte Jackie und war froh, dass er die Tat nicht begangen hatte. Max konnte es gar nicht gewesen sein, denn er schlief mit Vater in der Männerabteilung. Nacht um Nacht wurde weiter gestohlen, auch einer alten Dame wurde das letzte Brot genommen.

Einige Männer beschlossen, nachts Wache zu halten, um den Dieb zu erwischen. Am nächsten Tag ging es durch das ganze Lager, dass die Männer Erfolg gehabt hatten. Der Dieb war Emile, ein zwölfjähriger Junge. Die Lagerältesten hatten davor schon eine Art Gericht gegründet, denn ihrer Meinung nach war es besser, wenn sie sich selbst mit Übertretungen auseinander setzten, als dass sie es der SS überliessen. Wann immer es erforderlich war, wurde in der Nähe von Albalas Büro Gericht gehalten. Ein Tapeziertisch wurde aufgestellt, und fünf Männer, der eine oder andere soll sogar ein Jurist gewesen sein, behandelten den Fall, der ihnen vorgelegt wurde. Dem Beschuldigten wurde ein «Verteidiger» zugeteilt, der für ihn plädierte. Die Anhörung dauerte nie sehr lange, um nicht die Aufmerksamkeit der SS zu erregen. Joseph Weiss, ein kluger, von allen Lagerinsassen akzeptierter Mann, war der Vorsitzende. Emile wurde vor das Gericht gebracht und als Strafe dazu verurteilt, einen Monat lang die Baracke zu reinigen.

«Hetty, wenn es nicht bald besser wird, werden wir Papa verlieren», sagte Mama.

Ich nickte zustimmend.

«Wäre es möglich, Hetty», fuhr Mama fort, «dass du und ich jeden Tag einen Napf Essen teilen, damit Papa zwei Portionen bekommt?»

«Aber dann wirst du selbst hungern, Mama. Du brauchst es.»

«Ja», sagte Mama, «aber wir Frauen brauchen nicht so viel zu essen wie ein Mann.»

Einen Moment lang dachte ich über diesen Vorschlag nach, dann stimmte ich zu. Mama umarmte mich und sagte, sie würde mir jeden Tag ein paar Karotten bringen. Sie selbst konnte rohe Karotten in der Schälküche essen.

«Hetty, die Barackenälteste will dich sehen.» Ein älterer Mann stand neben meinem Bett und überbrachte mir diese Nachricht.

«Warum?», fragte ich.

«Du solltest lieber gleich in den Essraum kommen», sagte der Mann und ging davon.

Ich stieg von meinem Bett hinunter und ging zum Essraum. Frau Müller, die Barackenälteste, die ich entschieden nicht leiden konnte, gab mir ein Zeichen, näher zu kommen.

«Ich möchte, dass ihr euren Schrank sofort leer macht», sagte sie.

«Warum? Wir brauchen den Schrank», widersprach ich.

«Tu, was ich dir gesagt habe», sagte sie. «Ich haben den Schrank einer anderen Frau zugeteilt.»

Eine Welle von Hass stieg in mir auf. Die Frau, die nun unseren Schrank benutzen durfte, gehörte zu einer Gruppe von schleimigen, aalglatten Frauen, die um die Gunst der Barackenältesten wetteiferten. Ich ging zurück zum Schlafraum, um den Schlüssel für das Schloss zu holen. Max kam gerade, als ich ihn in der Hand hielt

«Was ist los?», fragte er, als er mein wütendes Gesicht bemerkte.

«Diese Barackenschlampe hat mir befohlen, den Schrank leer zu machen. Du solltest mir lieber helfen, alles aufs Bett zu bringen.»

Wir gingen in den Essraum zurück und räumten unsere mageren Besitztümer aus dem Schrank: unsere Tagesration, ein paar Schachteln mit Vitamintabletten und Aspirin, ein paar Töpfe, unsere Suppennäpfe, Löffel und Messer, ein paar Küchenhandtücher und unsere Zahnbürsten. Wir legten alles oben aufs Bett. Ich versteckte die Brotration in einem unserer Koffer, damit niemand sie sehen konnte. Es gab noch drei andere Familien, deren Schränke konfisziert worden waren. Ich sagte Max und Jackie, der gerade von einem Gang durch das Lager zurückgekommen war, sie sollten auf unsere Sachen aufpassen, weil ich etwas Unterwäsche von der Wäscheleine holen wollte, bevor es dunkel wurde.

Als ich mit der sauberen Wäsche zurückkam, war unser Bett verlassen, Max und Jackie waren nirgends zu sehen. Eine Frau erzählte mir, was geschehen war. Offenbar war mein Vater früher von der Arbeit zurückgekommen und die Jungen hatten ihm von dem konfiszierten Schrank erzählt. Mein Vater wurde wütend, und da er ein sehr aufbrausendes Temperament besass, stürmte er in den Essraum und teilte der Barackenältesten in klaren Worten mit, was er von der Sache hielt. Die Barackenälteste beschwerte sich bei Albala über meinen Vater, der ihn daraufhin in sein Büro bestellte.

Albala, umgeben von seinen «Leutnants», sagte meinem Vater, er dürfe unsere Baracke nicht mehr betreten, ausserdem würden wir mit dem Entzug von zwei Tagesrationen bestraft. Das brachte meinen Vater erst richtig auf. Er packte Albala an seiner Krawatte, und gerade, als er zuschlagen wollte, betrat Scharführer Lübben das Büro.

«Was ist hier los?», rief er. «Sperrt den Verbrecher ein!»

Vier starke Männer packten meinen Vater und schleppten ihn über den Appellplatz zum kleinen Bunker. Während das in Albalas Büro geschah, wartete ich in der Baracke auf meinen Vater und meine Brüder. Plötzlich wurde an das Fenster neben unseren Betten geklopft. Es war derselbe alte Mann, der mich zuvor zu der Barackenältesten gerufen hat-

te. Er schien sehr aufgeregt und atemlos zu sein und bedeutete mir, das Fenster zu öffnen.

«Dein Vater hat sich mit Albala geprügelt und jetzt bringen sie ihn gerade zum Bunker», keuchte er.

Ich erstarrte vor Schreck.

«Oh Gott, was wird mit ihm geschehen?» Ich begann zu weinen, der alte Mann versuchte mich zu beruhigen.

«Ich bin sicher, Herr Weiss wird helfen, so gut er kann», sagte er.

«Ich gehe jetzt besser zum Tor und warte auf meine Mutter», sagte ich. «Ich möchte nicht, dass sie es von jemand anderem erfährt.»

Ich traf Mama am Tor. Max und Jackie waren ebenfalls dort. Mama küsste uns, dann schaute sie sich nach Papa um.

«Wo ist euer Vater? Ist er noch nicht von der Arbeit zurück?», fragte sie.

Die Jungen senkten die Köpfe und wichen Mamas Blick aus. Es blieb an mir hängen, sie über das zu informieren, was am Nachmittag geschehen war, und es fiel mir nicht leicht. Wie erzählt man seiner Mutter, dass der Vater im Bunker ist? Ich fing an zu stottern.

Mama reagierte alarmiert.

«Was ist los, Hetty? Was ist passiert?», drängte sie.

Die schreckliche Geschichte brach aus mir heraus und meine Mutter erschrak.

«Kommt mit zur Baracke, es wird kalt», sagte sie, als sie sich wieder gefasst hatte. «Dann gehe ich zu Herrn Weiss, um herauszufinden, was passiert ist, und ob wir für Papa ein paar Decken und etwas zu essen zum Bunker bringen können.»

Mama wusch sich das Gesicht, bevor sie mit Max Herrn Weiss suchte. Sie blieben vielleicht eine Stunde weg.

«Hetty, beeil dich! Gib mir zwei Decken und ein Kissen», sagte Mama. «Ich muss die Sachen so schnell wie möglich zu Herrn Weiss bringen, ab acht Uhr ist Ausgangssperre. Ich komme gleich wieder zu-

rück. Mach inzwischen etwas Platz für Max, er wird heute Nacht bei uns schlafen.»

«Warte Mama, nimm eine Brotration für Papa mit», sagte ich. Ich öffnete den Koffer mit unseren Rationen, wickelte Papas in das erste saubere Kleidungsstück, das ich fand – eine von Mamas Unterhosen –, und gab sie ihr. Sie verschwand mit Max, und ich hoffte nur, dass sie vor der Ausgangssperre zurück sein würden.

Es war eine Minute vor acht, als Mama und Max auftauchten, und obwohl Mama völlig erschöpft war, sah ich ihr an, dass sie sich etwas wohler fühlte. Zu viert sassen wir oben auf dem Bett, während Mama berichtete, was geschehen war. Herr Weiss hatte ihr gesagt, dass Papas Angriff auf den Judenältesten von der SS sehr ernst genommen wurde und ihm der Transport in ein Konzentrationslager drohte. Doch Albala und Herr Weiss hatten Scharführer Lübben dazu überredet, Vater vor unser eigenes Gericht stellen zu lassen. Das sollte gleich am folgenden Tag passieren, er werde angemessen bestraft werden. Lübben hatte sich damit einverstanden erklärt, aber gesagt, er würde sich überlegen, welche zusätzliche Strafe er verhängen wolle.

In dieser Nacht konnten Mama und ich nicht schlafen, nicht nur, weil Max bei uns lag und es deshalb sehr eng war, sondern auch, weil unsere Gedanken sich ständig mit Papa beschäftigten. Der Wind heulte durch das Lager und es war sehr kalt. Ich betete, dass es Papa gut ging, und war froh, dass er einige unserer Decken hatte. Mama und ich unterhielten uns leise, um die anderen nicht zu wecken.

«Morgen werde ich zu Lübben gehen», sagte sie.

«Warum?», sagte ich. «Tu's nicht, es ist zu gefährlich. Denk darüber nach und morgen sehen wir weiter. Und jetzt versuche noch etwas zu schlafen, du musst um drei Uhr wieder aufstehen.»

Mama stimmte zu und versuchte, sich etwas bequemer hinzulegen.

«Schlaf du auch, Hetty», sagte sie, als sie die Augen zumachte.

Ich betrachtete meine Mutter: Ihre Augenlider waren durchsichtig weisslich-blau, ihr Gesicht war schmaler geworden und ihre Haut war sehr weiss gegen ihre schwarzen Haare. Trotz allem war sie immer noch meine schöne Mutter. Ihre Atemzüge wurden tiefer und zeigten mir, dass sie eingeschlafen war. Ich beugte mich vorsichtig über sie und küsste ihre Wange, die sich unter meinen Lippen sehr eingefallen anfühlte.

«Oh, lieber Gott», betete ich, «hilf uns, damit das alles bald vorüber ist.» Ich drehte mich auf die Seite, um auch ein wenig Schlaf zu finden. Irgendjemand schnarchte und der Schlaf wollte nicht kommen. Ich starrte auf die Konturen der anderen Schlafenden, während die Stunden langsam vorbeigingen.

Hermans Uhr, die ich nicht vom Handgelenk genommen hatte, seit er deportiert worden war, zeigte drei Uhr. Sanft weckte ich meine Mutter und sagte ihr, dass sie zur Arbeit gehen müsse. Sie war so müde. Sie zog sich oben auf dem Bett an, aber in ihre Schuhe schlüpfte sie erst, als sie hinuntergestiegen war.

«Ich will sehen, ob ich zum Mittag kommen kann», flüsterte sie, um Max und Jackie nicht zu wecken. «Ich werde sagen, ich bin krank, und ich bin sicher, dass Koch (der für die Schälküche verantwortliche SS-Offizier) mich gehen lässt. Er ist der vernünftigste SS-Mann von allen. Wenn ich es hinkriege, will ich zu Lübben oder Rau gehen, wenn die Arbeitskommandos nach der Mittagspause wieder zur Arbeit losmarschieren.»

Ich konnte nichts tun. Mama hatte ihren Entschluss gefasst. Man sagt, eine jiddische Mutter kämpfe bis zum Tod für ihre Familie, und hier hatte ich den Beweis dafür. Ohne Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit würde sie für ihren Mann ein Wort einlegen.

«Schau nach den Jungen», sagte Mama. Sie zog meinen Kopf hinunter und küsste mich. «Ich muss mich beeilen, sonst komme ich zu spät. Versuch doch, noch ein bisschen zu schlafen.»

Sie ging. Meine taphere, kleine Mutter. Oh, wie lieb ich sie hatte!

Ich musste eingeschlafen sein, denn ich wachte auf, als zum Appell gerufen wurde. Schnell zog ich mich an und rief Max und Jackie zu, sie sollten sich sehr warm anziehen, denn es war zwar sonnig draussen, aber noch immer kalt. Jackie und mir wickelte ich einen Schal um den Kopf, während Max noch immer die Mütze trug, die Oma Hetty gestrickt hatte, als sie untergetaucht war. Ein Mann aus dem Widerstand hatte uns damals das Päckchen gebracht, in dem sich ebenso ein paar gestrickte Kniestrümpfe für mich befunden hatten. Ich trug sie, seit wir in Bergen-Belsen angekommen waren. Und sie hielten meine Füsse warm und trocken während der langen Stunden auf dem Appellplatz.

«Los, zum Appellplatz, die meisten Leute sind schon draussen», drängte ich Max und Jackie.

Als wir ankamen, hatten sich die Leute aus unserer Baracke fünf Meter entfernt von dem Bunker aufgestellt, in dem sich Papa befand. Ich hatte den Bunker vorher nie eines Blickes gewürdigt, aber nun, da Papa drin war, war es anders. Das Backsteingebäude war etwa zwei auf vier Meter gross, die Tür mit einem schweren Schloss versperrt. In einer Wand befand sich eine viereckige Öffnung, vermutlich ein Fenster, das nun aber mit dicken Sperrholzplatten vernagelt war. Die SS-Männer waren noch nicht gekommen, und so hatte ich die Möglichkeit, näher an die Wand mit dem besagten Fenster heranzukommen.

«Papa», rief ich leise, «geht es dir gut?»

Ich hörte die Stimme meines Vaters. «Bist du es, Hetty?» «Ja», sagte ich. «Bist du in Ordnung?»

«Ja, ich bin in Ordnung», sagte Papa, «hier ist es ziemlich dunkel, sie haben das Fenster zugemacht.»

«Das sehe ich, ist es dir warm genug? Es war sehr kalt letzte Nacht.»

«Ja, ja, mach dir keine Sorgen, mir ist es warm genug.»

Ich konnte die Barackenältesten hören, die den Leuten befahlen, sich ordentlich hinzustellen.

«Ich muss jetzt gehen, Papa, ich komm später wieder.»

Die SS nahm es wieder mal genau. Sie hatten uns schon dreimal gezählt und festgestellt, dass zwei Leute fehlten. Sie brüllten, wir würden nicht ordentlich in der Reihe stehen, und ab und zu schlugen sie wahllos auf einen Unglücklichen ein, der zufällig vor ihnen stand. Wie konnten Leute fehlen? Es gab keinen Weg aus dem Lager. Überall standen Wachen.

Als wir uns damit abgefunden hatten, dass wir diesmal lange stehen müssten, kamen ein paar Männer näher. Lübben, der für den Appell verantwortliche Scharführer, Albala und zwei seiner Leutnants gingen an uns vorbei zum Bunker. Mein Herz schlug heftig. Was stand Papa bevor? Die Bunkertür wurde geöffnet, mein Vater musste herauskommen. Ich spähte angestrengt durch die Menschenmenge, um zu sehen, was passierte, aber ich konnte nur Lübbens laute Stimme hören, als er meinen Vater ansprach. Ich fühlte mich so hilflos. Was konnte ich tun? Dann war es vorbei. Wir hörten, wie die Bunkertür geschlossen wurde, und alle gingen zurück zu Albalas Büro.

An diesem Morgen dauerte es über drei Stunden, bevor Albalas Pfeife das Ende des Appells angab. Normalerweise ging ich nach dem Appell sofort wieder in die Baracke, aber diesmal hatte ich es nicht eilig. Auch Max blieb zurück. Zusammen schlenderten wir langsam auf den Bunker zu und blieben in ungefähr einem Meter Entfernung stehen. Max drehte sich zu mir und tat, als würde er sich mit mir unterhalten, aber in Wirklichkeit wandte er sich an Papa im Bunker. Papa antwortete ihm sofort. Max fragte, was passiert sei, als Lübben und Albala während des Appells zum Bunker gekommen waren.

«Lübben hat gesagt, ich solle mich bei Albala entschuldigen, und als ich das getan hatte, verpasste er mir zwei heftige Schläge an den Kopf», sagte Papa.

«Ist alles in Ordnung mit dir, Papa?», fragte Max.

«Ja, ihr braucht keine Angst zu haben. Kannst du mir etwas zu essen besorgen, Hetty? Sie ist doch bei dir, Max, nicht wahr?»

Ich sagte ihm, dass ich zu Herrn Weiss gehen und ihn bitten würde, ihm eine unserer Essensrationen und etwas zu trinken zu bringen.

«Gut», sagte Papa. «Schau, was du tun kannst.»

Max und ich gingen zur Baracke. Ich holte unsere Tagesration bei Frau Müller ab. Sie gab mir vier Rationen. Für zwei Tage. Unser Vater würde nichts bekommen.

Wir beschlossen, eine Essensration pro Tag unserem Vater zu geben und uns den Rest zu teilen. Er würde auch einen Napf Suppe bekommen, und Mama und ich würden uns eben zusammen mit einem begnügen. Gegen eins kam Mama von der Arbeit zurück, wie sie es geplant hatte. Wir erzählten ihr, was sich an diesem Morgen auf dem Appellplatz ereignet hatte, und versicherten ihr, dass es Papa gut ging.

«Ich weiss», sagte sie. «Ich war vorhin dort und habe mit ihm gesprochen. Aber jetzt muss ich zum Lagerarzt, um mir ein Attest geben zu lassen, dass mein Magen nicht in Ordnung ist, danach möchte ich Lüb-ben aufsuchen.»

«Ich gehe mit dir, Mama», sagte ich.

Erst wollte sie es nicht, doch als sie meine Entschlossenheit sah, stimmte sie zu. Max und Jackie mussten ihr versprechen, nicht auf den Appellplatz zu gehen, dann machten wir uns auf den Weg zum Lagerarzt und danach zum Appellplatz. Wir kamen genau in dem Moment an, als die letzte Arbeitskolonne loszog. Lüb-ben unterhielt sich mit Albala. Er schien gute Laune zu haben.

«Wünsch mir Glück», sagte Mama und drückte meine Hand.

Langsam ging sie auf Albala und Lüb-ben zu. In respektvoller Entfernung blieb sie stehen und wartete. Albala bemerkte sie als Erster und

sprach sie an, dann sagte er etwas zu Lübben, der sich zu meiner Mutter umdrehte. Ich konnte sehen, dass sie miteinander sprachen. Wie mutig sie aussieht, dachte ich. Sie hatte den Kopf erhoben, um den baumlangen SS-Mann anzuschauen. Nach zwei Minuten war das Gespräch vorüber und Mama kam wieder zu mir.

«Komm, gehen wir zu den Jungen», sagte sie und lächelte.

Auf dem Weg zur Baracke erzählte sie mir, was sie zu Lübben gesagt hatte. Sie hatte ihn, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln, als «Hauptsturmführer» angesprochen, obwohl sie genau wusste, dass er nur Scharführer war. In ihrem gebrochenen Deutsch hatte sie sich für das entschuldigt, was mein Vater getan hatte, ihn aber als einen fürsorglichen Vater hingestellt. Seine Kinder seien jetzt die ganze Woche ohne Aufsicht, und sie, meine Mutter, arbeite sieben Tage in der Woche, deshalb könne sie nicht auf alle aufpassen. Es schien, als habe Lübben das verstanden, denn er sagte, dass Kinder Disziplin brauchten. Dann sagte er noch, er habe die Angelegenheit bereits nach Berlin gemeldet, aber er würde darüber nachdenken. Obwohl wir nicht sicher sein konnten, ob unser Vater nicht doch weggeschickt würde, hofften wir inständig, dass Mamas Bitte erfolgreich sein würde. An diesem Nachmittag verurteilte unser Gericht meinen Vater zu vier Tagen Bunker, was hiess, dass er in zwei Tagen wieder herauskäme. Wir gingen an diesem Abend früh schlafen, die Aufregung hatte uns erschöpft.

Ich weckte Mama um drei Uhr zur Arbeit, dann schlief ich bis zum Wecken. Max und Jackie waren früh am Morgen zu Papa gegangen und waren noch nicht zurück, als es Zeit war für den Appellplatz. Deshalb ging ich allein und war froh, als ich Max und Jackie schon bei den Insassen unserer Baracke stehen sah. Sie erzählten mir, dass sie mit Papa gesprochen hatten. Herr Weiss habe ihm am vergangenen Abend etwas zu essen gebracht. Ich hatte keine Zeit, um selbst mit Papa zu reden, während wir uns aufstellten. Der Scharführer hatte bereits mit dem Zäh-

len der ersten Baracke begonnen. Sie waren immer zu zweit und Albala stand respektvoll einen Schritt hinter ihnen. Es herrschte eine Totenstille. Langsam kamen sie näher. Plötzlich drang ein Geräusch an mein Ohr, als ob etwas splitterte. Es kam vom Bunker, und als ich mich umdrehte, sah ich meinen Vater, der aus einem schmalen Loch in der Wand zu uns sah. Dann trat der Scharführer zu unserer Barackengruppe, und aus dem Augenwinkel sah ich, wie mein Vater sich von der Öffnung ins Dunkle des Bunkers zurückzog, damit er nicht gesehen wurde. Ich konnte einen Seufzer der Erleichterung nicht unterdrücken, als der Scharführer an uns vorbeiging, ohne die Öffnung in der Holzverkleidung zu bemerken.

Es war ein bitterkalter Morgen Ende April 1944. Obwohl wir uns warm angezogen hatten, zitterten wir in dem kalten Wind. Die Ungarn, die in der Gruppe neben uns standen, klagten und stampften mit den Füßen, um sich warm zu halten. Einige von ihnen waren in mittlerem Alter und trugen Decken um die Schultern. Wir froren auch, aber blieben ruhig. Vier lange Stunden standen wir auf dem Appellplatz – vier lange Stunden, die unseren Geist brechen sollten.

Ich ging hinüber zu Athena, einer Italienerin, die vor ein paar Wochen angekommen war, zusammen mit ihrer Mutter. Ich hatte versucht, mich mit ihr anzufreunden, denn sie war so alt wie ich, aber wir hatten grosse Sprachschwierigkeiten. Irgendwie hatte ich erfahren, dass sie drei Tage lang unter den Trümmern ihres zerbombten Hauses in Mailand begraben gewesen war. Athena war sehr schön, aber es fiel mir auch auf, wie zart sie war. Sie hatte ein madonnenhaftes Gesicht und erinnerte mich mit ihrem reinen Aussehen an eine Figur aus Meissner Porzellan. Ich spürte, dass sie in ihrer eigenen Welt lebte. Vielleicht war es dieses schreckliche Erlebnis der Bombardierung, das sie so unnahbar werden liess. Ich legte ihr die Hand auf den Arm, doch sie blickte mich mit leeren Augen an.

«Athena», sagte ich, «bitte, sing für uns.» Ich wusste, dass sie eine wunderschöne Stimme hatte. Es kam keine Antwort. Sie stand da, ohne einen Muskel zu bewegen, und nahm nichts um sich herum wahr. Ich schüttelte ihren Arm.

«Athena, bitte, sing für uns.» Stille, keine Reaktion. Ich begann langsam, die Melodie von «Santa Lucia» zu summen. Wie von einem Zauberstab berührt, wurde sie lebendig; erst langsam, doch dann gab sie sich mit aller Kraft dem Lied hin. Es stieg auf wie ein Gebet und lenkte uns von unserem Elend ab. Die Musik erfüllte unsere Herzen mit Hoffnung, und als ich mich zu den Ungarn umdrehte, konnte ich sehen, dass sie zuhörten und aufgehört hatten zu klagen. Viel später, nach viereinhalb Stunden, piff Albalá. Der Appellplatz leerte sich und alle eilten, so schnell sie konnten, zurück zu ihren Baracken. Die Ungarn bildeten die Nachhut, und ich konnte beobachten, dass einige Kinder ältere Leute stützten, die sich kaum mehr auf den Beinen halten konnten. Ich schickte Max und Jackie zur Baracke, um unsere Ration zu holen, und blieb zurück, weil ich mit Papa sprechen wollte. Ich ging zum Bunker und konnte sehen, dass Papa herausspähte.

«Hallo, Papa, wie geht es dir?», fragte ich.

«Gut», sagte er.

«Frierst du da drinnen nicht?»

«Nein, ich habe die Decken und beim Appell habe ich ein bisschen geschlafen», sagte er mit einer etwas künstlich fröhlichen Stimme. Ich glaubte ihm kein Wort. Er würde nicht schlafen, während wir draussen auf dem Appellplatz fast erfroren. In diesem Moment hörte ich etwas in der Nähe des Zauns. Ein kleines privates Tor öffnete sich und da stand Lübben. Ein Häftling war bei ihm, ein Gefangener aus dem Lager neben uns. Dieser Mann ist ein Kapo, dachte ich schockiert. Lübben befahl dem Mann, die Bunkertür zu öffnen. Mein Vater musste den Eimer herausbringen, der ihm offenbar als Toilette gedient hatte. Ich sah zu, wie Lübben ihm befahl, stramm zu stehen, mit dem Rücken zur Wand. Ich

stand wie erstarrt. Oh Gott, dachte ich, was wird er ihm antun? Ich hatte Angst.

«Verbrecher, warum bist du im Bunker?», schrie Lübben meinen Vater an.

«Ich habe mich Herrn Albala gegenüber schlecht benommen und ich entschuldige mich dafür», sagte mein Vater.

«Du verdienst, erschossen zu werden!», sagte Lübben.

Ich musste eine unwillkürliche Bewegung gemacht haben, denn nun bemerkte Lübben, dass ich in der Nähe stand.

«Schliesst diesen Kriminellen wieder ein!», sagte er zu dem Kapo, der meinen Vater grob in den Bunker zurücksties.

«Nun», sagte Lübben und wandte sich an mich, «du willst doch nicht auch in den Bunker gehen?»

«Nein, Herr Scharführer», antwortete ich zögernd und hatte Furcht vor dem, was als Nächstes passieren würde.

Lübben lächelte mich an.

«Das möchte ich auch nicht», sagte er.

Mit diesen unerwarteten Worten drehte er sich um und ging durch das private Tor davon. Puh! Ich stiess die Luft aus. Meine Beine zitterten noch immer vor Schreck. Ich sah Herrn Weiss auf mich zukommen. Er war Zeuge dieser Szene geworden.

«Du hast viel Glück gehabt», sagte er. «Du weisst doch, dass du nicht in die Nähe des Bunkers kommen darfst. Ich sage dir, Hetty, dein Vater wird in ein paar Tagen freikommen, und ich möchte nicht, dass du dem Bunker noch einmal zu nahe kommst. Du riskierst nicht nur deine Sicherheit, sondern auch die deines Vaters.»

Daran hatte ich nicht gedacht, doch jetzt erschrak ich.

«Ich verspreche ihnen, dass ich fernbleibe, Herr Weiss», sagte ich.

«Braves Mädchen!», sagte Herr Weiss und legte seinen Arm um meine Schulter. Zusammen überquerten wir den verlassenen Appellplatz in Richtung Baracken.

Am nächsten Tag erzählte uns Herr Weiss, dass die SS meinem Vater auf Befehl aus Berlin weitere vier Tage Bunker auferlegt hatte. Wir waren erleichtert, dass er nicht weggeschickt würde.

Immer mehr Menschen kamen nach Bergen-Belsen. Das Ungarnlager neben unserem war jetzt offenbar leer, die SS hatte die Insassen deportiert. Wir bemerkten, dass das Ungarnlager mit dem zusammengelegt wurde, was wir Neues Lager nannten. Später wurde es Häftlingslager genannt. Den Männern in diesem Lager wurden die Haare abgeschoren und sie trugen die grau-weissen Pyjamas. Einige von ihnen besaßen keine Schuhe.

Es wurde kälter und manchmal regnete es, was das Lager und seine Wege in einen einzigen grossen Sumpf verwandelte. Die SS liess uns stundenlang auf dem Appellplatz stehen, und von dort aus konnten wir beobachten, dass die Häftlinge im Nachbarlager vom selben Schicksal betroffen waren. Manchmal, lange, nachdem wir schon in unsere Baracken zurückgekehrt waren, standen diese armen Geschöpfe noch immer ohne Nahrung auf ihrem Appellplatz. Ihre Gesichter waren grau, mit hohlen Wangen, und ihre Augen lagen tief in den Höhlen. Manche von ihnen sahen aus wie in die Enge getriebene Tiere.

In den dreizehn langen Wochen seit unserer Ankunft in Bergen-Belsen hatten wir immer diese gehaltlose bräunlich-trübe Suppe bekommen. Langsam zeigte das seine Wirkung. Die Ersten, die vor Hunger starben, waren Männer, vor allem besonders grosse Männer.

Während eines Appells im frühen Februar hatte Scharführer Rau zwei Männer für einen Sonderauftrag ausgesucht. Auch wenn ich noch jung war, fiel mir doch auf, dass die beiden besonders gut aussahen: Sie waren gross, blond, mit blauen Augen und hatten eine sportliche Figur. Sie mussten das Lager innerhalb einer Minute verlassen, ohne etwas mitnehmen zu dürfen und wurden von zwei Aufsehern begleitet. Auffallend

war, dass sie nicht zum Lagerausgang gingen, sondern in die entgegengesetzte Richtung. Wir hatten Angst um sie und fürchteten das Schlimmste. Ein paar Tage später sahen wir einen von ihnen auf der Strasse zur Küche gehen, um seine Tagesration abzuholen. Ein paar Männer in der Nähe des Zauns riefen ihm etwas zu, sie wollten wissen, warum man sie isoliert hatte, doch er gab keine Antwort und schaute starr geradeaus. Es war offensichtlich, dass ihm jeder Kontakt mit uns verboten war. Wir konnten sie tagsüber manchmal sehen, weit weg, am anderen Ende des Lagers. Es sah aus, als würden sie vor einer kleinen Hütte sitzen und Besen herstellen. Jeden Tag legten sie ganze Bündel von etwas, was wie Besen aus Weidenzweigen aussah, zum Abholen neben das Tor. Nach einer Woche sprach es sich herum, dass sie für das kleine Krematorium am anderen Ende des Lagers verantwortlich waren.

«Woher weiss man das, Papa?», fragte ich, als er es mir erzählte. «Sie dürfen doch nicht mit uns sprechen.»

«Nun», sagte mein Vater, «als einer von ihnen in die Küche kam, hat er jemandem in Zeichensprache mitgeteilt, was sie tun. Erst hatten sie nicht sehr viel Arbeit, aber jetzt ist das Krematorium Tag und Nacht in Betrieb, weil so viele Leute sterben.»

Die Ruhr war weit verbreitet im Lager, und nachts hielten uns diejenigen wach, die aufstehen und zur Toilette gehen mussten. Manchmal schafften sie es nicht rechtzeitig, und der Gestank drang einem in die Nase, sogar wenn man schlief. Wir hatten Glück, keiner von unserer Familie bekam die Ruhr. Lag es an unserer Konstitution oder an unserer Ernährungsweise, bevor wir ins Lager gekommen waren? Ich erinnerte mich an die wunderbar saftigen Bruststücke, die unser Grossvater aus dem Schlachthaus brachte und die unsere Grossmutter für uns kochte. Ich konnte vor mir sehen, wie er das Fleisch mit einem sehr scharfen, langen Messer in gleichmässig dicke Scheiben schnitt.

Er servierte jedem von uns eine, bevor er sich selbst etwas nahm. Er begann seine Mahlzeit immer mit dem Fleisch, das er peinlich genau in kleine, viereckige Stücke schnitt und mit etwas würzigem Fett bedeckte, und genoss jeden Bissen. Er hatte mir beigebracht, das Fett zu essen, da es, wie er sagte, gut für meine Knochen und mein Gehirn sei. Niemals ass Grossvater Fleisch mit etwas anderem zusammen. Wenn er mit dem Fleisch fertig war, gab Oma ihm einen frischen Teller und frisches Besteck für das Gemüse.

Opa war ein angesehenes Mitglied der niederländischen Fleischindustrie gewesen. Als zehnjähriger Junge hatte er mit seinem Vater Rindermärkte besucht und das Geschäft von Grund auf gelernt, Grosshandel mit Schafen, Rindern, Ziegen und so weiter. Er war Fachmann, handelte mit Schlachthöfen und Nahrungsmittelfabriken. Als ich auf meinem Bett in Bergen-Belsen sass, sah ich das Wohnzimmer meiner Eltern vor mir und erinnerte mich an unsere glücklichen Gesichter in einer Zeit, die schon so lang zurückzuliegen schien. Ich sah uns bei festlichen Mahlzeiten, ich sah das glückliche Lächeln meiner Oma, und mein Herz weinte darüber, dass dies für immer vorbei war.

Mein Magen erinnerte mich daran, dass ich sehr hungrig war. Ich drückte beide Hände auf den Bauch, um den Schmerz zu dämpfen. Nach einer Weile liess er nach.

Später beschloss ich, einen anderen Pullover anzuziehen. Ich trug nun schon so lange denselben Pullover und fühlte mich immer unbehaglicher. Beim Ausziehen drehte ich ihn um und entdeckte etwas Kriechendes – Läuse. Der Achselbereich war voller Nissen. Ich fing an, sie zwischen meinen Daumennägeln zu zerquetschen, aber es war sinnlos. Ich suchte im Koffer nach einem anderen Pullover und fand einen. Er war nicht warm, aber ich zog ihn trotzdem an. Den anstössigen Pullover stopfte ich in den Koffer, in der Hoffnung, dass die Läuse sterben würden. Ich schämte mich so sehr, dass ich niemandem ein Wort davon sag-

te. Unsere hygienischen Standards waren unvorstellbar tief gesunken: keine Seife, kein Wasser. Ich trug seit Monaten dieselbe Kleidung. Meine Unterwäsche war auch nicht besonders sauber. Die einzige Stelle an meinem Körper, die ich vor Schmutz schützte, war die Wunde an meinem Fuss, die von dem Unfall mit dem heissen Wasser in Westerbork herrührte. Wie viele Monate war das her? Vier Monate, und noch immer war die Wunde offen und so tief, dass ich den Knochen sehen konnte. Alle paar Tage wechselte ich den Verband, eine Papierbinde, die ich vom Lagerarzt bekommen hatte. Ich hatte weder Medikamente noch Desinfektionsmittel, deshalb bedeckte ich die Wunde mit einem sauberen Stück der Binde und benutzte den Rest wieder und wieder. Eines Tages hörte sie auf zu nässen, und ich konnte sehen, wie langsam, sehr langsam, neues Fleisch auf dem Knochen wuchs.

31. Mai 1944

Ein Transport mit ungefähr zweihundert Menschen war von Westerbork gekommen. Die Gruppe bestand aus «Diamantenjuden», das heisst, sie waren Diamantenschleifer und Diamantenhändler. Für sie waren besondere Baracken in der Nähe des Lagerkrankenhauses errichtet worden. Die Mitglieder der Diamantengruppe bekamen einige Privilegien. Sie wurden keinen Arbeitskommandos zugeteilt und erhielten doppelte Essensrationen.

Das Wetter war wieder besser geworden, und tagsüber konnte man sehen, wie sich diese Leute neben der Wäscheleine sonnten oder, gut angezogen, durch das Lager spazierten. Ein paar Wochen nach ihrer Ankunft konnten wir beobachten, dass zwei spezielle Baracken direkt hinter dem Zaun unseres Lagers unter Bäumen errichtet wurden. Bald erfuhren wir durch den «Lagertelegraphen», dass in diesen Baracken eine Diamantenschleiferei errichtet werden sollte. Mein Vater, der mit dieser

Nachricht von der Arbeit zurückkam, sagte, er würde zu Albalas Büro gehen und versuchen, unsere Namen auf die Liste der Diamantengruppe zu bekommen. Mein Vater kannte sich aus mit Diamanten, sein Vater und sein Bruder waren ausgezeichnete Diamantenschleifer und Diamantenschneider. Doch bevor er zu Albalas Büro ging, diskutierte er die Sache noch mit Onkel Max. Beide waren der Meinung, dass sich ein Versuch lohne, immerhin bestand dann die Aussicht, nicht mehr um sechs Uhr morgens zur Arbeit gehen zu müssen.

Ein paar Tage später berichtete mein Vater, unsere Namen seien jetzt auf der Liste der Diamantengruppe. Aber unsere Hoffnungen erfüllten sich nicht. Mein Vater und Onkel Max mussten weiterhin jeden Morgen zur Arbeit und bekamen auch keine doppelte Verpflegung.

Das Gespräch, das Mama mit Lübben hatte, als mein Vater im Bunker gewesen war, führte tatsächlich zu einem positiven Ergebnis. Ab Ende Mai bekamen die Frauen, die in der Küche arbeiteten, einen halben Tag in der Woche frei, um sich um ihre Familien zu kümmern. Wie glücklich waren wir, unsere Mutter einen halben Tag um uns zu haben. Wir, Mama und ich, erledigten dann verschiedene Aufgaben, zum Beispiel wuschen wir unsere einzigen Betttücher und andere Dinge. Monatlang hatte sie sieben Tage in der Woche gearbeitet und ich hatte die Wäsche irgendwie erledigt, doch nun brachte sie mir bei, wie man Betttücher gründlich auswring. Unser Seifenvorrat, den wir mitgebracht hatten, war längst zu Ende, deshalb weichten wir die Wäsche in Salz ein. Wenn wir sie dann an der Leine hatten, setzte ich mich daneben, um aufzupas- sen, dass nichts gestohlen wurde.

Der Bereich um die Wäscheleine war menschenleer. Ich war die Einzige dort. Die Leute kümmern sich um nichts mehr, dachte ich. Ich sass auf dem Boden, mit dem Rücken gegen eine Stange gelehnt, etwa zehn Meter von dem gefährlichen Zaun mit dem Totenkopf und den gekreuz-

ten Knochen entfernt, die jeden davor warnten, weiterzugehen. Ich konnte die SS-Männer in den Wachttürmen sehen, die mich, nachdem sie mir einen flüchtigen Blick zugeworfen hatten, völlig ignorierten. Ab und zu hörte ich, wie sie sich von einem Wachturm zum anderen etwas zuriefen, doch das war nur ein Geräusch in meinen Ohren.

Es war friedlich unter der Wäscheleine. Ich schaute zum blauen Himmel und sah eine kleine, weisse Wolke. Von Weitem betrachtete ich die Lüneburger Heide, und als ich meinen Blick durch den Stacheldraht schweifen liess, bemerkte ich einen Vogel hoch oben am Himmel und fühlte eine tiefe Sehnsucht nach Freiheit. Der Schmerz des Eingesperrtseins war fast unerträglich. Ich riss mich zusammen und stand auf, um zu fühlen, ob unsere Wäsche getrocknet war. Noch nicht. Wieder setzte ich mich hin und betrachtete die anderen Wäschestücke, die an der Leine hingen. Es waren nur drei: ein Büstenhalter, ein Unterhemd und ein Schlüpfer, der Menstruationsflecken aufwies. Seltsam, dachte ich, alle Frauen hatten bald nach ihrer Ankunft in Bergen-Belsen aufgehört zu menstruieren, auch ich hatte meine Tage nicht mehr bekommen und Mama ebenfalls nicht. Vielleicht war das gar nicht so schlecht, denn wie, in aller Welt, hätten wir es ohne Binden und Seife hinkriegen können, uns sauber zu halten? Ich konnte es mir nicht vorstellen und empfand tiefes Mitleid mit der Frau, die in dieser Situation mit einem zusätzlichen Problem fertig werden musste.

Es wurde allgemein angenommen, dass die SS unserem Essen Kampfer beimischte, um alle sexuellen Regungen in Männern und Frauen zu ersticken.

Die Wäsche war trocken. Ich nahm sie ab und ging zur Baracke zurück. Mama und ich machten die Betten mit zwar nicht ganz so sauberen, aber immerhin frisch gewaschenen Laken und abends übergaben wir auch Vater seine Bettwäsche.

Eines Tages erfuhren wir durch den Lagertelegraphen, dass der Besuch

von hochrangigen SS-Männern aus Berlin erwartet wurde. Unsere Barackenälteste bestätigte das später. Das ganze Lager wurde auf Hochglanz gebracht. Arthur Müller, genannt der «Rote Müller», war der für diese Aktion verantwortliche Scharführer. Die Barackenälteste hatte uns mitgeteilt, dass in ein paar Tagen unsere Baracke kontrolliert werden würde. Wir bekamen gezeigt, wie wir unsere Betten jeden Morgen machen müssten, nämlich glatt und faltenlos, und nichts durfte unter der Decke versteckt oder aufgehoben werden. Für diejenigen, die einen Schrank hatten, war das nicht schlimm, aber wir, die ihn abgeben mussten, hatten damit Probleme. Die Koffer mit unseren Habseligkeiten waren am Fussende von Mamas Bett verstaut, damit sie unter ständiger Aufsicht waren. Nun mussten wir sie unter die Pritschen schieben, wo sie nachts von irgendjemandem gestohlen werden konnten. Ich packte alle Kleidungsstücke in einen einzigen Koffer und in einen anderen unsere Suppenöpfe und andere Besitztümer. Die ganze Baracke wurde gründlich geschrubbt und geputzt. Die Arbeit musste von denen verrichtet werden, die zu keiner Arbeitskolonne gehörten.

Wunderbarerweise wurde die Verpflegung besser. Zusammen mit den Brotrationen bekamen wir nun jede Woche ein kleines, viereckiges Stück Butter und eine Packung Limburger Käse. Der Käse roch schrecklich. Zu Hause hatten wir solchen Käse nie gegessen, aber die Tatsache, dass es ein holländischer Käse war, gab mir irgendwie das Gefühl, man hätte uns nicht ganz vergessen. Erstaunlich, wie mich dieses kleine Stück Käse beruhigte. Auch unsere mittägliche Suppe wurde besser. Sie war nun dicker und man konnte sogar vereinzelte Stücke von Fleisch und Kartoffeln darin finden. Wir wurden schlau. Wir warteten, um unsere Suppe abzuholen, bis in dem grossen, etwa vierzig Liter fassenden Kessel nur noch ein Drittel enthalten war, da der Bodensatz der Suppe dicker war. Wie glücklich waren wir, wenn wir ein Stück Fleisch darin entdeckten. Jetzt konnten wir unsere Mittagssuppe auch wieder zusam-

men mit Papa im Essraum essen, der, nachdem er sich bei der Barackenältesten entschuldigt hatte, unsere Baracke wieder betreten durfte.

Eines Tages bekam ich etwas, was ich für ein grosses Stück Fleisch hielt. Aufgeregt kam ich mit meinem Napf zum Tisch. Papa hob das grosse Stück mit der Gabel heraus, um es zwischen uns aufzuteilen. Erschrocken sahen wir, dass es sich nicht um Fleisch handelte, sondern um einen Putzlappen, der mit unserer Suppe gekocht worden war. Er hatte die gleiche braune Farbe angenommen wie die Suppe, deshalb bestand kein Zweifel, dass er stundenlang mitgekocht worden war. Wir überlegten, was wir tun konnten. Diese Suppe essen? Wie unhygienisch! Aber die Hälfte der Leute in der Baracke ass bereits. Das Schlimmste aber war, dass sich die Suppenmenge im Napf nach der Entfernung des Lappens beträchtlich verringert hatte. Ich beschloss, zu Frau Müller zurückzugehen. Ich legte den Lappen wieder in den Napf und zeigte ihr, was ich in der Suppe gefunden hatte. Sie nahm den Lappen aus dem Napf und füllte noch etwas Suppe ein.

«Mach dir keine Sorgen», sagte sie. «Davon stirbt man nicht.»

Ich gab Papa die Hälfte meiner Ration, wie ich es Mama versprochen hatte. Unsere Augen trafen sich über dem Tisch, und wir wussten beide, was die andere dachte. Um am Leben zu bleiben, würden wir diese Suppe essen. Der Hunger hatte uns so weit gebracht. Ich schob den Gedanken an den Putzlappen und die möglichen Konsequenzen zur Seite, nahm meinen Löffel und begann zu essen.

Es war Mitte Juni, als Scharführer Müller die erste Inspektion unserer Baracke durchführte. Die Inspektion fand statt, während wir auf dem Appellplatz standen. Als wir zurückkamen, sagte uns die Barackenälteste, dass er alles in Ordnung gefunden habe, worauf die Baracke nach wenigen Tagen wieder so aussah wie vorher und auch unsere Koffer wieder auf Mamas Bett lagen. Wir waren sehr erleichtert.

Max, der jüngere Bruder meines Vaters, der immer schon mein Lieblingsonkel gewesen war, und seine Frau Clara waren mit demselben Transport wie wir nach Bergen-Belsen gekommen. Zwar stand Claras Bett nur ein paar Meter entfernt von uns entfernt an der Wand zum Essraum, doch insgesamt sahen wir nicht sehr viel von ihnen. Onkel Max und Clara arbeiteten jeweils in der Küche, manchmal achtzehn Stunden hintereinander, und beide waren gut genährt, diese glücklichen Küchenarbeiter. Auch brauchte Tante Clara keine rohen Karotten zu essen, weil Onkel Max eine Menge Nahrungsmittel mitgehen liess.

Die Tage, an denen Onkel Max frei hatte und Clara von der Arbeit zurückkam, nahmen sie ihr «Abendbrot» oben auf Claras Bett ein. Sie hängten ein Betttuch über die Balken, um einen Privatbereich zu haben. Von unserem Bett aus sahen wir, wie sie hinter dem Laken verschwanden, und wir wussten, dass sie nun assen. Bestimmt waren sie nicht so hungrig wie wir, aber nie boten sie uns etwas von ihrem Essen an.

So war es in Bergen-Belsen. Die Menschen wurden geizig und dachten nur an ihr eigenes Überleben. Sie sanken tief, bis auf das Gesetz des Dschungels, oder noch tiefer, denn sogar ein Tier würde für das andere etwas zu essen übrig lassen, wenn es selbst gesättigt war. Es war offensichtlich, dass Onkel Max und Clara uns in den letzten Monaten aus dem Weg gegangen waren, aus Angst, wir könnten von ihnen etwas zu essen verlangen. Max und Jackie beschwerten sich bitter darüber, aber Mama verbot ihnen zu betteln. Sie waren eben noch jung und konnten überhaupt nicht verstehen, warum ihr Onkel sich so sehr verändert hatte.

Tausende und Abertausende von alten Schuhen wurden aus dem ganzen Deutschen Reich mit Lastwagen nach Belsen gebracht und neben unserem Bereich zu einem Berg aufgeschichtet. Mein Vater wurde einem neuen Arbeitskommando zugeteilt, dem Schuhkommando. Er ging morgens um sechs Uhr zur Arbeit, kam zu einer Mittagspause zurück und

arbeitete dann wieder bis sechs Uhr abends. Die Mittagspause bekamen die Männer vom Schuhkommando allerdings nur, weil die SS-Aufseher eine Pause wollten. Manchmal mussten sie auch bis acht Uhr abends arbeiten, je nach Lust und Laune ihrer Aufseher. Die Arbeit selbst war nicht schwer, aber sehr schmutzig. Die Häftlinge mussten mit einem scharfen Messer das Oberleder von den Sohlen trennen. In diesem Kommando von etwa zweihundert Männern befanden sich Professoren, einstmals mächtige Geschäftsleute, Rabbiner und Ingenieure. Um die monotone, geisttötende Beschäftigung etwas aufzulockern, hielten sich die Akademiker beim Arbeiten gegenseitig Vorträge über verschiedene Themen. Auch die Rabbiner beschäftigten ihre Leidensgenossen mit ihrem Wissen. Oberrabbiner Dasberg sass normalerweise neben meinem Vater, die beiden freundeten sich an. Eine seltsame Kombination, denn mein Vater war Atheist.

Die SS hasste die wenigen Rabbiner in unserem Lager – ihre Bärte wirkten auf sie wie ein rotes Tuch. SS-Aufseher machten sich einen Spass daraus, sich sadistische Bestrafungen für sie auszudenken, doch nichts konnte den Glauben dieser feingliedrigen Männer brechen.

Juli 1944

Das Wetter war angenehm und im Lager breitete sich so etwas wie Optimismus aus. Als wieder Transporte aus Westerbork ankamen, erfuhren wir einige Neuigkeiten aus der Aussenwelt. Wie isoliert wir doch waren – erinnerten sich die Leute in den Niederlanden oder anderswo in der Welt noch an uns? Angehörige anderer Nationalitäten bekamen manchmal Päckchen vom Roten Kreuz, aber wir, die Niederländer, bekamen nie etwas. Ich schwor mir, das niederländische Rote Kreuz niemals zu unterstützen, sollte ich denn diese schreckliche Zeit überleben.

Am 22. Juli hatte Max seinen zwölften Geburtstag. Tagelang hatte er

bei Mama gebettelt, dass er an seinem Geburtstag zu Onkel Max gehen und ihn um etwas zu essen bitten dürfe. Schliesslich gab sie nach.

«Wie kann ich meinem Kind verweigern, etwas zusätzlich zu essen zu bekommen?», sagte sie.

Obwohl ich ebenso hungrig war wie Max und alle anderen auch, war ich nicht dafür. Der Gedanke, meinen früheren Lieblingsonkel um etwas zu bitten, was er offenbar nicht freiwillig zu geben bereit war, war mir verfliegen. Noch war ich nicht bereit, mich so weit zu erniedrigen und um Brosamen zu betteln.

Mama hatte erreicht, dass sie an Max' Geburtstag nicht arbeiten musste. In der Mittagspause ging Max hinüber zu Claras Bett, wo Onkel Max schlief. Zögernd rief er seinen Namen. Von Weitem beobachteten wir, wie das Laken angehoben wurde und der Kopf unseres Onkels auftauchte. Nachdem sie einige Worte gewechselt hatten, wurde Max eingeladen, auf das Bett zu steigen und verschwand hinter dem Laken. Nach etwa zehn Minuten kam er wieder herunter, mit einer dicken Scheibe Weissbrot mit Butter und Zucker in der Hand. Sein Gesicht strahlte vor Glück. Er kam zu uns und hielt Mama das Brot hin, damit sie es unter uns aufteilen solle. Mama schnitt ein kleines Stück für Jackie ab, und da ich mich weigerte, etwas anzunehmen, sagte sie, Max solle den Rest alleine essen, schliesslich sei es sein Geburtstag. Langsam und genüsslich verspeiste er die unerwartete Köstlichkeit.

Vielleicht rührte sich das schlechte Gewissen in Onkel Max, denn am Tag darauf rief er um die Mittagszeit Max hinüber zu Claras Bett, und als er zurückkam, hatte er zwei weitere Scheiben Brot mit Butter und Zucker in der Hand, für «Hetty und Jackie». Diese teilte ich unter uns fünf auf und bewahrte Mamas Anteil für abends, wenn sie von der Arbeit zurückkommen würde. Ich biss in meinen Anteil. Wie wunderbar es schmeckte! Ich war sicher, der beste Kuchen hätte nicht besser schmecken können.

Doch weiter bekamen wir nichts mehr von Onkel Max.

Es war August 1944 und so heiss, dass man nicht schlafen konnte. Trotz der Hitze mussten wir stundenlang auf dem Appellplatz stehen, zu Tode erschöpft, an einem Tag sogar acht Stunden lang. Angeblich hatten wir unsere Baracken nicht ordentlich sauber gemacht und der Rote Müller war schlecht gelaunt. Vielleicht verloren sie ja den Krieg und ihr Traum vom tausendjährigen Reich wäre dahin. Manchmal kam Müller in die Baracke gestürmt, brüllte wie verrückt und zertrte die Decken von den Betten, die nicht vorschriftsmässig gemacht worden waren. Er riss die Schränke auf, und wenn er einen Napf mit einem Rest Suppe fand, den sich der Besitzer für später aufgehoben hatte, um die quälenden Hungerattacken zu besänftigen, warf er ihn durch die Baracke und schrie mit sich überschlagender Stimme. Nach solchen Auftritten hielt er üblicherweise unsere Brotration für einen Tag oder zwei zurück. Wir hatten nun schon so lange gehungert, dass wir uns allmählich daran gewöhnten. Wir wurden gleichgültig und sprachen immer langsamer. Jeden Tag starben Menschen.

Müller war ein Tyrann, der es genoss, ältere Leute anzubrüllen. Seine Opfer, mit zitternden Knien und angstvollen Gesichtern, wussten schon, dass sich sein Zorn gegen sie richten würde. Er schlug sie mit den Fäusten und quälte sie, indem er sie stundenlang am Tor stehen liess, die Mützen in der Hand, egal, ob es regnete, stürmte oder die Sonne herunterbrannte. Und er konfiszierte ihre Essensrationen für zwei oder manchmal sogar vier Tage. Der Mann war ein sadistisches Ungeheuer.

Scharführer Herzog war verantwortlich für die Toiletten, falls man diese überhaupt so nennen konnte. Für gewöhnlich wurde er auf seinen Gängen durch das Lager von einem etwa zwölfjährigen Jungen begleitet, der eine lange Stange und einen Eimer trug. Herzog befahl dem Jungen, den Deckel der zu kontrollierenden Toilette anzuheben, danach stocherte er mit dem Stock in der Öffnung, um dann, wenn er zufrieden war, zum nächsten Kontrollpunkt zu gehen. Wir nannten ihn den «Scheissekönig».

War ein Abfluss verstopft, konnten wir ihn schreien hören. Dann wurde sein Gesicht rot, und die Adern in seinem Nacken schwellen an, als würden sie gleich platzen. Wir hofften, es würde endlich passieren, aber das tat es leider nicht. Ansonsten war er freundlich, und man konnte manchmal auch sehen, dass er lächelte oder sich mit Kindern und alten Leuten unterhielt. Für mein Gefühl passte er nicht zu der SS-Verwaltung.

Unser Essen kam nicht mehr pünktlich. Die Leute in der Küche arbeiteten Tag und Nacht, um dem wachsenden Zustrom ins Lager standzuhalten. Auch die Träger kamen nicht mit und manchmal erreichten uns die Kessel erst nach acht Uhr abends. Wir warteten sehnsüchtig auf dieses bisschen Suppe, hielt die warme, minderwertige Brühe uns doch für eine Weile am Leben.

Es war sehr heiss. Unter freiem Himmel war es erträglicher als in der Baracke, deshalb waren wir meist draussen. Wenn man einen Stuhl auf-treiben konnte, war es doch angenehmer, ansonsten sass man einfach auf dem staubigen, ausgetrockneten Boden. Im Lager war nirgendwo ein grünes Blatt zu sehen, es wuchs auch kein Gras. Alles war mit einem trostlosen braungrauen Staub bedeckt.

Vater erfuhr durch den Lagertelegraphen, dass Onkel Max im Bunker war, nicht in dem kleinen Bunker, in dem er selbst mal gesessen hatte, sondern unten, wo der Lagerbereich der SS war.

«Was ist passiert?», fragte ich.

«Genau weiss ich es nicht», antwortete mein Vater, «aber ich habe gehört, dass er ein Pfund Butter gestohlen hat und dabei erwischt worden ist.»

In dieser Nacht konnte ich nicht schlafen, der Gedanke an das, was meinem Onkel wohl passieren würde, liess mich nicht los. Ich wusste, wie grausam und böse die SS war. Die folgenden zwei Tage waren kaum auszuhalten, ohne jede Nachricht, doch am dritten Tag sah ich am

späten Nachmittag, wie Onkel Max unsere Baracke betrat. Er war blass und sah aus, als hätte er abgenommen. Papa, der an diesem Tag die Arbeit geschwänzt hatte, ruhte sich auf Mamas Bett aus. Als ich ihm sagte, dass Onkel Max zurückgekommen war, ging er sofort zu ihm hinüber, um zu erfahren, was passiert war. Zusammen kamen sie zu unseren Betten zurück. Aus der Nähe sah Onkel Max schrecklich aus. Unsere Blicke trafen sich, und trotz meines Grolls auf ihn, weil er sich so geizig verhalten hatte, warf ich die Arme um seinen Hals und küsste ihn. Ich war wirklich sehr glücklich, ihn wiederzusehen. Und für einen Augenblick kam der alte Onkel Max wieder zum Vorschein. Er lächelte mich an, als er sagte, ich sei gewachsen. Dann erzählte er, tatsächlich erwischt worden zu sein, als er versuchte, ein Kilo geklaute Butter in unser Lager zu schmuggeln. Zwei Tage hatte man ihn in Einzelhaft gehalten, und alle paar Stunden war jemand von der SS gekommen, um ihn zu schlagen. Es war nur seinem guten körperlichen Zustand zu verdanken, dass er das durchgehalten hatte, und er habe Glück gehabt, nicht nach Auschwitz geschickt worden zu sein. Jetzt sei er völlig fix und fertig, denn er habe diese zwei Tage auch nichts zu essen bekommen.

«Dann solltest du dich jetzt lieber hinlegen und ausruhen, bevor Clara von der Arbeit kommt», sagte Papa. «Du hast es nötig.»

Onkel Max stimmte zu. Er tätschelte mir den Kopf und ging zu Claras Bett hinüber. Mühsam kletterte er hinauf und wir sahen ihn hinter dem Betttuch verschwinden. Es war gut, dass die Familienbande wieder geknüpft waren, und als ich an diesem Abend schlafen ging, dankte ich Gott dafür, dass Onkel Max verschont worden und wieder zur Familie zurückgekehrt war. Am nächsten Tag wurde er dann dem Schuhkommando zugeteilt, da er nicht mehr in die Küche zurückdurfte. Das gab dem diensthabenden Scharführer des Schuhkommandos die Möglichkeit, die «kriminellen Brüder», wie er meinen Vater und meinen Onkel

nannte, besonders anzuschreien. Er teilte ihnen die schwersten und schmutzigsten Arbeiten zu.

August 1944

Die Hitze war drückend, die Luft in der Baracke stickig. Keiner konnte nachts schlafen. Immer wieder wurde das Wasser gesperrt, und wenn die Hähne dann wieder liefen, gab es ein unglaubliches Gedränge, denn alle wollten Flaschen oder Eimer füllen. Einigen Glücklichen gelang es, sich schnell zu waschen.

Neben dem Männerblock gab es einen Wasserhahn auf dem Appellplatz. Sinti- und Roma-Frauen, die ein paar Tage zuvor aus Italien gekommen waren und nun, nachdem sie ohne Essen und Trinken den ganzen Tag Stubben (Baumwurzeln) gerodet hatten, von der Arbeit zurückkehrten, kämpften regelrecht miteinander, um an den Wasserhahn zu gelangen. Hier lernte ich auch, was «aqua finito» bedeutete, denn sie riefen es sich immer wieder zu, wenn das Wasser aufhörte zu fließen. Das absichtliche Rationieren von Wasser und das daraus entstehende Chaos amüsierte die SS-Männer ausserordentlich. Lachend beobachteten sie von Weitem das Elend der Menschen.

Die Hitze hatte auch ihre Auswirkungen auf die Kanalisation, die nicht für so viele Menschen gedacht war. Herzog tobte wie ein Berserker und verteilte nach allen Seiten Strafen. Ganze Baracken verloren ihre Rationen für zwei oder mehr Tage.

Während dieser Hitzewelle rief mich meine Mutter, ich sollte mit ihr zum Waschhaus gehen. Ihrem Gesicht war anzusehen, dass etwas Schreckliches passiert sein musste. Als wir eintraten, sah ich meinen Vater in seinem einzigen Paar Hosen, das er besass, und von den Schuhen bis zu den Ärmeln mit Exkrementen bedeckt. Auch sein Gesicht war nicht sauber. Er stank Kilometer gegen den Wind.

«Was ist passiert?», rief ich erschrocken.

Papa sagte, der Rote Müller sei zum Schuhzelt gekommen und habe

verlangt, dass vier Männer die Latrinen sauber machen sollten. Oberrabbiner Dasberg wurde als Erster ausgewählt, eine absichtliche Demütigung für ihn. Die beiden nächsten waren die «kriminellen Brüder» und dann, als Vierter, ein Mann namens Mijer, den wir hinter seinem Rücken «Hap-Mijer» nannten. Er war ein netter, geistig etwas zurückgebliebener Mann, der immer nach Luft schnappte, bevor er sprach. Er war dünn wie ein Stock, besass aber einen enormen Lebenswillen. Die vier Männer wurden aufgefordert, die riesigen Latrinen mit Eimern auszuschöpfen.

«Hat der Rabbiner in der Grube gestanden?», fragte ich.

«Nein», sagte mein Vater. «Das liessen wir nicht zu. Wir haben ihn die Eimer auf einem Karren wegfahren lassen. Natürlich ist auch er schmutzig geworden, aber wir haben ihn nicht in der Grube stehen lassen.»

«Gut, zieh jetzt das dreckige Zeug aus», sagte Mama zu Papa.

Zum Glück war ausser uns dreien niemand im Waschraum. Ich drehte meinem Vater diskret den Rücken zu, während er sich auszog. Inzwischen füllte ich das Becken mit Wasser. Zum Glück war es nicht gesperrt. Mama gab mir Papas Hosen. Pfui Teufel! Was für ein Gestank! Was für ein Dreck! Schnell stopfte ich die Hosen in das Wasser, das sich sofort in eine Miniaturlatrine verwandelte. Ich liess das schmutzige Wasser ablaufen und wiederholte den Vorgang immer wieder. Papas Unterwäsche und sein Hemd bekamen die gleiche Behandlung. Es nützte aber nichts, ich konnte seine Sachen nicht sauber bekommen. Wie sollte ich auch? Es gab weder Seife noch Waschpulver. Ich bat Mama um eine Bürste, aber so sehr ich mich auch bemühte, die ursprüngliche Farbe von Papas Hose kam nicht zum Vorschein. Während er sich wusch, versuchte Mama, seine Schuhe mit einer Bürste zu reinigen.

Mitten in diesem Elend musste ich lachen, als ich meinen Vater in der sauberen Hose sah, die Mama von irgendjemandem für ihn geliehen

hatte. Sie war ihm viel zu kurz und er sah komisch aus. Aber alles war besser als die Hose, die im Waschtrog weichte.

Mutter und ich diskutierten verschiedene Methoden, wie wir die Hose sauber kriegen könnten. Sie wegzwerfen war ausgeschlossen. Kleidung war in Bergen-Belsen nicht zu bekommen, deshalb mussten wir anziehen, was wir hatten, oder nackt gehen. Wir beschlossen, die Hose und die Unterwäsche über Nacht eingeweicht zu lassen, um dann einen zweiten Versuch zu unternehmen, sie sauber zu bekommen. Aus dem Waschhaus stehlen würde sie sowieso keiner.

Am nächsten Tag, nach dem Appell, ging ich zum Waschhaus zurück und spülte eine ganze Stunde lang die Kleidungsstücke wieder und wieder. Während ich noch damit beschäftigt war, kam ein Mann herein, der seine Frau suchte. Er fragte mich, was ich da tue, und ich erzählte es ihm. Das Hemd und die Unterwäsche waren, obwohl sie noch Flecken hatten, einigermaßen sauber geworden, aber sie stanken immer noch. Der Mann schaute mir eine Weile zu, dann sagte er: «Du bist ein tapferes Mädchen», und ging. Ich beschloss, die Hose einen weiteren Tag einzuweichen, brachte aber das Hemd und die Unterwäsche erst mal zur Wäscheleine.

Zwei weitere Tage lang schrubhte und spülte ich die Hose immer wieder, und als ich sie endlich zum Trocknen aufhängte, konnte man die Latrine immer noch riechen. Ich hoffte, dass die Sonne und die Luft dieses Problem lösen würden. Obwohl die Hose ziemlich armselig aussah, war Papa an diesem Abend sehr dankbar, als ich sie ihm zurückbrachte und er die geliehene zurückgeben konnte. Inständig sagte ich mir, dass er nie wieder zum Reinigen der Latrine eingeteilt werden sollte. Das würde ich kein zweites Mal aushalten.

4. KAPITEL

Es war September 1944 und die heissen Tage waren Gott sei Dank vorüber. Jeden Tag kamen neue Transporte im Lager an. Der Essraum verschwand und Pritschen wurden dort aufgebaut. Eine kleine Ecke blieb für Frau Müller reserviert und ein langer Tisch diente als Theke, wo wir unsere Tagesrationen bekamen.

In die Baracke gegenüber zogen Frauen aus Frankreich ein. Ich hatte keine Ahnung, woher sie kamen. Sie waren nicht diese typischen kleinen Brünetten aus Paris, sondern grosse, starke Frauen. Ich fand, sie sahen aus wie Amazonen, obwohl ich nie im Leben eine Amazone gesehen hatte. Sie blieben unter sich und hatten keine Kontakte zu uns. Abends, nach der Arbeit, sassen sie in Grüppchen vor der Baracke zusammen und sangen die Marseillaise oder sentimentale französische Lieder. Sie waren alles andere als schamhaft, kauerten sich über eine Schüssel Wasser und wuschen sich zwischen den Beinen, vor der Baracke, wo alle zuschauen konnten, auch Männer und Kinder. Normalerweise waren sie zu zweit, während die eine sich wusch, hielt die andere ihr das Handtuch. War die Frau fertig, wiederholte die andere das Ritual.

Während der ersten Wochen im September kam ein kleiner Transport mit Frauen aus Westerbork, unter denen sich auch Sonja befand. Das Wiedersehen mit ihr war ein komischer Höhepunkt in unserem traurigen Leben, denn zugleich bekümmerte es uns natürlich, hatten wie sie doch in Amsterdam in Sicherheit gewöhnt, nachdem wir sie auf unserem Weg

nach Westerbork auf dem Amsterdamer Bahnhof zuletzt gesehen hatten. Die SS-Männer liessen sie dort bis zehn Uhr abends mit dem Gesicht zur Wand stehen, um ihr dann eine Strafpredigt zu halten. Man hatte sie auch ins Gesicht geschlagen, aber dann immerhin laufen lassen. Weiter berichtete sie, dass sie den Bruder meiner Mutter und seine Familie in Westerbork getroffen habe. Sie seien aber vor ein paar Wochen mit dem letzten Transport nach Auschwitz geschickt worden. Meine Mutter war verzweifelt. Sie stellte Sonja alle möglichen Fragen. Wie war das passiert? Sie hatten sich doch drei Jahre lang auf einem Bauernhof in Drenthe versteckt und waren dort in Sicherheit gewesen. Wieso waren sie geschnappt worden? Diese Fragen konnte Sonja nicht beantworten. Die Nachricht war schwer zu ertragen. Nachdem Mama lange geweint hatte, sagte sie, vielleicht würde doch noch alles gut. Hoffnung schimmerte in ihren Augen. Wir waren nicht so sicher, sagten ihr das aber nicht.

Als wir mit Sonja vor der Baracke um einen Tisch sassen und uns gerade weiter über alte Freunde und Verwandte unterhielten, fiel plötzlich ein Sonnenstrahl auf den Ring an Sonjas Hand.

«Was für ein hübscher Ring, Sonja, zeig ihn doch mal», sagte meine Mutter. Als Sonja die Hand ausstreckte, erkannte Mama ihn sofort. «Das ist ja mein Ring!»

«Stimmt», sagte Sonja. «Ich habe ihn im Schrank gefunden, zwischen den Handtüchern, nachdem ihr von der SS abgeholt worden seid. Jetzt kannst du ihn natürlich zurückhaben, wenn du willst, bitte.» Sie zog den Ring vom Finger und gab ihn meiner Mutter.

Deren Gesicht leuchtete auf. Der Ring mit seinen fünf kleinen Diamanten in einer Reihe rief glücklichere Zeiten in ihr wach, als unser Leben noch normal verlaufen war. Es war eine kostbare Erinnerung an einen früheren Hochzeitstag, an dem die ganze Familie teilgenommen hatte. Sie zog den Ring über den Finger, aber er war ihr zu gross, denn

sie hatte, wie jeder an-dere im Lager, sehr abgenommen. Sie nahm ihn wieder ab, weil sie Angst hatte, sie könne ihn verlieren, und versteckte ihn in einer Tasche ihrer langen Hose.

An diesem Abend, oben auf unserem Bett, liess mich Mama für einen Moment den Ring halten. Ich bewunderte das Licht, das von den kleinen Diamanten reflektiert wurde, dann gab ich ihn Mama zurück, und sie wickelte ihn in ein Taschentuch und steckte das Päckchen in ihren Büstenhalter. Es ging ganz leicht, denn sie hatte so viel Gewicht verloren, dass darin viel Platz war. Um das optische Gleichgewicht herzustellen, nahm sie dann noch ein Taschentuch und stopfte es in die andere Hälfte. Wenn man im Lager etwas sicher aufheben wollte, tat man das am besten am eigenen Körper.

Das schöne Wetter hielt an, und an den Tagen, an denen Mama nicht arbeiten musste, sassen wir an dem Tisch vor der Baracke. Wie üblich hatte ich schon morgens mit ihr zusammen die Wäsche gewaschen, wenn es Wasser gegeben hatte. Von unserem Platz aus konnten wir die Wäscheleine im Auge behalten.

Ältere Frauen und Männer sassen herum und unterhielten sich. Sie sprachen über die letzten Todesfälle unter ihren Freunden und Bekannten, über den Krieg, über Krankheiten und immer wieder übers Essen. Sie erwähnten grosse Kuchen mit Sahne, saftige Steaks und andere Delikatessen, die ihre Phantasie beschäftigten. Und wir konnten die beschriebenen Köstlichkeiten vor uns sehen und sogar riechen.

Manchmal sass Shellie bei uns. Sie war nicht alt, etwa dreissig, aber sie hatte etwas Seltsames an sich. Sie behauptete, Hellseherin zu sein. Sie konnte Karten lesen und war, wie meine Mutter mir später erzählte, eine Zeugin Jehovas. Sie weigerte sich entschieden zu arbeiten und behauptete, Gott habe ihr verboten, für die Feinde zu arbeiten. Eines Tages fragte sie meine Mutter, ob sie ihr die Karten lesen solle. Meine Mutter stimmte zu.

«Aber wenn es etwas Schlimmes ist, will ich es nicht wissen», sagte sie.

Shellie legte die Karten auf dem Tisch aus und dachte lange nach. Dann hob sie den Kopf und schaute Mama an. Ihre Augen leuchteten, als sie sagte:

«Ich will dir nicht alles sagen, was ich sehe, aber eines sollst du wissen: Ihr werdet alle fünf sicher durch den Krieg kommen und nach Hause zurückkehren.» Sie schwieg, dann fuhr sie fort: «Ich sehe, dass ihr nicht lange zu Hause bleiben werdet, sondern ihr werdet über ein grosses Wasser in ein fernes Land ziehen.»

Obwohl es gut war, zu hören, dass wir überleben würden, nahmen wir Shellies Prophezeiungen nicht ernst.

Shellie war gekränkt.

«Ich sage die Wahrheit. Glaub mir. Ihr werdet alle nach Hause kommen», sagte sie.

Eines Morgens schaute ich, während ich meine langen schwarzen Haare kämte, in den Spiegel, den ich in Westerbork bekommen hatte. Seit meine Mutter sie in der Nacht, als wir abgeholt worden waren, abgeschnitten hatte, hatten sie wieder eine wunderbare Länge erreicht. Ich lächelte mir im Spiegel zu und entdeckte, dass in einem meiner Schneidezähne ein kleines Loch war. Also beschloss ich, den Zahnarzt aufzusuchen. Neben Albalas Büro gab es eine kleine Baracke, wo man sich zu bestimmten Zeiten von einem Zahnarzt behandeln lassen konnte. Es war so etwas wie ein Behandlungszentrum, ursprünglich für die SS eingerichtet, aber manchmal durften die Zahnärzte eben auch uns behandeln. Nach dem Appell ging ich hin, doch die Krankenschwester sagte, ich solle um drei Uhr nachmittags wiederkommen, der Zahnarzt sei noch nicht vom Appell zurück. Nachmittags waren zwei Leute vor mir, also musste ich warten. Als ich an der Reihe war, rief mich die Krankenschwester hinein, ich betrat den Raum und sah einen sanften, vielleicht sechzigjährigen Mann vor mir. Er war ungefähr einen Meter sechzig gross, und seine Augen erinnerten mich an die des Rabbiners, der mich in Westerbork gesegnet hatte. Der Raum war in der Tat wie eine erst-

klassige Zahnarztpraxis eingerichtet und alles glänzte vor Sauberkeit. Der Zahnarzt trug einen blendend weissen Kittel, und ich hatte plötzlich das Gefühl, wieder zu Hause zu sein. Er fragte mich, was für ein Problem ich hätte.

«Ich habe ein Loch im Schneidezahn», sagte ich.

«Dann schauen wir mal nach, junge Dame. Mach den Mund auf. «

Ich machte den Mund auf und der Zahnarzt kontrollierte schnell meine Zähne.

«Nun», sagte er, «du hast auch grosse Löcher in zwei Backenzähnen. Die füllen wir gleich.»

Er gab der Krankenschwester ein paar Anweisungen und fing an zu bohren, ohne dass ich eine Betäubung bekommen hätte. Vor Schmerz umklammerte ich die Sitzlehnen, während er bohrte und mir dabei erklärte, er fülle die Löcher in meinen Zähnen mit weissem Zement.

«So können wir sie erhalten, bis wir wieder zu Hause sind», sagte er.

Dann, als er mit den Backenzähnen fertig war, begann er mit dem Schneidezahn, an dem er eine vorläufige Füllung anbrachte. Das alles dauerte über zwei Stunden, und ich war froh, als es endlich vorüber war. In einer Woche solle ich wiederkommen, sagte er.

Draussen wurde es schon langsam dunkel. Das Lager war verlassen. Schnell lief ich zu unserer Baracke. Als ich ankam, sass die Familie oben auf dem Bett. Wir hatten wirklich Glück, obere Pritschen zu haben. Zumindest konnten wir irgendwo sitzen. Der Platz in den unteren erlaubte den Leuten nicht, sich aufrecht hinzusetzen, was zu Neid und bösen Worten führte, wenn jemand hinauf- und hinunterkletterte.

«Wo warst du?», fragte Mama.

«Ich war beim Zahnarzt», sagte ich. Stolz machte ich den Mund weit auf, um ihr zu zeigen, was er an meinen Zähnen gemacht hatte.

«Es sieht gut aus», sagte sie. «Hier, da sind ein paar Karotten und Max hat eine Tasse Tee für dich. Er ist leider schon kalt.»

Schnell trank ich den kalten Tee. Die Karotten gab ich Max und Jackie, denn ich durfte erst wieder essen, wenn die Füllung hart geworden war. Max und Jackie waren über diesen unerwarteten Glücksfall sehr froh und die Karotten verschwanden blitzschnell.

Eine Woche später ging ich wieder zu dem Zahnarzt, um fünf Uhr, wie ich bestellt worden war.

«Da bist du ja», sagte der Zahnarzt, als ich den Behandlungsraum betrat. «Ich habe nur noch auf dich gewartet. Ich fühle mich nicht wohl, aber du kommst noch dran.»

Ich sass auf dem Stuhl, während er rasch die vorläufige Füllung meines Schneidezahns entfernte. Dann wies er die Krankenschwester an, eine Porzellanfüllung vorzubereiten. Sie reagierte nicht.

«Warum tun Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe?», fragte er.

«Die Porzellanfüllung ist doch nur für die SS», antwortete sie. «Sie werden es bemerken, wenn Sie etwas davon benutzen.»

«Tun Sie, was ich Ihnen sage, und beeilen Sie sich», sagte der Zahnarzt sanft, aber entschieden.

Widerwillig bereitete sie die Füllung vor und der Zahnarzt beendete die Behandlung.

«Hier, Hetty», sagte er, «schau dich an.»

Er gab mir den Spiegel. Er hatte es wunderbar gemacht. Meine Zähne schimmerten im Spiegel wie Perlen.

«Und jetzt achte auf deine Zähne, so gut du kannst», sagte der Zahnarzt. «Du bist ein sehr hübsches Mädchen. Ich konnte dir doch keinen Zement in den Schneidezahn füllen. Und denk dran, dass du vier Stunden lang weder essen noch trinken darfst.» Er stöhnte auf. «Du lieber Himmel, bin ich müde.»

Ich war betroffen, als ich bemerkte, wie schlecht er aussah.

«Geht es Ihnen gut?», fragte ich.

«Ja. Aber ich werde mich jetzt hinlegen, wenn du weg bist.»

Ich verabschiedete mich von diesem wunderbaren, mutigen Mann und bedankte mich noch einmal, bevor ich die Praxis verliess.

Am nächsten Tag ging die Nachricht durch das Lager, dass der Zahnarzt im Schlaf gestorben sei. Ich war sehr betroffen von seinem Tod. Er hatte es ernst gemeint, als er gesagt hatte: «Ich habe nur noch auf dich gewartet», und nun verstand ich, warum er sich nicht vor irgendwelchen Konsequenzen gefürchtet hatte, als er von der Porzellanfüllung nahm, die der SS vorbehalten war. Er hatte geahnt, dass ich seine letzte Patientin sein würde.

Jeden Tag um vier Uhr wurden die Leichen für das kleine Krematorium am Ende des Lagers eingesammelt. Als der Wagen mit dem toten Zahnarzt durch das Tor fuhr, war ich dort, um ihm die letzte Ehre zu erweisen, und weil ich dem Wagen nicht folgen durfte, ging ich innerhalb des Zauns entlang, parallel zu dem Weg, der zum Krematorium führte.

Als ich nicht mehr weitergehen konnte, sah ich dem Wagen nach, wie er in der Ferne verschwand. Ich war so traurig, als hätte ich einen guten Freund verloren. Ich erinnerte mich an seine Augen und seine sanften Hände, an sein ermutigendes Lächeln, wenn er mir wehtun musste. Ich weinte. Er hatte es nicht verdient, jetzt schon zu sterben, und noch weniger, ein so unehrenhaftes Ende zu finden. Meine Augen brannten vor Tränen, als ich langsam zur Baracke zurückging.

Zur Diamantengruppe gehörten zwei prominente Familien, die Asschers und die Soeps. In Amsterdam war Abraham Asscher der Vorsitzende des Judenrats gewesen und Abraham Soep ein bekanntes Ratsmitglied. Der Judenrat war am 13. Februar 1941 auf Verlangen der Deutschen gegründet worden, unter dem Vorwand, es würde der jüdischen Bevölkerung der Niederlande nützen. Stattdessen hatten die Deutschen den Judenrat dazu be-

nutzt, eine geordnete Deportation der Juden nach Deutschland zu erreichen.

Es war Mitte Oktober, als Asscher und Soep am frühen Morgen zum Hauptquartier der SS gebracht wurden. Den ganzen Tag lang spekulierten alle, was los war. Jede Stunde schwirrten neue Gerüchte durch das Lager. Der Tag ging langsam vorbei, und als es Zeit zum Abendappell war, waren Asscher und Soep noch immer nicht zurück. Am nächsten Tag erfuhren wir, dass sie erst gegen zehn in der Nacht in ihre Baracken gekommen waren. Der Lagertelegraph berichtete, die SS habe verlangt, Asscher und Soep sollten ein grosses Kontingent an Diamanten aus Amsterdam besorgen. Diese Diamanten seien für eine neu erbaute Schleiferei ausserhalb des Lagers bestimmt. Wir glaubten, dass Asscher und Soep Kontakt mit Diamantenhändlern in Amsterdam aufgenommen hatten, aber auch, dass sie keine bekommen würden. Immer neue Gerüchte schwirrten durchs Lager.

Am nächsten Tag wurden Asscher und Soep wieder zum SS-Hauptquartier gerufen, von wo sie gegen drei Uhr zurückkamen. Der Lagertelegraph berichtete die gleiche Geschichte wie am Tag zuvor und auch, dass man keine Diamanten aus Amsterdam bekommen könnte. Von diesem Tag an änderten sich die Verhältnisse für die Diamantengruppe. Die doppelten Rationen wurden gestrichen, und alle mussten sich den Arbeitskolonnen anschliessen, ausser den Familien Asscher und Soep. Es schien, als sei für sie eine besondere Regelung ausgehandelt worden.

November 1944

Etwa fünfzig Meter von unserem Lager entfernt war schon Wochen zuvor ein grosses Zelt errichtet worden, nicht weit vom Schuhhaufen entfernt. Jetzt sahen wir lange Reihen von Frauen durch das Lager ziehen. Sie waren ärmlich gekleidet. Manche hatten überhaupt keine Schuhe, sondern nur schmutzige Lappen um die Füsse gewickelt. Die meisten

trugen irgendwelche Tücher auf dem Kopf, um ihre kahl geschorenen Köpfe zu verbergen. Es war ein schrecklicher Anblick, als sie schweigend, fast geräuschlos, an uns vorbeizogen. Sie wurden in dem grossen Zelt untergebracht. Ein paar Tage vorher war Stroh angefahren worden, auf dem sie schliefen. Viele von ihnen hatten Ruhr, man konnte sich leicht vorstellen, welche Zustände nach ein paar Tagen in ihrem Zelt herrschen mussten.

Unseren Männern war befohlen worden, die Latrinen auszuheben. Sie waren im Freien, aber die Frauen waren schon so tief gesunken, dass es ihnen nichts ausmachte. Ich konnte das alles leicht beobachten, denn unsere Baracke war sehr nah bei dem Zaun zwischen unserem Lager und ihrem Zelt. Während der ganzen Zeit konnte man hören, wie sie miteinander stritten. Manchmal kam ein Kapo mit einer Peitsche und schlug auf die Unglücklichen ein, um Ruhe zu schaffen.

Am Abend des zweiten Tags nach ihrer Ankunft kam eine Gruppe von Frauen zum Zaun, um mit unseren Leuten zu sprechen. Wir fanden bald heraus, dass auch einige niederländische Frauen unter ihnen waren. Mein Vater und meine Mutter waren aus Neugier zum Zaun gegangen. Nach einer Weile kam meine Mutter in die Baracke zurück und sah mich oben auf dem Bett sitzen. Ich hatte nicht das Bedürfnis, diesen Frauen nahe zu kommen. Der Anblick, wie sie am Tag davor schweigend an uns vorbeigezogen waren, hatte mich bis ins Innerste erschreckt.

«Tante Bet ist da und Sonjas Mutter», sagte Mama. «Papa unterhält sich gerade mit ihnen. Ich bin zurückgekommen, um etwas zum Anziehen für sie zu holen, sie haben nichts. Schau im Koffer nach, Hetty, ob wir irgendetwas entbehren können.»

Ich zog eine rote Strickjacke heraus, die Mama gehörte, und einen Flannelschlafanzug von Papa.

«Das ist alles, was wir haben, was ihnen passen könnte», sagte ich.

Dann fand ich den schwarzen Pullover, den ich wegen der Läuse weggepackt hatte.

«Glaubst du, wir könnten ihnen diesen Pullover geben, Mama?», fragte ich. «Er ist nicht sehr sauber.»

«Das ist in Ordnung», sagte sie. «Sie können ihn gegen etwas Essen tauschen, wenn sie ihn nicht behalten wollen. Ich werde es ihnen sagen. Aber vergiss nicht, in ihrem Zustand ist ihnen alles willkommen.»

Ich gab Mama die Sachen und sie lief schnell wieder hinaus. Als ich langsam unser Zeug wieder in den Koffer packte, hörte ich, wie Eva von einem etwas weiter entfernten Bett meinen Namen rief.

«Hetty, kann ich rüberkommen?»

«Natürlich», sagte ich. Ein paar Sekunden später kletterte Eva auf unser Bett. Sie war ein paar Jahre älter als ich. Wir hatten manchmal kurz miteinander gesprochen, in der Baracke oder auf dem Appellplatz.

«Ich war mit meiner Mutter am Zaun, und diese Frauen haben gesagt, dass sie aus Auschwitz kommen und dass man dort Leute verbrennt», sagte Eva.

«Was meinst du damit, man verbrennt Leute?», fragte ich.

«Na ja», sagte Eva, «sie stopfen sie in einen Ofen und verbrennen sie.»

«Du bist verrückt», sagte ich. «Das glaube ich nicht. Das ist ja wie in dem Märchen von Hänsel und Gretel.»

Eva blieb dabei. «Ich habe mir das nicht ausgedacht», sagte sie. «Es ist wirklich wahr.»

Während ich Eva noch immer anstarrte und zu verstehen versuchte, was sie mir gerade erzählt hatte, rief ihre Mutter sie zurück. «Bis später, Hetty», rief sie mir zu und kletterte wieder hinunter.

Nachdem sie gegangen war, blieb ich bewegungslos sitzen und versuchte zu verdauen, was ich gehört hatte. Fragen über Fragen gingen mir durch den Kopf. Wie konnte die SS so etwas tun? Niemand würde sich

freiwillig in einen Ofen schieben lassen, und der Ofen, den ich mir vorstellte, war natürlich eine Art Küchenherd. Eva spinnt, entschied ich.

Mama und Papa kamen vom Zaun zurück. Ich empfing sie mit der Frage: «Ist es wahr, dass in Auschwitz Menschen verbrannt werden?»

Mama schaute Papa an, sie schien unfähig, mir eine Antwort zu geben.

«Ja, Hetty», sagte mein Vater.

«Aber wie machen sie das?», fragte ich.

«Wenn die Züge in Auschwitz ankommen, werden Mütter und Kinder von den Vätern getrennt, und man bringt sie zu einem Gebäude, wo sie, wie man ihnen sagt, ein Bad nehmen sollen», sagte mein Vater. «Sie bekommen ein Handtuch und ein Stück Seife, aber statt Wasser kommt Gas aus den Duschen. Sie haben unsere Menschen erst vergast und dann in riesigen Krematorien verbrannt.»

Ich war wie versteinert, öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber kein Wort kam heraus. Ein Kaleidoskop von Bildern ging mir durch den Kopf. Ich sah meine wunderbare Grossmutter nach Luft ringen. Ich sah Menschen, die zur Tür rannten und vergeblich versuchten, sie zu öffnen. Als diese Schrecken der Wirklichkeit tiefer in mein Herz sanken, wusste ich, dass unser Leben nie wieder so sein würde, wie es einmal gewesen war. Ich wusste, dass es keine Hoffnung mehr gab, unsere Grosseltern wiederzusehen, auch sonst niemanden aus unserer grossen, vielleicht dreihundert Menschen umfassenden Familie.

Meine Mutter weinte an Papas Schulter. Sie wusste also auch, dass sie nicht darauf hoffen konnte, ihre Eltern wiederzusehen. Papa versuchte, so gut er konnte, Mama zu beruhigen. Auch in seinen Augen standen Tränen. Wie hoffnungslos wir uns fühlten. Was konnten wir tun? Wir waren hilflos. Ich begann zu beten, dass Gott uns die Stärke geben würde, diese unmenschliche Situation zu überstehen. Tränen liefen mir über das Gesicht.

Mama hatte sich wieder etwas gefasst und streichelte mir die Haare, um mich zu beruhigen. Papa sagte, er müsse jetzt mit Max gehen, denn es war fast schon Sperrstunde.

Noch lange nachdem das Licht ausgegangen war, konnte man hören, wie die Leute diese furchtbare Nachricht besprachen, die wir an diesem Abend gehört hatten. Jetzt wusste ich, warum ich nicht zum Zaun hatte gehen wollen, um die Frauen zu sehen. Ich hatte etwas Schreckliches um sie herum erahnt, als sie an uns vorbeigegangen waren. Ich hatte ihren Schmerz und ihre Angst gespürt und jetzt litt ich fast noch mehr.

Als Mutter um drei Uhr wegging, lag ich wach und starrte in die Dunkelheit. Wie, wenn überhaupt, kommen wir je hier heraus?, dachte ich. Warum hilft uns niemand auf der Welt? Ich war froh, als es hell wurde, und beschloss, mich anzuziehen. Ich ging zur Toilette und wusch mir Gesicht und Hände. Ich hatte kein Handtuch dabei und benutzte den Ärmel, um mich abzutrocknen. Meine Hose war schon lange nicht mehr sauber. Als ich zur Baracke zurückkam, war Jackie aufgewacht, und ich sagte ihm, er solle sich anziehen und zum Waschen gehen. Ich gab ihm ein Handtuch, das schon ziemlich benutzt war. Unsere Schuhe waren von den langen Stunden, die wir im Regen auf dem Appellplatz stehen mussten, ausgetreten. Trotzdem waren wir aber im Vergleich mit den Frauen, die aus Auschwitz gekommen waren, immer noch gut dran, wir hatten immerhin etwas zum Anziehen.

In unserem Lager wurde es sehr, sehr eng. Immer mehr Baracken waren auf dem Appellplatz errichtet worden. Die neuen Baracken sahen dunkel und bedrohlich aus. Sie hatten kaum Fenster und waren leichter konstruiert. Die dreistöckigen Pritschen standen sehr dicht nebeneinander, um Platz für noch mehr Leute zu schaffen.

Ein Sturm blies das riesige Zelt hinweg, in dem die Frauen aus Auschwitz untergebracht waren. Die armen Frauen standen da, wehrlos den

Naturgewalten ausgesetzt, dem Wind und dem strömenden Regen. Die meisten trugen kaum Kleider oder Schuhe und waren nass bis auf die Haut. In diesem Sturzregen glichen sie eher weissen Gespenstern als Menschen. Nachmittags wurden die Schuhkolonnen ins Lager zurückgeschickt und die Frauen konnten etwas Schutz in den Arbeitsräumen finden. Ein paar Tage später wurden sie in einen anderen Teil des Lagers gebracht. Wir waren erleichtert, dass wir ihre Schreie und ihren ohrenbetäubenden Lärm nicht mehr hörten.

Die Schuhkolonnen hatten wieder angefangen zu arbeiten, nachdem die Frauen ihre Werkstatt verlassen hatten. Wir vermissten Vater, der in diesen Tagen die ganze Zeit bei uns gewesen war. Das Wetter war kalt und der feine Regen machte das stundenlange Stehen auf dem Appellplatz unerträglich. Doch zumindest unsere Füsse waren trocken, denn Papa hatte unter seinem dicken Mantel Schuhe für Max, Jackie und mich hereingeschmuggelt. Die Schuhe waren aus schwerem, geöltem schwarzem Leder und hatten Holzsohlen. Sie erinnerten an holländische Klompen. Max und Jackie hatten keine Probleme damit, aber mir tat mein verletzter Fuss weh. Trotzdem war es besser, als gar keine Schuhe zu haben. Papa war ein grosses Risiko eingegangen, als er unter den wachsamen Augen der SS diese Schuhe durch das Tor geschmuggelt hatte. Manche Männer wurden dabei erwischt, und das bedeutete Schläge und stundenlanges Stehen am Tor, bei Regen und Wind, bewacht von der SS. Und ihre Essensration wurde für einige Tage gestrichen. Zum Glück war Papa heil durchgekommen.

Es war Ende November, als Mama uns mitteilte, dass wir in den nächsten vier Wochen jeden Tag um vier Uhr zur Baracke 26 könnten, um eine Tasse Milch zu trinken, Frau Albalas Schwester würde sie uns geben. Als ich fragte, wieso, erzählte sie, dass sie ihren Diamantring verkauft hätte. Sie habe zwanzig grosse Kartoffeln bekommen, drei Marmeladen-

gläser mit Zucker und eines mit Salz. Während sie mir die Einzelheiten dieser Tauschaktion erzählte, holte sie ein Glas mit Zucker aus unserem Koffer, achtete aber darauf, es mit ihrem Körper vor neugierigen Augen zu verbergen. Alle waren so hungrig, und würde jemand von unseren zusätzlichen Essensvorräten erfahren, könnten sie leicht gestohlen werden. Also ass man es lieber selbst auf oder tauschte es gegen etwas anderes.

Wir hatten seit über einem Jahr keinen Zucker mehr gesehen. Mutter machte das Glas auf und gab Jackie, Max und mir einen Teelöffel voll. Geniesserisch liess ich mir den Zucker auf der Zunge zergehen.

«Ihr werdet jeden Tag einen Teelöffel Zucker bekommen, um euch bei Kräften zu halten», sagte Mutter.

Dann zeigte sie uns die riesigen Kartoffeln, die sie zwischen unseren Kleidern im Koffer versteckt hatte, jede fast zwanzig Zentimeter lang. Aber was konnte man mit rohen Kartoffeln anfangen? Ich nahm ein Messer, schnitt von einer Kartoffel ein Stück ab, teilte es in kleinere Teile und gab jedem etwas. Wir waren sehr hungrig, wir waren immer hungrig, und begannen zu essen. Aber die Kartoffel schmeckte schrecklich und trotz meines Hungers brachte ich sie nicht runter. Was sollten wir mit all den Kartoffeln anfangen, wenn wir sie nicht kochen konnten? Mama machte den Koffer zu und sagte: «Ab jetzt muss immer einer von uns auf den Koffer aufpassen. Unser Bett darf auf keinen Fall allein gelassen werden, nicht nur als Schutz gegen Stehlen, sondern auch, um uns zu schützen, falls der Rote Müller zur Inspektion kommt. Du organisierst die Wachen, Hetty, ihr könnt euch abwechseln.»

«Ja, Mama», sagte ich.

Wie glücklich wir waren. Wir fühlten uns wie Millionäre, und als Papa nach Hause kam, führten wir ihm gleich den Schatz vor. Mama gab Papa ebenfalls einen Teelöffel Zucker, obwohl er protestierte und sagte, der Zucker sei nur für uns Kinder.

Dann erzählte er, was ihm passiert war. Der Rote Müller war abends zu ihnen in die Schuhbaracke gekommen, um ihn zusammen mit einem anderen Scharführer zu schikanieren. Als er Onkel Max und Papa unter den Männern entdeckte, schrie er: «Ah, da sind ja unsere kriminellen Brüder.» Onkel Max und Papa sprangen auf und standen stramm. Müller begann mit Onkel Max.

«Du faules Schwein», bellte er ihn an. «Kannst du nicht ein bisschen schneller arbeiten? Pass auf. Ich zeige dich wegen Sabotage an. Dann wirst du erschossen.»

Um Müller zu beeindrucken, schlug der Scharführer Onkel Max gegen den Kopf. Dann drehte sich Müller zu Vater um und bemerkte, dass dieser zwei Wollschals um den Hals gewickelt hatte.

«Wozu ist das gut?», schrie er Papa an.

«Ich habe Halsschmerzen, Herr Oberscharführer», antwortete Papa.

«Stimmt das auch?», sagte Müller. «Ich weiss eine bessere Verwendung für deinen Schal.» Er drehte sich zu dem Scharführer um. «Komm her. Pack hier an, dann werden wir diesem Schwein da zeigen, wozu sein Schal gut ist.»

Müller nahm Papas Schal an einem Ende und gab dem Scharführer das andere. So hoben sie Papa vom Boden hoch und der Schal zog sich fester und fester um seinen Hals.

«Siehst du das, du Verbrecher», schrie Müller, «das tun wir mit einem Schwein, wie du eines bist.»

Müller liess den Schal los und Papa fiel auf den Boden. Keuchend rang er nach Luft und es flimmerte ihm vor den Augen. Danach ging Müller einfach wieder weg.

«Mein Gott», sagte Mama, «dich mit deinem eigenen Schal aufhängen. Was für Tiere sind sie doch!» Erschrocken dachten wir alle: Wie nahe sind wir doch daran gewesen, ihn zu verlieren.

«Du solltest deinen Schal lieber nicht mehr anziehen», sagte ich. «Oder versteck ihn unter deinem Hemd, damit sie ihn nicht mehr sehen.»

In unserem Lager geschahen schreckliche Dinge. In den letzten Tagen war den Insassen einiger Baracken befohlen worden, mit ihren Sachen in andere Baracken umzuziehen. Solche Befehle kamen normalerweise gegen Abend, wenn die Arbeitskolonnen gerade zurückgekommen waren und alle vor Müdigkeit umfielen. Diese Umzüge dauerten bis spät in die Nacht und mussten noch dazu ohne Licht erledigt werden. Und die Leute hatten Angst, ob sie auch wirklich Betten in den angegebenen Baracken finden würden. Es waren diese neulich fertig gestellten, düsteren Baracken neben dem Appellplatz. Da die Pritschen so dicht nebeneinanderstanden, drängten und stiessen sich die Menschen vorwärts, um in der Dunkelheit ein Bett zu finden, nur um zu entdecken, dass es weder Matratzen noch Bretter gab, auf die man die Matratzen hätte legen können. Es war ein Tollhaus. Unsere Baracke war bis jetzt noch verschont geblieben, aber wir wussten, dass wir vermutlich auch bald drankommen würden.

Es war Freitagabend, kühl und nieselig, als jemand hereinkam und alle einigermassen kräftigen Männer dringend bat, mitzukommen und den alten Leuten zu helfen, die umziehen mussten.

«Wie sadistisch diese Schweinehunde doch sind!», sagte mein Vater und machte sich auf zur Krankenbaracke. Allen sah man an, wie erschüttert sie waren.

Als unsere Gruppe im Februar angekommen und Bergen-Belsen noch «neu» war, hatte Albala mit Erlaubnis des SS-Arztes den Alten und Geschwächten zwei Baracken angewiesen. Eine davon war für Leute, die an Infektionen litten. Die SS hatte grosse Angst davor, dass Infektionen in ihren Wohnbereich geschleppt werden könnten. Die alten Leute wurden von einem Pfleger und einigen Frauen versorgt. Die Krankenbaracken

waren von einem Zaun umgeben, dem sich niemand nähern durfte. Ernsthaft Kranke wurden zwar in die Krankenbaracke gebracht, aber selten kam von dort jemand zurück. Täglich konnte man sehen, dass eine oder zwei Leichen auf ihren einsamen Weg zum Krematorium gebracht wurden. Ich erinnere mich an eine schöne junge Frau mit einem wunderbaren Baby. Ich hatte das Baby sehr geliebt und viele Stunden mit ihm gespielt. Die Frau wurde ziemlich bald nach unserer Ankunft krank und starb zwei Tage später im Krankenhaus. Einige Frauen schauten nach dem Kleinen, doch dann wurde auch er krank. Sein Vater brachte ihn ins Krankenhaus und blieb bei ihm, um für ihn zu sorgen. Später erfuhr ich, dass der Kleine ebenfalls gestorben war, dass sein Vater aber dort geblieben war und als Pfleger arbeitete. Manchmal konnte ich ihn hinter dem Zaun der Krankenbaracke sehen. Er war nicht schwer zu erkennen, denn er hatte einen roten Vollbart, den er sich nach dem Tod seiner Frau und seines Sohnes hatte wachsen lassen.

Papa blieb stundenlang weg. Tatsächlich kam er in dieser Nacht überhaupt nicht mehr zu uns, und als er fertig war, ging er gleich in seine eigene Baracke. Am nächsten Tag berichtete er von den schrecklichen Verhältnissen in den Baracken, die für die Alten und Kranken bestimmt waren. Es war die gleiche Geschichte, es gab nicht genug Matratzen. Die Helfer hatten etliche alte Leute erschöpft und verängstigt auf dem Boden liegend zurücklassen müssen. Und einige Schwerkranke hatten sie nicht aus der Krankenbaracke herausgeholt, denn es gab sowieso keinen Platz mehr für sie. Wir waren deprimiert, als wir diese Geschichte hörten, aber die Sache hatte zumindest für uns auch ihr Gutes. In der Baracke der Alten und Gebrechlichen brannten Öfen und verbreiteten wenigstens ein bisschen Wärme. Vater hatte mit dem Pfleger, der immer noch bei den Kranken lebte, abgemacht, dass er für den Preis von fünf grossen Kartoffeln einige unserer Kartoffeln kochen würde.

Am nächsten Tag ging Papa nicht zur Arbeit. Er hatte sich morgens,

vor Arbeitsbeginn, auf der Frauentoilette versteckt. Um halb sieben kam er zu meinem Bett. Ich war schon wach und zog mich zum Appell an.

«Was machst du hier, Papa?», fragte ich, überrascht, ihn zu sehen.

«Ich bleibe hier», sagte er. «Ich bin in der Nacht erst um eins ins Bett gekommen. Aber ich konnte nicht schlafen. Ich habe diese armen, verzweifelten Menschen nicht aus dem Kopf bekommen.»

«Werden sie dich nicht vermissen?», fragte ich.

«Das glaube ich nicht. Es war heute Morgen alles so chaotisch, es gab viel Hin-und-her-Gelaufe und die neuen SS-Männer sind mit den Gesichtern der Arbeitskolonnen noch nicht so vertraut.»

Die neuen SS-Aufseher waren mit dem letzten Transport aus Auschwitz gekommen. Wir hatten beobachtet, dass im Russenlager auf der anderen Seite der Hauptstrasse nun mehr Häftlinge lebten als zuvor. Die russischen Kriegsgefangenen waren vor einiger Zeit verschwunden, wohin, wussten wir nicht, wir konnten nur für ihre Sicherheit beten.

Ich wurde aus meinen Gedanken gerissen, als Papa sagte: «Ich werde ein bisschen in deinem Bett schlafen, Hetty. Ich bin sehr müde.»

«Was ist mit dem Appell?», fragte ich. «Die Zahlen werden nicht stimmen, wenn du nicht hingehst.»

«Mach dir keine Sorgen», sagte Papa. «Ich habe mit der Barackenältesten gesprochen. Sie weiss, dass ich den Alten gestern geholfen habe, sie ist bereit, mich beim Appell als erkrankt zu melden.»

«Dann ist es ja in Ordnung», sagte ich.

Ich mochte nicht daran denken, was passieren würde, wenn jemand beim Appell fehlte.

«Ganz ruhig, Schatz», sagte Papa. «Ich habe alles geregelt. Du solltest dich jetzt besser beeilen und zum Appellplatz gehen.»

Die Jungen sind schon weg. Ich sehe dich, wenn du zurückkommst.»

Ich stieg vom Bett hinunter. Papa legte sich vollständig angezogen auf mein Bett und zog die Decke über seinen Kopf, damit niemand bemerken konnte, dass hier ein Mann in einer Frauenbaracke schlief. Er war bereits eingeschlafen, als ich die Baracke verließ. Armer Papa, dachte ich, er ist so erschöpft von der harten Arbeit und dem wenigen, was wir zu essen bekommen. Ich hob die Augen zu den grauen Wolken und betete, dass bald irgendjemand von irgendwoher kommen und uns helfen möge.

Es war etwa halb zwölf am Morgen, als ich vom Appellplatz zurückkam. Papa wachte auf, als er unsere Stimmen hörte.

«Sie haben euch wieder mal lange stehen lassen», sagte er. «Kommt ins Bett und wärmt euch eine Weile unter der Decke, bis die Suppe kommt.»

Zu dritt stiegen wir hinauf. Wir zogen unsere Schuhe aus, bevor wir unter die Decke krochen. Die Schuhe konnten wir nicht auf dem Boden lassen, sie würden sofort gestohlen werden. Deshalb mussten wir sie mit hinauf auf das Bett nehmen und sie dicht an den Körper drücken. Inzwischen waren sämtliche hygienische Bedenken auf den zweiten Platz gerutscht. Das reine Überleben war wichtiger.

5. KAPITEL

2. Dezember 1944

An diesem Tag mussten wir umziehen. Alle packten ihre magere Habe zusammen, und langsam leerte sich die Baracke, in der wir zehn Monate lang gelebt hatten. Erschütternde Szenen spielten sich ab. Die Baracke war schliesslich zu unser aller Zuhause geworden, unser Bett war uns vertraut. Wir hatten hier geschlafen, gegessen und gesprochen, dicht beieinander, als Familieneinheit. Jetzt kam wieder diese Unsicherheit, das Gefühl, das wir so oft zu Hause in Amsterdam erlebt hatten, wenn die SS von Tür zu Tür gegangen war, um Menschen aus ihren Häusern zu holen. Wir hatten die Schläge an den Türen gehört und waren erleichtert gewesen, wenn das Stapfen der schweren Stiefel an uns vorübergegangen war. Hier in Bergen-Belsen war es nicht anders. Die Menschen zu entwurzeln war nichts als eine sadistische Methode, sie in Panik zu versetzen, eine Methode mit einer grossen psychologischen Wirkung.

Mama, Papa, Jackie und Max waren losgezogen, um die neue Baracke zu inspizieren und Betten für uns zu suchen. Ich war zurückgelassen worden, um den Koffer und unsere schon zusammengerollten Decken zu bewachen. Während ich oben auf unserem Bett sass, betrachtete ich den nun fast leeren Raum. Da und dort lagen noch ein paar vergessene Besitztümer herum. Sie werden nicht lange da liegen bleiben, dachte ich, bestimmt wird irgendjemand sie brauchen können. Etwas weiter machte sich ein älteres

Paar für den Umzug bereit, der Mann trieb die Frau zur Eile an, er fürchtete, sie würden sonst kein Bett mehr finden. Die Frau weinte, sie bewegte sich langsam und unbeholfen.

«Los», drängte der Mann. «Komm, gib mir den Koffer, dann hast du es leichter.»

Traurig schaute ich zu, wie sie die Baracke verliessen. Die Frau wird nicht mehr lange leben, dachte ich, und sie war so eine nette alte Dame. Als wir vor zehn Monaten gekommen waren, hatte sie immer freundlich gelacht, doch inzwischen hatte der ständige Mangel an Essen dazu geführt, dass sie knochig und alt und erschöpft aussah.

Zwei Stunden später kamen Mama und Papa zurück.

«Du lieber Himmel, wo habt ihr denn so lange gesteckt?», fragte ich.

«Sei still», sagte Mama. «Ich habe eine Überraschung für dich.»

Sie stiegen zu mir herauf und Mama öffnete ein Bündel, das aus einem Stück alten Stoff bestand.

«Hier, das darfst du alles essen», sagte sie und gab mir eine der grossen Kartoffeln, die in der Schale gekocht und noch immer sehr heiss war.

«Wie habt ihr das geschafft?», fragte ich.

Papa antwortete mir. «Es war die Idee deiner Mutter, das Chaos, das zurzeit im Lager herrscht, auszunutzen. Deshalb sind wir in die Krankenbaracke gegangen, mit den Kartoffeln, und weil alle mit ihren Bündeln und Koffern beschäftigt waren, hat niemand etwas gemerkt.»

Während die Kartoffeln kochten, zogen sie los, um in der neuen Baracke Betten für uns zu finden. Sie trieben zwei Matratzen auf und auch Bretter, die als Unterlage dienen konnten. Max und Jackie waren zurückgeblieben, um die Betten zu bewachen, und meine Eltern holten die Kartoffeln. Während Mama und Papa mir das alles erzählten, pellte ich die Schale von der einen Kartoffelhälfte, brach ein Stück ab und begann langsam zu essen.

Die Kartoffel war nämlich noch immer sehr heiss. Mama und Papa assen ebenfalls ihre Kartoffeln, mit etwas Salz, das Mutter aus unserem Koffer geholt hatte. Wir schwiegen, während wir in der jetzt verlassenen Baracke oben auf dem Bett sassen und assen. Aber was war das? Ich schaute Mama überrascht an. Ich hatte nur eine halbe Kartoffel gegessen, als ich keinen Bissen mehr runterbrachte. Ich war satt. Mein Magen konnte nichts mehr aufnehmen. Dabei hätte ich geschworen, eine ganze Kuh aufessen zu können, so hungrig war ich gewesen.

«Ich kann nicht mehr», sagte ich.

«Mach langsam», sagte Mama. «Dein Magen ist geschrumpft. Heb dir den Rest lieber fürs Frühstück auf.» Sie öffnete den Lappen, in dem noch immer zwei Kartoffeln für Max und Jackie lagen.

«Hier», sagte sie, «leg sie hier zurück, ich hebe sie dir für morgen auf.» Ich legte die halbe Kartoffel hinein, sie schlug das Tuch zusammen und packte es in den Koffer.

«Nun», wollte sie wissen, «war's gut?»

Ob es gut war? Natürlich war es gut. Zum ersten Mal seit vielen Monaten war mein Magen voll und ich spürte keinen Hunger.

«Wir sollten lieber gehen, es wird spät», sagte Papa.

Zum letzten Mal stiegen wir von unserem Bett hinunter. Papa trug die beiden Koffer, Mama und ich je ein Bündel mit Decken.

Es war dunkel, als wir die Baracke verliessen. Für die Jahreszeit war es verhältnismässig mild. Noch immer schlurften draussen ein paar Menschen herum, doch die meisten waren bereits in ihren Baracken. Wir überquerten den Appellplatz. Unsere neue Baracke war nicht so schlimm, wie ich erwartet hatte. Ein paar Leute hatten eine der Kerzen angezündet, die sie vor langer Zeit von zu Hause mitgebracht hatten. Die Kerzen verbreiteten ein schwaches Licht, das uns half, unsere Betten zu finden. Max und Jackie waren froh, als wir kamen, sie hatten in der neuen Umgebung ein

bisschen Angst gehabt. Mama gab jedem von ihnen eine Kartoffel, bevor wir unsere Betten so gut herrichteten, wie es unter diesen Umständen möglich war. Beim Anblick der Kartoffeln hörten die Jungen auf, sich zu beklagen, dass sie so lange hatten warten müssen. Noch bevor Max seine Kartoffel fertig gegessen hatte, sagte Papa, sie müssten rechtzeitig vor der Sperrstunde gehen. Wir gaben uns einen Gutenachtkuss, und Papa und Max gingen weg.

Mama hatte es geschafft, eine Pritsche ganz oben zu ergattern und die darunter für Jackie. Die Pritschen waren so knapp, dass Jackie seine mit einer anderen Frau teilen musste. In der untersten schiefen zwei Schwestern. Bald wurde uns gesagt, dass die Lichter gelöscht werden müssten. Der Raum war vollkommen dunkel. Mama hatte kaum den Kopf auf das Kissen gelegt, da war sie auch schon eingeschlafen. Ich starrte in die Dunkelheit und lauschte auf die Geräusche der vielen Menschen, die sich in der Enge ihrem erschöpften Schlaf hingaben. Dann drehte ich mich auf die Seite um und schaute durch das Fenster neben unserer Pritsche. Ich konnte den verlassenem Appellplatz sehen, der von der grossen Lampe am Tor schwach erleuchtet wurde, die Baracken, die ihre Schatten auf die Erde warfen. Ich weiss noch nicht mal, wo die Toiletten sind, dachte ich und befahl mir, nicht darüber nachzudenken, denn sonst würde ich gleich gehen müssen. Ich beugte mich über den Pritschenrand, und als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte ich Jackie erkennen, der friedlich im Bett unter uns schlief. Ich musste eingedöst sein, denn ich wachte auf, als Mama vorsichtig die Decke zur Seite schob, um zur Arbeit zu gehen. Wir hatten uns völlig angezogen zum Schlafen hingelegt. An dem noch unbekanntem Ort fühlten wir uns in unserer Kleidung sicherer.

«Mama», flüsterte ich, «wo sind die Toiletten?»

Sie sagte mir, wo ich sie finden würde, gab mir einen Kuss und war auch schon verschwunden. Draussen war es noch immer dunkel, und als ich durch das Fenster schaute, konnte ich etwa vierzig Frauen sehen, die aufge-

reih auf dem schwach erleuchteten Appellplatz standen und von der SS gezählt wurden, bevor sie durch das Tor hinausmarschierten.

Max kam am frühen Morgen und holte unsere Becher, um Jackie und mir etwas von dem schlammigen braunen Kaffee zu bringen. Er brauchte nicht lange, bis er zurückkam, und als er sie mir vorsichtig reichte, musste er aufpassen, nichts zu verschütten. Unser Bett war ja viel höher als das in der vorigen Baracke. Dann kletterte er schnell selbst herauf und legte sich zu uns unter die Decke, Jackie war schon vorher zu mir gekommen. Unsere Körper strahlten angenehme Wärme aus. Jackie und ich schlürften das warme Getränk, während wir unsere Umgebung betrachteten. Im Licht des Morgens erkannten wir nicht viele Gesichter, die uns aus der vorigen Baracke vertraut waren. Zu unserer Überraschung sahen wir, dass auch Männer in der Baracke schliefen. Warum das so war, wussten wir nicht, und eigentlich war es uns auch egal. Die Frauen waren nicht mehr prüde, sie zogen sich aus und wuschen sich, manchmal standen sie ganz nackt vor den Augen von Fremden. Das kümmerte niemanden. Wer wollte solche knochigen Frauen schon betrachten. Jeder hatte nur einen einzigen Gedanken, woher er etwas zu essen bekommen könnte, um am Leben zu bleiben.

Wir drei hielten uns den ganzen Tag in der Baracke auf und verliessen sie nur für drei Stunden, um auf dem Appellplatz zu stehen. Bevor wir hinausgingen, bedeckten wir den Koffer, der unseren kostbaren Zucker enthielt, mit einer Decke und überzeugten uns, dass wir das Bett entsprechend den SS-Standards gemacht hatten.

Die Stunden, in denen wir auf die Rückkehr unserer Eltern warteten, gingen langsam vorbei. Morgens ass ich den Rest meiner Kartoffel, nachdem ich Max und Jackie ein kleines Stück abgegeben hatte. Sie hatten ihren Anteil schon am Abend zuvor aufgegessen, aber irgendwie schaffte ich es nicht, allein zu essen. Wir fühlten uns noch nicht zu Hause, denn wir kann-

ten kaum jemanden. Hier wohnten mehr als doppelt so viele Menschen als in unserer früheren Baracke. Mittags holte Max unsere Suppe, und, wie üblich, hoben wir einen Napf voll Suppe für Papa auf. Er war immer so hungrig, wenn er von der Arbeit zurückkam. Als es so weit war, zogen die Jungen los, um ihn am Tor abzuholen. Papa fragte immer, ob Mama schon zurück war, denn in den letzten Monaten hatte sie sehr oft länger arbeiten müssen. Es gab nur zwei Küchen im Lager, in denen für die Unmengen Menschen in Bergen-Belsen gekocht wurde. Mama kehrte etwa eine Stunde nach Papa zurück. Es war ein sehr langer Tag für sie. Max und Papa hatten sie abgeholt, und als sie die Baracke betraten, war ich sehr, sehr froh, sie zu sehen. Alle kletterten mühsam auf das hohe Bett. Auch die meisten anderen saßen auf ihren Pritschen, und wenn man hinauf- oder hinunterkletterte, trat man oft unabsichtlich auf die Person im Bett darunter.

Nachdem Papa und Mama sich etwas ausgeruht hatten, beschlossen sie, zur Krankenbaracke zu gehen und noch ein paar Kartoffeln zu kochen. Bei ihrer Rückkehr sagten sie, wir könnten die fertigen Kartoffeln am nächsten Abend abholen. Mittags hatte Max, zusammen mit der Suppe, auch unsere Brotration bekommen, deshalb bestand an diesem Abend unser mageres Mahl aus einer dünnen Scheibe trockenen Brotes, zusammen mit ein paar Karottenstücken, die Mama in ihren Stiefeln geschmuggelt hatte. Mama war sehr müde und Papa und Max gingen auch bald weg, damit wir früh schlafen konnten.

Der nächste Tag verlief nicht anders. Bald hatten wir herausgefunden, dass es neben der Baracke keine Waschräume gab, nur einen Wasserhahn im Freien. Jackie und ich gingen morgens hin, um Gesicht und Hände zu waschen, während Max das Bett bewachte. Der Appell dauerte zwei Stunden, danach waren wir froh, wieder hineinzugehen. Zur Mittagszeit bekamen wir unser Brot für drei Tage. Das brachte ein neues Problem mit sich, nämlich, wo wir es verstecken konnten, damit es nicht gestohlen wurde. Der

einzig Platz war der Koffer und in den legte ich unseren Vorrat. Nach dem Mittagessen verliessen Max und Jackie die Baracke, auf der Suche nach etwas Essbarem. Sie nahmen einen Napf mit. Beide Jungen hatten einen besonderen Löffel und ein Messer mit einem silbrigen Griff und einer Stahlschneide. Dieses Besteck verwendeten sie, um die grossen Kessel sauber zu kratzen, bevor sie wieder abgeholt wurden. Manchmal kam Max mit einem halben Napf Suppe zurück, aber es kam auch vor, dass das Essen, das er aus den Kesseln gekratzt hatte, verschimmelt und voller Würmer war. Wenn Max sich nicht sicher war, ob das Ganze noch geniessbar war, oder wenn es aussah, als wären Russteile im Essen, fragte er mich immer nach meiner Meinung. Dann sagte ich ihm, er solle das Zeug lieber nicht essen, es sei zu gefährlich, und er machte ein enttäuschtes Gesicht. Oft hatte er für das bisschen Nahrung, das gerade mal den Boden seines Napfes füllte, schwer gearbeitet, und deshalb fiel es ihm besonders schwer, die Essensreste wieder wegzuschmeissen.

Wenn die Jungen nicht da waren, musste ich also auf dem Bett bleiben, um unsere Koffer zu bewachen. Eine der Schwestern auf der untersten Pritsche begann eine Unterhaltung mit mir. Sie erzählte mir, dass ihre beiden Ehemänner vor zwei Jahren bei einer Razzia in Amsterdam geschnappt worden waren und sie nicht wussten, was mit ihnen geschehen war. Nach der Razzia waren sie zusammengezogen und nun waren sie gemeinsam hier.

Es dauerte eine Stunde, bis die Jungen zurückkamen. Sie waren nicht sehr erfolgreich gewesen, und ich sagte ihnen, sie könnten essen, was sie im Napf hatten. Mama kam an diesem Tag früh zurück, und nachdem sie uns ein paar Karotten gegeben hatte, wollte sie zum Krankenhaus gehen, um unsere letzten Kartoffeln zu holen. Max und Jackie begleiteten sie. Kurz danach kam Papa von der Arbeit.

«Wo sind sie?», fragte er. «Niemand hat auf mich gewartet.» Ich erklärte ihm die Lage und sein Gesicht hellte sich auf.

«Ja», sagte er. «Ich glaube, ich werde das hier jetzt nicht essen. Dieses Wasser, das Suppe sein soll, wird meinen Magen so voll machen, dass ich keine Kartoffeln essen kann. Weisst du was? Ich werde die Suppe gegen etwas tauschen. Ich kenne einen Mann, der ein paar Rasierklingen hat. Ich werde gleich zu ihm gehen. Gib mir den Napf, Hetty.»

Papa stieg wieder hinunter, und ich reichte ihm den Napf mit der kalten Suppe, die ich mit meinem Kopftuch abgedeckt hatte. Papa verliess die Baracke, und ich hockte mich wieder hin, um die Koffer zu bewachen.

Eine halbe Stunde später kam Papa mit zwei Rasierklingen zurück und kurz darauf erschienen auch Mama und die beiden Jungen.

Mama und Max trugen unsere kostbaren Kartoffeln. Als sie alle oben auf dem Bett waren, öffnete Mama die beiden Bündel und wir zählten acht Kartoffeln. Mama sagte, sie habe die anderen beiden dem Koch gegeben. Bald assen wir unser kostbares Mahl. Ich hatte meine Kartoffel sofort in der Mitte geteilt, weil ich wusste, dass eine ganze zu viel für mich wäre. Es war wunderbar, so viel zu essen, dass man nicht mehr hungrig war. Als wir fertig waren, gab Mama Papa noch eine Kartoffel, die er am nächsten Morgen essen sollte, bevor er zur Arbeit ging, den Rest verbarg sie im Koffer.

Wir sassen noch eine Weile zusammen. Papa erzählte uns von einem Arbeitskollegen, der an diesem Abend erwischt worden war. Er hatte einen gestohlenen Schuh fallen lassen, als sie durch das Tor gingen. Der Mann tat uns Leid, es war kalt draussen und er würde das stundenlange Stehen nur schwer aushalten. Nach einiger Zeit wurden wir müde – das Ergebnis eines vollen Magens.

Papa meinte, wir sollten für heute Schluss machen, und nachdem er uns einen Gutenachtkuss gegeben hatte, verliess er mit Max die Baracke, nicht ohne dass Mama Max gesagt hatte, sie habe am nächsten Tag frei und er

solle deshalb noch vor dem Appell zu uns überkommen, um unser spezielles Frühstück mit uns zu teilen. Wir waren eine Familie und gaben uns in diesen schrecklichen Lebensumständen gegenseitig Kraft.

Am nächsten Morgen wachte ich um sieben Uhr auf, ich hatte lange und tief geschlafen. Mama schaute mich an, lächelte und gab mir einen Kuss.

«Bist du schon lange wach?», fragte ich.

«Ungefähr eine Stunde. Möchtest du dein Frühstück?»

«Nein», sagte ich. «Ich hebe es mir für später auf. Wo ist Jackie?»

«Er ist mit Max weggegangen, um nach Essen zu suchen. Sie werden nicht lange wegbleiben, wir müssen gleich zum Appell.»

«Gut, ich bin fertig», sagte ich. «Ich bin angezogen.» Wir schliefen noch immer in unseren Kleidern.

«Kämm dir noch die Haare, dann bist du schön», sagte Mama.

Ich suchte im Koffer nach einem Kamm. Es war ungefähr halb sieben, als uns gesagt wurde, dass es heute keinen Appell geben würde. Das war eine gute Nachricht, aber normalerweise hatten sie etwas Unheimliches vor, wenn sie einen Appell ausfallen liessen. Mama beschloss, herauszufinden, was wir zu erwarten hatten.

«Mama, ich war jetzt zwei Tage in der Baracke, um die Koffer zu bewachen», sagte ich. «Können jetzt nicht Max und Jackie eine Weile aufpassen? Ich hätte so gern ein bisschen frische Luft.»

«Natürlich», sagte Mama. «Wenn die Jungen zurück sind, kannst du ihnen sagen, dass ich es angeordnet habe. Ich muss jetzt los, aber es wird nicht lange dauern.»

Sie stieg hinunter. Durch das Fenster konnte ich sehen, wie sie den Appellplatz in Richtung unserer alten Baracke überquerte. Als Max und Ja-

ckie zurückkamen, sagte ich ihnen, dass sie die Koffer bewachen müssten. Sie stimmten sofort zu. Also lief ich aus der Baracke.

Draussen standen Frauen in Grüppchen herum und unterhielten sich. Ich achtete nicht besonders auf sie und ging um die Ecke der Baracke, als ich Mama auf mich zukommen sah. Sie sah nervös und zittrig aus.

«Was ist los?», fragte ich, als sie näher gekommen war.

«Irgendetwas ganz Schreckliches wird passieren», sagte sie.

«Was denn?»

«Sie sagen, dass die Diamantengruppe heute auf einen Straftransport geht», sagte Mama.

Ich erschrak. Ich erinnerte mich, dass unsere Namen vor etwa sechs Monaten in die Liste der Diamantengruppe eingetragen worden waren.

«O nein! Aber vielleicht werden sie uns nicht mitschicken oder es ist nur ein Gerücht.»

«Nein», sagte Mama, «es ist wahr. Schau dort!» Sie deutete auf das Tor. «Die Aufseher bringen die Männer von den Arbeitskolonnen zurück. Es ist wahr.»

Ich war zu Tode erschrocken und packte Mamas Arm.

«Was werden wir tun?»

«Psst. Bleib ruhig, dann kannst du besser nachdenken. Irgendwie werden wir es schaffen. Wir gehen nicht fort, aber Papa. Sie schicken nur die Männer weg.»

Inzwischen war das ganze Lager in Aufregung, die Nachricht hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Max kam heraus und sah mein verzweifertes Gesicht und Mama konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Er rannte zu ihr, legte die Arme um sie und drückte sein Gesicht an ihre Brust.

«Was werden wir tun?», rief er weinend.

Mama strich ihm über die Haare und versuchte, sich zu fassen.

«Schau, da ist Papa», sagte ich.

Er kam mit zehn anderen Männern von der Schuhkolonne.

Wie im Traum beobachtete ich, wie die Männer die Mützen abnahmen, das Gesicht nach rechts gewendet, die SS-Bewacher am Tor grüssten und das Lager betraten. Papa entdeckte uns sofort und eilte zu uns. Zwischen Mama und Papa waren keine Worte nötig, als ihre Blicke sich trafen. Das Unglück in ihren Augen war unerträglich. Papa legte die Arme um Mama. So blieben sie still stehen, der Schmerz über ihre bevorstehende Trennung war ihnen anzusehen. Als Papa sie nach einer ganzen Weile losliess, küsste er uns und sagte zu Max: «Komm mit in unsere Baracke, um unseren Koffer und das Bettzeug zu holen. Ab jetzt wirst du bei Mama schlafen, du kannst dort nicht allein bleiben, wenn ich weg bin. Komm schnell! Sie haben uns eine Stunde gegeben.»

Max und Papa gingen weg, und Mama und ich betraten unsere Baracke, um auf ihre Rückkehr zu warten. Mama teilte Jackie die schlimme Nachricht mit. Ich konnte nicht still sitzen, ich machte den Koffer auf und holte drei Brotrationen heraus, um sie Papa mitzugeben. Ich fand ein einigermaßen sauberes Taschentuch, in das ich das Brot hineinrollte. Deshalb haben sie uns also eine Dreitagesration gegeben, dachte ich. Wie schlau sie sind. Sie haben es genau geplant, diese dreckigen Schweine.

Es dauerte nicht lange, bis Papa und Max zurückkamen. Papa trug den Koffer und Max eine Decke und ein Laken, deren Farbe man nicht mehr erkannte, da sie seit Wochen nicht mehr gewaschen worden waren. Wie üblich, kam alles oben auf unser Bett. Dort öffnete Papa den Koffer und nahm ein Unterhemd, ein Hemd, Unterhosen und zwei Paar Socken heraus, zusammen mit dem Rasierapparat und den zwei Rasierklingen, die er am Tag zuvor gegen die Suppe getauscht hatte.

«Jackie», sagte Papa, «gib mir deinen kleinen Rucksack. Den kann ich besser tragen als einen fast leeren Koffer.»

Jackie machte seinen Rucksack leer und Papa legte die drei Brotrationen hinein. Mama wollte ihm ein Marmeladenglas mit Zucker geben, aber er lehnte ab.

«Der ist für meine Kinder», sagte er.

So sehr Mama auch flehte, er wollte das Glas nicht annehmen.

Die Zeit für seinen Abschied rückte näher. Er umarmte uns drei, einen nach dem anderen und sagte, wir sollten lieb sein und auf unsere Mutter aufpassen. Dann verliessen wir die Pritsche, um ihn zum Tor zu begleiten. Als wir durch die Baracke gingen, kamen viele Frauen und Männer auf Papa zu und wünschten ihm alles Gute.

Draussen fiel mir auf, wie grau der Himmel war. Überhaupt sah alles grau aus. Am Tor hatten sich ungefähr vierhundert Männer mit ihren Familien versammelt und wir gesellten uns zu ihnen. Auf dem Appellplatz breitete sich Stille aus. Die meisten haben schon ganz für sich geweint, dachte ich. Und im Moment des Abschieds scheint bei ihnen so etwas wie eine innere Stärke zum Vorschein zu kommen. Obwohl alle, die da am Tor standen, unter dem Wissen litten, dass sie ihre Lieben vielleicht nie wiedersehen würden, bemühten sie sich, fröhlich auszusehen, um sich angesichts der unsicheren Zukunft gegenseitig Kraft zu geben.

Wir standen in diesen letzten Momenten dicht beieinander, während die SS-Aufseher die Namen der Männer nannten, die vortreten mussten. Draussen, vor dem Tor, mussten sie sich in Fünferreihen aufstellen. Die ersten Namen wurden in alphabetischer Reihenfolge aufgerufen. Als die Männer zum Tor kamen, wurde ihnen befohlen, ihr Gepäck hier zurückzulassen.

Als Papa das sah, öffnete er den Rucksack, nahm die Brotrationen heraus und steckte sie in seine Manteltasche. Den Rasierapparat mit den beiden Rasierklingen, die er vorher in ein Stück Papier gewickelt hatte, steckte er in die andere Tasche. Er gab Mama den Beutel zurück und sagte: «Ich werde das Brot essen, und wenn sie mir den Rasierapparat mit den Klingen nicht wegnehmen, kann ich die Sachen gegen Essen eintauschen.»

Inzwischen war die Hälfte der Gruppe bereits abmarschiert. Wenn ihre Männer und Väter weg waren, weinten die Frauen und die Kinder bitterlich. Sie brauchten sich nicht mehr zu verstellen.

Papa wandte sich an Mama und sagte: «Liebste, pass gut auf dich und die Kinder auf, und bleib vor allem am Leben. Ich werde euch bald wiedersehen. Ich bin sicher, dass der Krieg nicht mehr sehr lange dauert, und dann werde ich euch finden.»

Mama konnte nicht sprechen. Ihre Augen brannten vor Tränen. Jackie und Max weinten. Papa küsste Mama und umarmte sie fest, dann küsste er die Jungen und sagte, sie sollten brav zu Mama sein. Zuletzt wandte er sich an mich und schaute mich mit seinen warmen braunen Augen an.

«Hetty», sagte er, «du bist die Älteste. Pass du für mich auf deine Mutter und die Jungen auf.»

Ich nickte, ich konnte nicht sprechen, und er küsste mich zum Abschied. Dann wurde sein Name aufgerufen. Es gab nichts, was wir tun konnten. Er musste uns nun verlassen. Ein letzter Kuss für Mama, und er ging von uns weg, auf das Tor zu, wo ein SS-Mann seinen Namen auf der Liste abhakte.

Wir sahen, wie er durch das Tor ging und sich zu den anderen Männern stellte, die dort bereits warteten. Unter ihnen war auch Onkel Max. Papa war einer der Letzten, die aufgerufen wurden.

Jede Frau und jedes Kind versuchte, einen allerletzten Blick auf ihren Liebsten zu erhaschen, und wir wetteiferten um einen Platz am Zaun. Ein Befehl wurde gebrüllt und die Männer setzten sich in Bewegung. Sie sahen genauso grau aus wie das Wetter, nur ihre Augen nicht.

«Auf Wiedersehen! AufWiedersehen!», riefen wir und winkten den Männern nach, bis sie in der Ferne verschwanden.

Langsam leerte sich der Appellplatz. Frauen und Kinder suchten die Sachen zusammen, die ihre Männer oder Väter zurückgelassen hatten.

Wir mussten nichts holen. Still gingen wir zurück in unsere Baracke.

Niemand sagte etwas. Wir waren alle in unsere Gedanken versunken. In meiner Vorstellung folgte ich meinem Vater auf der Strasse zum Bahnhof, wo man ihn mit den anderen in einen Zug verladen würde.

Aber wohin? Ich sah eine unermessliche Entfernung vor mir, aber ich konnte nichts erkennen. Alles war leer. Papa, wo bist du? Mein Herz schrie nach ihm, aber es bekam keine Antwort. Verzweifelt betrat ich die Baracke, aber noch immer konnte ich nicht weinen.

Nachdem ich auf das Bett hinaufgeklettert war, wagte ich es zum ersten Mal, Mama anzuschauen. In ihren Augen konnte ich den Schmerz über Pappas Weggehen sehen. Was hätte ich sagen können? Ich spürte ihren Schmerz und wusste, dass ich etwas sagen musste.

«Mama», sagte ich, «Papa wird es gut gehen.»

«Glaubst du?», antwortete sie. Wie ein erschrockenes Kind brauchte sie Bestätigung.

«Ich bin mir ganz sicher», sagte ich. «Du darfst dich nicht niederdrücken lassen. Wir werden ihn bald wiedersehen. Er hat es gesagt und ich glaube es. Du weisst doch, wie optimistisch er immer ist. Er wird überleben.» Von irgendwoher kamen diese Worte zu mir, und ich war froh, dass meine Mutter sich durch sie beruhigen liess. Seltsamerweise beruhigten sie auch mich selbst.

Mama hob den Kopf und betrachtete die beiden Jungen, die still dabei-gesessen hatten, während ich mit ihr sprach. Sie umarmte sie beide auf einmal und sagte: «Wir müssen es zusammen schaffen, jetzt, wo Papa nicht mehr da ist.»

Die Jungen nickten.

«Nun», sagte Mama, «wir sollten jetzt etwas unternehmen, damit Max heute Nacht hier schlafen kann.»

Sie öffnete den zweiten Koffer, nahm die wenigen Sachen heraus und sagte zu Max, er solle den leeren Koffer unter die unterste Pritsche schie-

ben. Niemand würde den Koffer stehlen, da wir nun nirgendwohin zu gehen hatten. Mama packte alles in den anderen Koffer und stellte ihn aufrecht ans Fussende, sodass Max noch Platz fand. Irgendwie würde es gehen.

Später an diesem Tag teilten wir uns die letzten Kartoffeln und assen etwas von unserer Brotration. Manchmal starrte Mama vor sich hin, dann wussten wir, dass ihre Gedanken weit weg wanderten. Wir fühlten uns verlassen und niedergedrückt und waren alle froh, als es Zeit zum Schlafen gehen war. Wir mussten uns Platz suchen, nun, da Max an unserem Fussende lag. Er war sofort eingeschlafen. Mama lag noch einige Zeit wach, doch dann hörte ich an ihren regelmässigen Atemzügen, dass sie schlief. Ich lag viele Stunden lang da, dachte an Papa und betete, Gott möge ihn beschützen.

Als Mama am nächsten Morgen zur Arbeit ging, legte Max sich neben mich. Wir schliefen bis halb sieben und wachten auf, weil Jackie uns weckte und sagte, der Kaffee sei da. Wie üblich holte ihn Max. Er nahm einen Napf, weil er den leichter tragen konnte als drei Becher. Wir tranken das warme, braune Wasser, damit uns etwas wärmer wurde.

«Was glaubst du, wo Papa jetzt ist?»

«Ich weiss es nicht», antwortete ich.

Es wurde still zwischen uns. Ich nahm eine Brotration aus dem Koffer, das Brot war dunkel und trocken. Ich schnitt drei sehr dünne Scheiben ab, vielleicht ein viertel Zentimeter dick, von der Tagesration von etwa drei Zentimeter Dicke. Das musste uns reichen, bis die Suppe kam. Gerade als wir uns für den Appell fertig machten, erfuhren wir, dass es heute keinen Appell geben würde. Deshalb blieben wir alle drei auf dem Bett sitzen.

Es war der fünfte Dezember 1944, Nikolaustag, der Tag, an dem alle Kinder in den Niederlanden mit Süßigkeiten und Spielsachen verwöhnt wurden.

Ungefähr um neun Uhr kam auf einmal Mama in die Baracke.

«Was ist los, Mama? Warum bist du schon von der Arbeit zurück?», fragte ich.

«Wir gehen auf einen Transport», sagte sie.

Ich erschrak furchtbar. «Was? Wohin?» Das Gefühl einer drohenden Katastrophe packte mich. Auch die Jungen waren erschrocken.

«Wir müssen unsere Sachen packen», sagte Mama. «Wir müssen um elf fertig sein.»

Mamas ruhige Worte wirkten auch besänftigend auf uns. Wie stark sie ist, dachte ich. Sie weiss, dass sie um unseretwillen ruhig bleiben muss.

«Gott wird uns beschützen, glaub mir», sagte sie und schaute mich an.

Ich war nicht so sicher. Wie konnte Gott zulassen, dass wir so viel Leid erfahren?

Mama sagte zu Max, er solle den Koffer von seinem Platz unter der Pritsche heraufholen. Ich half ihr, die Decken und Laken zusammenzulegen. Es dauerte nicht lange, zwei Decken und zwei Laken zu falten und in den Koffer zu packen. Die dritte Decke passte leicht in den anderen, zusammen mit den wenigen Kleidungsstücken, die uns geblieben waren, unter denen Mama sorgfältig die Marmeladengläser mit Zucker und Salz versteckte. Es dauerte kaum zwanzig Minuten, da waren wir mit allem fertig. Mama schickte Max und Jackie los, sie sollten sich Gesicht und Hände waschen und noch einmal auf die Toilette gehen. Als sie zurückkamen, gingen Mama und ich.

Inzwischen war es fast zehn Uhr und uns blieb noch eine Stunde des Wartens. Wir sassen auf unserem Bett. Viel sprachen wir nicht. Ab und zu kam jemand zu uns und wünschte uns alles Gute. Die Frau von der untersten Pritsche sagte, sie und ihre Schwester würden unser Bett übernehmen, wenn wir weg waren.

«Natürlich», sagte Mama.

Wir waren hin- und hergerissen zwischen Hoffnung und Verzweiflung.

Vielleicht kamen wir ja in ein besseres Lager. Wohin würde man uns bringen? An die Möglichkeit, dass wir an einen schlimmeren Ort geschickt würden, wollte ich nicht denken.

Inzwischen war es halb elf.

«Wir sollten lieber hinausgehen und schauen, was los ist», sagte Mama.

Wir stiegen hinunter, die Jungen reichten uns die Koffer. Während die Jungen herunterkamen, kletterte die Frau von unten schon hinauf, um unser Bett in Besitz zu nehmen, bevor es jemand anders tun würde. Mama und ich trugen die beiden Koffer.

Aber wir gingen nicht gleich zum Tor, wir blieben in der Nähe der Baracke. Von unserem Platz aus konnten wir beobachten, was auf dem Appellplatz vor sich ging. Viele Frauen mit ihrem Gepäck und ihren Kindern hatten sich dort versammelt, mit ihren Freunden oder Verwandten, die sich von ihnen verabschieden wollten.

Zehn Minuten vor elf kam Albala zum Tor, wir konnten auch Herrn Weiss erkennen. Kurz darauf sprangen drei SS-Offiziere von einem Lastwagen, der vor dem Tor auf der Strasse hielt. Wir konnten sehen, wie einer von ihnen mit Albala sprach. Der nickte und hielt die Liste, die der SS-Mann ihm gegeben hatte, einem seiner Leutnants hin. Herr Weiss war bereit zu übersetzen, da nicht alle Frauen Deutsch verstanden. Mehr und mehr Abschiednehmende hatten sich auf dem Appellplatz versammelt, nun war uns der Blick auf das Tor genommen. Wir sahen, dass einige Frauen zum Tor gingen. Die Kinder konnten wir nicht sehen, da die Erwachsenen den Blick versperrten. Plötzlich entstand Bewegung am Tor. Eine Frau schrie hysterisch: «Mein Baby, mein Baby, ich will mein Baby!» Eine andere Frau schrie: «Nein! Nein!» Und dann hörten wir die SS-Männer brüllen: «Los, weiter! Weiter!»

«Du lieber Gott, wir müssen die Kinder zurücklassen», sagte Mama. «Sie lassen sie nicht mit uns gehen.»

Ich war wie betäubt vor Schreck und brachte kein Wort heraus.

«Los, Hetty, schnell, wir müssen mit den Koffern zurück in die Baracke, wir haben keine Zeit zu verlieren», befahl Mama.

Ich ging zurück, Mama folgte mir. Die Baracke war verlassen, alle schauten draussen zu. Erst als wir drin waren, befahl mir Mama, meinen Koffer zu öffnen, und sie klappte ihren auf. Blitzschnell stopfte sie eine Decke und ihre Kleider in einen der Koffer. Auch ein halb volles Zucker-
glas packte sie dazu.

«So, Hetty, ich möchte, dass ihr, du und die Jungen, ab und zu einen Löffel Zucker esst, aber geh vorsichtig damit um, denn du kannst Zucker auch gegen Brot oder etwas anderes tauschen, das du brauchst. Versprich mir das.»

«Ja, Mama», sagte ich und spürte die ungeheure Verantwortung, die nun auf meinen Schultern lag.

«Hetty, pass an meiner Stelle auf die Jungen auf», sagte Mama wieder. «Besonders auf Jackie, er ist in den letzten Jahren oft krank gewesen.»

«Ja, Mama», versprach ich. Wir waren uns jetzt beide klar darüber, dass unsere letzten gemeinsamen Minuten schnell vorbeigingen.

«Ach», sagte Mama, «fast hätte ich vergessen. Hier ist der Läusekamm.» Sie nahm ihn aus ihrer Manteltasche. «Halte deine Haare sauber und die der Jungen auch.»

Ich nickte und steckte den Kamm in die Tasche. In all den Monaten im Lager hatte meine Mutter es geschafft, ihre und unsere Haare frei von Läusen zu halten. Sie nahm mich in den Arm und küsste mich wieder und wieder. Ich klammerte mich an sie, denn ich wusste, dass sie gleich gehen musste. Wir weinten beide nicht. Unsere Augen waren trocken, aber unsere Herzen bluteten.

«Komm», sagte Mama, «ich muss mich von den Jungen verabschieden.»

Wir nahmen unsere Koffer, gingen hinaus und fanden die Jungen an der

Stelle, an der ihnen Mama zu warten befohlen hatte.

Mama umarmte sie, sie weinten bitterlich.

«Ganz ruhig, ihr müsst nun grosse Männer sein und auf das hören, was Hetty sagt. Sie wird ab jetzt für euch sorgen. Ihr müsst zusammenbleiben und nach dem Krieg nach Amsterdam zurückkehren, zur Familie Pomstra. Vergesst das nicht, meine Lieblinge.» Und wieder küsste sie die beiden.

«Bringt ihr eure Mama zum Tor?», sagte sie, während sie sich langsam aufrichtete.

Sie nahm ihren Koffer. Die Jungen hingen an ihrem Mantel, als wir langsam zum Tor gingen. Wir waren bis auf fünf Meter herangekommen, da zog Herr Weiss die Jungen sanft von Mama weg. Mama beugte sich zu mir, um mir einen letzten Kuss zu geben, dann küsste sie die Jungen. Sie klammerten sich jetzt an mich und weinten verzweifelt. Auch ich konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten, als ich sah, wie Mama, mit Hilfe einer anderen Frau, mit ihrem Koffer auf die Ladefläche des Lastwagens kletterte. Es war ein Albtraum zu sehen, wie Mama denselben Weg nahm wie Papa am Tag zuvor.

Wir rannten zum Zaun, um die letzten Sekunden nicht zu verpassen, in denen wir unsere Mutter sehen konnten. Als der Lastwagen anfuhr, rief Mama: «Seid brav, meine Kinder, lebt wohl!» Wir winkten und winkten und riefen unsere Abschiedsgrüsse. Alle weinten und uns brach das Herz.

6. KAPITEL

Als der Lastwagen mit unserer Mutter in der Ferne verschwunden war, drehte ich mich um und bemerkte zum ersten Mal die Gruppe von etwa vierzig Kindern vor dem Zaun. Sie waren zwischen zehn Monaten und achtzehn Jahren alt, die meisten unter zehn. Ein paar Frauen aus der Krankenstation kümmerten sich um die Babys und die ganz Kleinen.

«Gehen wir jetzt zu unseren Baracken zurück?», fragte ich Herrn Weiss, der uns zum Zaun gefolgt war.

«Nein, Hetty», sagte er. «Gleich wird ein Lastwagen für alle Kinder kommen. Ihr geht alle weg.»

Hoffnung flackerte in mir auf, wir könnten unserer Mutter folgen; aber das würde wohl nicht passieren.

Wir standen herum oder sassen auf unseren Koffern. Den Kindern war anzusehen, dass sie unter Schock standen, ich auch. Die Grausamkeit des Geschehenen hatte alle tief getroffen. Einige Frauen liefen mit weinenden Babys auf und ab, kleine Kinder irrten ziellos auf dem abgesperrten Gelände herum und schrien nach ihren Müttern. Von irgendwoher kamen ein paar Flaschen Milch für die weinenden Babys. Ihre «Betreuerinnen» fütterten sie.

Obwohl wir uns noch innerhalb der Grenzen unseres eigenen Lagers befanden, wurden wir von zwei bewaffneten Wachleuten bewacht, die ausserhalb des Zauns standen. Herr Weiss war schon ein paar Mal zu uns gekommen, konnte jedes Mal aber nur kurz bleiben. Seine Anwesenheit

wirkte beruhigend, doch wenn er ging, fingen die Kinder wieder an zu weinen. Endlich, gegen vier Uhr, kamen die Lastwagen, die uns abholen sollten. Herr Weiss und ein paar andere Männer bekamen die Erlaubnis, uns beim Aufsteigen zu helfen. Sie hoben die Kinder eines nach dem anderen auf die Ladefläche, die Babys wurden einem anderen Mädchen und mir in die Hand gedrückt. Wir waren die Ältesten.

Mit traurigen Gesichtern winkten uns Herr Weiss und die wenigen anderen Männer nach, als sich der Lastwagen in Bewegung setzte. Die Kinder hatten aufgehört zu weinen. Die Fahrt auf dem Lastwagen lenkte sie von ihrem Unglück ab. Unser Lager lag hinter uns, wir kamen am Häftlingslager vorbei. Die Menschen dort standen immer noch auf dem Appellplatz, es mussten jetzt schon mindestens acht Stunden sein.

Die Lastwagen fuhren am Magazin vorbei, und wir konnten Chris erkennen, den fetten diensthabenden SS-Offizier. Neben ihm standen zwei hübsche Frauen aus unserem Lager, die dort arbeiteten. Ich war froh, vertraute Gesichter zu sehen, und winkte ihnen zu. Wir fuhren durch das Tor in den Teil des Lagers, der für die SS reserviert war. Die Lastwagen fuhren langsamer und blieben vor einem Gebäude mit grossen Doppeltüren stehen. Man befahl uns, herunterzusteigen. Die grösseren Jungen halfen den kleineren Kindern von den Lastwagen. Ich gab Max das Baby, das ich hielt, stieg ebenfalls hinunter und half kleinen Mädchen und Jungen.

Wir wurden in das Gebäude gebracht, das sich als ein Fahrzeugschuppen der SS herausstellte. Als wir eintraten, sahen wir den Koffer, den unsere Mutter mitgenommen hatte, und verstanden, dass man ihnen befohlen hatte, ihr Gepäck hier zurückzulassen. Bald hatten die Kinder das Gepäck ihrer Mütter entdeckt und nahmen es in Besitz.

Nachdem ich den Namen des Babys, das Max noch immer trug, herausgefunden hatte, sagte ich zu Eva, dem ältesten Mädchen, und noch ein paar anderen Kindern, sie sollten den Koffer seiner Mutter finden, da wir

ihm dringend die Windeln wechseln müssten. Mit Hilfe einer Decke bauten wir eine Ecke für das Baby, und Max war froh, als ich es ihm aus der Hand nahm. Es war erstaunlich, wie schnell die Kinder den Koffer gefunden hatten, und als Eva ihn aufmachte, entdeckten wir zu unserem Glück noch eine saubere Windel zum Wechseln. Eva bot an, diese Aufgabe zu übernehmen, deshalb konnte ich mich um das andere Baby kümmern. Inzwischen hatten die Kinder auch den Koffer gefunden, der seiner Mutter gehört hatte. Das Baby war etwa zehn Monate alt und gar nicht besonders klein. Zwei etwa zehnjährige Mädchen sagten, sie könnten das Baby wickeln. Ich liess sie gewähren, denn es gab genug zu erledigen.

Die Kleinen, die schon laufen konnten, hatten alle nasse Hosen und weinten sich die Augen aus. Ich erkundigte mich nach ihren Namen und forderte die etwa Sieben-, Achtjährigen auf, die entsprechenden Koffer zu suchen. Es dauerte eine ganze Weile, bis alle Sachen sortiert waren, und noch etwas länger, bis alle Kleinen frisch angezogen waren. Als ich die von den Müttern zurückgelassenen Koffer untersuchte, kam ich mir vor wie ein Eindringling, der in den privaten Dingen anderer Leute wühlt, aber ich sagte mir, dass die Mütter bestimmt froh sein würden, wenn sich jemand um ihre Kinder kümmerte. Ich sorgte dafür, dass alle Sachen, auch die schmutzigen, in den richtigen Koffer zurückgelegt wurden.

Wir waren nun schon mindestens zwei Stunden in dem Schuppen. Niemand kümmerte sich um uns, wir waren uns selbst überlassen. Alle waren müde. Seit dem frühen Morgen auf den Beinen, hatten wir weder etwas zu essen noch zu trinken bekommen. Draussen war es kalt und die Dämmerung kam schnell. Am Himmel erschienen der Mond und die Sterne. Als es in der Garage dunkel wurde, bekamen die meisten Kinder an diesem fremden Ort Angst, besonders, weil ihre Mütter nicht hier waren, um sie zu trösten. Sie froren und hatten Hunger.

Tumult brach aus, viele weinten vor Furcht und Entsetzen. Iesie schlug vor, wir sollten alle auf einmal losschreien, und weil wir so verzweifelt waren, versuchten wir es. Auf drei begannen wir alle zu schreien, in der Hoffnung, jemand würde uns hören. Wir taten es so oft, bis unsere Stimmen nicht mehr mitmachten.

Inzwischen war es im Schuppen stockfinster geworden. Das einzige bisschen Licht kam vom Mond und fiel durch das offene Garagentor. Niemand kam zu uns. Wir drängten uns dicht aneinander, verlassen und verloren. Ich tastete mir einen Weg durch die Dunkelheit zum Tor und schaute hinaus. Niemand war zu sehen, die Strasse war dunkel. In den Quartieren der SS brannten ein paar Lichter. Die Kinder schrien immer noch herzerreissend. Das war kein Weinen mehr, es war der Klang der puren Verzweiflung. Innerhalb von zwei Tagen hatten wir unsere Väter und Mütter verloren, und nun, nachdem wir stundenlang allein in der Garage gelassen worden waren, fühlten wir uns von der ganzen Welt vergessen.

Ich sass auf einem unserer Koffer, als zwei Schatten im Tor auftauchten. Mit einer Taschenlampe leuchteten sie in die Garage. Einer der Männer trat herein und knipste das Licht an. Wir müssen einen traurigen Anblick geboten haben. Ungefähr vierzig Kinder drängten sich mit müden, verweinten Gesichtern in einer Ecke zusammen. Da ich vorne stand, fragte mich der Wachmann, wo wir herkämen. Ich sagte ihm, dass wir vom Sternlager gekommen waren, ungefähr um vier Uhr nachmittags. Die beiden Männer sprachen miteinander, dann ging einer weg. Der Mann, der bei uns in der Garage blieb, trug keine SS-Uniform, sondern eine grüne und schien etwa fünfzig Jahre alt zu sein. Er hielt das Gewehr schussbereit in der Hand. Als das Licht angegangen war, hatten die Kinder aufgehört zu weinen, und in der Stille konnten wir die Geräusche einer Nikolausfeier hören, die in den SS-Baracken stattfand. Die SS-Männer sangen aus voller Kehle Nikolauslieder.

Das Weinen und Schreien begann von neuem, und immer, wenn ein

Kind aufhörte, fing ein anderes an. Sie waren verwirrt und ohne Hoffnung. Ich fragte den Wachmann höflich, wie viel Uhr es sei, und er sagte, Viertel nach neun. Dann fragte er, ob ich die Kinder dazu bringen könne, dass sie aufhörten zu weinen. Mein Deutsch war sehr beschränkt, so dauerte es eine Weile, bis ich ihn verstand. In Zeichensprache teilte ich ihm mit, dass wir sehr hungrig und müde seien.

Der Wachmann schien sich in diesem Elend unbehaglich zu fühlen. Nachdem er verstanden hatte, was ich ihm zu sagen versuchte, nickte er und sagte: «Geht nicht weg! Ich komme wieder!» Er verliess die Garage. Ich verstand nicht, was er mit dem «Geht nicht weg» gemeint hatte. Wohin hätten wir gehen sollen?

Ich lief zu der Ecke, wo die kleinen Kinder zusammengekauert auf dem Boden sassen. Ihre Augen waren geschwollen von den vielen Tränen, sie waren vollkommen erschöpft von dem, was sie durchgemacht hatten. Das schlimmste Weinen hatte nachgelassen, sie hatten keine Kraft mehr. Ein paar waren sogar auf dem nackten Boden eingeschlafen, ein gnädiger Schlaf hatte sich über sie gesenkt. Ich forderte einige der älteren Jungen auf, ein paar Decken zu bringen, die, wie ich gesehen hatte, zusammengerollt zwischen den Koffern lagen. Damit deckte ich die Kleinen zu, denn es war eine sehr kalte Nacht. Zu den anderen Kindern sagte ich, sie sollten aufhören zu weinen und versuchen zu schlafen. Morgen, wenn es hell war, würden wir herauszufinden versuchen, wo ihre Mütter waren. Mit Hilfe der grösseren Kinder beruhigten wir sie und deckten sie zu, so gut es ging.

Dann sagte ich zu den Älteren, sie sollten es sich auf den Koffern bequem machen. Wir waren müde von den vielen Stunden, die wir auf den Beinen waren, von dem traumatischen Aufruhr, den wir durchgemacht hatten, und natürlich auch davon, dass wir den ganzen Tag noch nichts gegessen hatten. Langsam wurde es ruhiger. Die meisten der Kleinen schliefen.

Die Älteren unterhielten sich leise, viel zu verängstigt, um zu schlafen. Ich war erschöpft, aber nicht schläfrig.

Etwa eine Stunde später kam der Wachmann mit zwei männlichen Gefangenen zurück, von denen jeder eine grosse Schachtel trug. Zur gleichen Zeit kam ein Auto an. Zwei Männer betraten die Garage, mit Packen von Decken auf den Armen. Ich erkannte, dass es Männer aus unserem Lager waren. Als Herr Weiss herausgefunden hatte, dass wir im Autoschuppen der SS untergebracht waren, hatten die Männer Decken besorgt, um sie zu uns zu bringen. Ich hatte keine Ahnung, wie sie das geschafft hatten, aber wir waren sehr froh, dass sich jetzt auch die älteren Kinder zudecken konnten.

Als alle vier Männer wieder gegangen waren, rief mich der Wachmann und deutete auf die beiden Schachteln, die auf dem Boden standen. Er nickte ermutigend und bedeutete mir, ich solle hineinschauen. Ich zögerte, ich traute ihm nicht. Langsam ging ich auf die beiden Schachteln zu, dann schaute ich ihn wieder an. Er sagte kein Wort, sondern nickte nur mit dem Kopf. Ganz langsam öffnete ich die erste Schachtel, noch immer misstrauisch, was den Wachmann betraf. Ich hob ein Stück Papier hoch und traute meinen Augen nicht. Unter dem Papier fand ich dicke Scheiben Weissbrot, reichlich geschmiert mit Butter und Zucker. Ich hob den Blick zu dem Mann, zu ängstlich, um etwas zu berühren. Er nickte zustimmend, dann drehte er sich zur Seite und tat, als sähe er nichts.

Ich rief Max und einige der älteren Jungen und Mädchen, die noch wach waren. Sie kamen zu mir, und ich erzählte ihnen flüsternd von dem himmlischen Geschenk, das der Wachmann uns gebracht hatte. Wir schauten zu ihm hinüber, der immer noch mit dem Rücken zu uns stand, und nahmen jeder ein Butterbrot aus der Schachtel. Ich befahl den Jungen, auch den anderen Kindern, die schon zugedeckt dalagen, aber noch nicht eingeschlafen waren, ein Stück Brot zu bringen. Und sie sollten so leise wie möglich sein, um nicht den Verdacht eines zufällig Vorüberge-

henden zu erregen. Wir waren so hungrig. Was war das für ein Fest! Frisches Weissbrot mit Butter und Zucker! Zehn Monate lang hatten wir als Ration für vierundzwanzig Stunden nur trockenes Schwarzbrot bekommen, ein Viertel so gross wie eine dieser dicken Scheiben, und jetzt hatten wir eine riesige Menge davon. Ich schaute in die zweite Schachtel, sie war ebenfalls bis zum Rand gefüllt mit diesen wunderbaren Broten. Ich überlegte, ob ich die schlafenden Kinder wecken sollte, damit sie ihren Anteil bekämen, entschied mich aber dagegen. Schlafen bedeutete Vergessen, die Brote konnten warten, bis sie aufwachten. Max, Bram und lesie wollten eine zweite Scheibe Brot, ihr Hunger war nicht zu stillen. Ich liess sie noch eine Scheibe nehmen, und obwohl noch viele da waren, sagte ich, wir sollten uns lieber noch etwas für morgen aufheben. Als ich ihnen beim Essen zusah, dachte ich, dass ich ab jetzt immer an den heiligen Nikolaus glauben würde. Uns jedenfalls hatte er an seinem Geburtstag glücklich gemacht. Ich machte die Schachtel wieder zu, nachdem ich mein köstliches Brot gegessen hatte, und gesellte mich zu den anderen.

Es musste jetzt kurz vor Mitternacht sein. Die Kälte drang von draussen in den Schuppen. Lastwagen waren zu hören, die die Strasse herunterkamen. Vor dem Schuppen blieben sie stehen, dann kamen zwei SS-Männer und eine Aufseherin herein. Die meisten Kinder wachten auf, einige schliefen aus purer Erschöpfung weiter. Man sagte uns, dass wir auf die Lastwagen steigen sollten. Die Kinder, so grob aus dem Schlaf gerissen, begannen wieder zu weinen. Ich stieg mit vielen kleinen Kindern und Max und Jackie auf den einen Lastwagen. Ich trug unseren Koffer und Max den anderen, den Mama zurückgelassen hatte. Die Letzten, die zu uns heraufkletterten, waren Bram, seine Schwester Bella und lesie. Bram und lesie trugen die Schachteln mit den Broten, die ich in der Eile vergessen hatte. Meine Aufmerksamkeit war von den Kleinen in Anspruch genommen worden. Auch die Aufseherin stieg zu uns herauf.

Der Lastwagen fuhr schnell. Wir hatten keine Ahnung, wohin er uns bringen würde. Die Nacht war stockdunkel, der Mond war hinter Wolken verschwunden. Es war Mitternacht. Niemand sprach, die Kleinen hatten sogar aufgehört zu weinen. Ich bemerkte, dass wir das Lager durch das Haupttor verliessen und auf der Strasse Richtung Celle fuhren. Doch dann bog der Lastwagen nach links ab, und es schien, als würden wir ziellos im Kreis durch die Heide fahren. Stundenlang fuhren wir so. Was für teuflische Pläne hatten sie mit uns? Der Mond war wieder hinter den Wolken hervorgekommen und durch den offenen Rückteil des Lastwagens konnte ich hinausschauen über die Weite der Lüneburger Heide. Kein Mensch war zu sehen, kein Ton zu hören, nur das Rattern der Lastwagenmotoren unterbrach die tödliche Stille.

Dann hielten wir an. Die Aufseherin stieg ab und der Fahrer des zweiten Lastwagen kam zu unserem Fahrer. Wir konnten hören, wie sie miteinander diskutierten. Unser Fahrer schien sehr aufgebracht zu sein, wir hörten ihn ein paar Mal «nein, nein» sagen, verstanden aber nicht, um was es ging. Worüber sprachen sie? Wollten sie uns töten? Wir waren ganz still, wir spürten die Gefahr, die uns bedrohte. Nach ungefähr zehn Minuten stieg die Aufseherin wieder zu uns herauf, wir fuhren erneut los. Ich erkannte, dass wir zurückfuhren, auf das Lager zu, und als wir in Bergen-Belsen waren, sah ich, dass wir in Richtung Sternlager gebracht wurden. Doch unser Lastwagen fuhr weiter und bog fast am Lagerende nach links ab, worauf er dann kurz darauf anhielt. Wir mussten absteigen. Die Aufseherin half uns, bis zwei grosse, starke weibliche Häftlinge erschienen und die Aufgabe übernahmen. Sie trugen Gefangenenkleidung und hatten Tücher um den Kopf gewickelt, um ihre kahlen Schädel zu verbergen. Beim Anblick dieser unheimlichen, knochigen Frauen begannen die Kinder wieder zu weinen.

Die Kleinen waren völlig durcheinander und schrien vor Angst. Einige klammerten sich an mich, sodass ich mich nicht mehr bewegen

konnte. Ich sagte ihnen, dass sie keine Angst zu haben brauchten, ich sei ja bei ihnen. Es dauerte ein paar Minuten, bis ich sie beruhigt hatte. Noch immer an meinen Mantel geklammert, liessen sie mir jetzt ein wenig Bewegungsfreiheit. Der zweite Lastwagen kam und erhellte mit seinen Scheinwerfern die Umgebung. Als der Fahrer unseren Lastwagen anliess, ging eine der Frauen hin und fragte, was sie mit den Kindern anfangen sollten. «Ist mir egal», sagte er. «Von mir aus können sie in der Hölle braten.»

Die Lastwagen fuhren davon, und wir blieben, dicht aneinander gedrängt, in der Dunkelheit zurück. Die Kinder waren verschreckt und weinten. Nachdem sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte ich vor uns die verschwommenen Umrisse einer Baracke erkennen. Eine der Gefangenen sagte, wir sollten das unheimlich aussehende Gebäude betreten. Langsam bewegten wir uns vorwärts. Als wir an die Tür kamen, sagte eine der beiden Häftlingsfrauen etwas in einer Sprache zu uns, die wir nicht verstanden, und deutete in die Richtung, die wir einschlagen sollten. Ich hatte Angst, wagte sie aber wegen der Kleinen nicht zu zeigen.

Kurz nachdem wir das Gebäude betreten hatten, schien mein Herzschlag für einen Moment lang auszusetzen. Vor uns lag etwas wie ein stockdunkler, langer Korridor, an dessen Ende eine alte Frau stand und eine Kerosinlampe hochhielt. Wenn es je wirklich eine böse, alte Hexe gegeben hatte, musste sie es sein. Ihr Anblick erschreckte die Kinder, sie drückten ihre Gesichter in meinen Mantel und hinderten mich am Weitergehen. Die Gestalt am Ende des Korridors bewegte sich nicht. Sie stand da, still wie der Tod, und hielt noch immer die Lampe hoch, die ihren Schatten auf die Wand hinter ihr warf. Ich wusste, dass wir weitergehen mussten, aber die Kinder hingen noch immer schwer an mir. Ich sagte mit fester Stimme, sie sollten mitkommen und bräuchten keine Angst zu haben. Entweder würden sie mit mir gehen oder ich würde sie hier allein zurücklassen. Das hatte den

erwünschten Erfolg, sie lockerten ihren Griff und ich konnte mich vorwärtsbewegen. Ich befreite meine Hand aus dem Griff eines kleinen Mädchens, das sie fest umklammert hielt, und erlaubte ihm, sich an meinem Mantel festzuhalten. Nun hatte ich die Hände frei und schob die Kinder hinter mich, um sie, soweit es möglich war, mit meinem Körper zu schützen. So bewegten wir uns langsam auf die Gestalt zu. Als wir näherkamen, erkannte ich, dass die Frau in einer Türöffnung stand, durch die ein blasses Licht in den Korridor fiel. Als wir sie erreicht hatten, deutete sie wortlos auf die Tür. Vorsichtig, in gebührendem Abstand von der Frau, die, wie ich inzwischen überzeugt war, eine Hexe sein musste, betraten wir den Raum.

Was für eine Erleichterung! Der Raum war sauber, und es gab etwa zehn Doppelpritschen, auf denen wir schlafen konnten. Die Betten nahmen ungefähr die Hälfte des Raums ein, der ansonsten leer war. An einer Wand standen zwei Stühle und an der Decke hing eine nackte Glühbirne, die ein schwaches Licht verbreitete, genug aber, um alles zu erkennen. Die Kinder waren ebenfalls erleichtert und liessen meinen Mantel los. Einige liefen schon auf die Betten zu.

Ich stellte meinen Koffer ab, als ich vom Flur her lautes Schreien hörte. Nun hatten die Kinder vom zweiten Lastwagen die Hexe entdeckt. Schnell lief ich zur Tür, damit die erschrockenen Kinder mich sehen konnten. Ich beruhigte sie und sagte, sie sollten hereinkommen, alles sei in Ordnung. Schon bald waren alle zusammen in dem Raum. Eva und ein anderes Mädchen hatten die Babys getragen und legten sie nun auf ein Bett. In der Zwischenzeit brachte eine andere Gefangene unsere Koffer und die anderen Habseligkeiten herein und stellte sie mitten ins Zimmer, auf den freien Platz. Dann gingen sie und wir waren allein.

Iesie und Bram hielten noch immer unsere kostbaren Schachteln mit den Broten. Ich sagte, sie sollten sie auf einen Stuhl stellen und fragte,

wie viele Kinder noch kein Brot bekommen hatten. Lesie gab jedem eine Scheibe Brot aus der halb leeren Schachtel.

Eva und ich übernahmen die Aufsicht. Jeder musste sich ein Bett suchen und schlafen gehen. Den Kindern, die noch zu klein waren, um auf ein Bett zu steigen, halfen die grösseren Jungen. Erstaunlicherweise schliefen die beiden Babys noch, obwohl sie doch nichts zu essen bekommen hatten. Wir hatten ihnen nur etwas Wasser zu trinken gegeben, vielleicht hatte das ihre Mägen gefüllt.

Dann sagte ein kleiner Junge: «Ich muss aufs Klo.»

Wir schauten uns an. In unserem Elend hatten wir diesen Aspekt einfach übersehen. Was sollten wir tun? Durch diesen langen, dunklen Korridor hinauszugehen kam nicht in Frage. Wir hatten keine Ahnung, wo wir waren und wo wir Latrinen finden konnten. Mein Blick fiel auf einen grossen Kochtopf bei dem Gepäck. Eine der Mütter hatte ihn wohl aus Amsterdam mitgebracht. So, wie er aussah, musste er einer sehr grossen Familie gedient haben. Und er hatte einen Deckel. Wir stellten ihn in einer entfernten Ecke des Raums auf, und ich sagte dem kleinen Jungen, er könne ihn benutzen. Danach liess ich auch die anderen aufstehen, um den Topf zu benutzen. Dabei stellten wir fest, dass einige Kinder schon wieder in die Hose gepinkelt hatten. Es war so ein langer Tag gewesen. Wir zogen ihnen die nassen Sachen aus und brachten sie, nachdem sie ihr Geschäft erledigt hatten, wieder ins Bett. Ihre nackten Hinterteile deckten wir mit den Decken zu, die wir in der Garage bekommen hatten. Zum Glück hatte bisher niemand das Bett nass gemacht.

Wir waren nun wirklich dem Zusammenbrechen nahe, deshalb schlug ich vor, schlafen zu gehen. Bis auf die Betten an der Tür waren alle besetzt, in manchen schliefen vier Kinder, zwei an jedem Ende. Die Grösseren hatten sich ihre Betten und ihre Schlafpartner selbst ausgesucht. Ich hatte eine obere Doppelpritsche gewählt und teilte sie mit Max, Jackie und Loukie. Ich war die Letzte, die hinaufstieg. Das Licht liess ich an, damit die Kin-

der, die nachts aufwachen würden und den Topf benutzen mussten, den Weg fanden. Auch ich fühlte mich sicherer mit Licht. Ich musste eingeschlafen sein, kaum, dass ich mich hingelegt hatte. Es dürfte drei Uhr morgens gewesen sein.

Als ich wieder aufwachte, war es Emile, der mir sagte, dass der Topf bis zum Rand voll sei. Es war ein grauer Wintermorgen, durch das Fenster fiel Licht herein. Die meisten Kinder schliefen noch vor Erschöpfung. Emile hatte die unverschlossene Tür am anderen Ende geöffnet und sagte: «Durch die Tür kommt man ins Freie.»

Ich weckte Max und Loukie und wies sie an, den Topf hinauszubringen und auszuleeren. «Versucht, leise zu sein, damit die Kinder nicht aufwachen.»

Max und Loukie kletterten verschlafen hinunter und taten, was ich gesagt hatte. Es war erstaunlich, wie problemlos alle meine Autorität akzeptierten. Vermutlich sahen sie in mir den Ersatz für ihre Mütter, die sie gerade verloren hatten. Sie schenkten mir ihr uneingeschränktes Vertrauen, und ich übernahm, ohne zu zögern, die Verantwortung, mich so gut wie möglich um sie zu kümmern.

Emile machte die Tür für Max und Loukie auf, als sie den Topf hinaus-trugen, und alle drei verschwanden. Bald kamen sie mit dem leeren Topf zurück, gerade rechtzeitig, denn die Kinder wachten auf und alle wollten auf den Topf.

Auch die Babys wachten auf und schrien. Sie waren sehr, sehr hungrig. Inzwischen hatten wir ein paar kleine Töpfe und Behälter in den Koffern gefunden, und ich schickte Emile los, einen Hahn zu suchen und die Behälter mit Wasser zu füllen. Wir entdeckten auch ein paar kleinere Schüsseln. Ich bröckelte etwas von dem Weissbrot mit Butter und Zucker in eine Schüssel, und mit dem Wasser, das Emile gebracht hatte, gelang es mir, eine Art Brei für die Babys herzustellen. Eva und ein anderes Kind hatten saubere Sachen gefunden und hatten sie bereits frisch angezogen, als der

Brei fertig war. Zum Füttern gab es dann jede Menge Helfer. Einigen der älteren Mädchen machte das grossen Spass.

Als Frühstück gaben lesie und ich jedem Kind eine halbe Scheibe Brot. Die andere Hälfte war für abends bestimmt. Ausser kaltem Wasser gab es nichts zu trinken. Es wurde still, während alle ihr Brot assen. Wir liessen die Kinder tun, was sie wollten. Emile ging mit einem anderen Jungen hinaus, um die Gegend zu erkunden und nach einer Latrine zu suchen. Sie kamen aber bald zurück, denn es war sehr kalt draussen. Sie hatten eine Latrine nicht weit von unserer Baracke gefunden. Die grösseren Kinder konnten hingehen, aber die kleinen nicht, deshalb beschlossen wir, dass sie auch tagsüber den Kochtopf benutzen sollten. Da wir nun, als alle wach waren, den ganzen Platz brauchten, stellten wir den Topf oben auf eine der leeren Pritschen.

lesie, Eva, Loukie, Bram, Max und ich beschlossen, unsere Situation zu besprechen. Wir sassen oben auf meinem Bett. Die Doppelpritsche ermöglichte es uns, im Kreis zu sitzen. Es waren vierundvierzig Kinder, wir waren die Ältesten und mussten für die Kleinen sorgen. lesie schlug vor, alle Koffer nach etwas Essbarem zu durchsuchen, und falls wir etwas fänden, alles zusammenzulegen. Wir stimmten zu. Die Jungen kletterten hinunter zu den Koffern. Auch Eva stieg hinunter, um die Kleinen zu beaufsichtigen, die, so jung sie auch waren, unsere schwierige Lage zu erkennen oder zu erfüllen schienen, denn als sie sich in unserer Gruppe sicher fühlten, weinten sie auch nicht mehr. Wir hatten ein Dach über dem Kopf, wir hatten Betten und für heute auch genug zu essen. Bald fingen auch einige der kleineren Jungen an, beim Durchsuchen der Koffer zu helfen. Wenn sie etwas fanden, brachten sie es zu mir auf das Bett. Als der letzte Koffer durchsucht war, enthielt unser Vorrat zwei Päckchen steinharte Kekse, ein halbes Päckchen süssen Zwieback, eine kleine halb leere Dose Tee, eine

halb leere Dose Kakao, eine sehr kleine Tüte Waschpulver und eine fast leere Dose Milchpulver.

Die Jungen kamen zur Besichtigung herauf. Es war offensichtlich, dass diese Vorräte nicht dazu dienen konnten, uns zu ernähren, abgesehen von den paar Keksen und dem bisschen Milchpulver für die Babys. Sie würden unseren Hunger in den kommenden Tage nicht stillen können. Ich packte alle Sachen in unseren Koffer und nahm ihn unter meine Aufsicht. Zu den Jungen sagte ich, sie sollten die Koffer in einer Ecke des Raums aufeinander stapeln. Sie waren froh, etwas zu tun zu haben, und erledigten den Auftrag wunderbar. Auf diese Art hatten wir jetzt mehr Platz und eine freie Fläche.

Der Tag ging vorbei. Niemand kam zu uns und es war uns ganz recht. Es war, als lebten wir in einer eigenen Welt. Das gab uns die Möglichkeit, uns von dem Trauma zu erholen, das wir am Tag zuvor erlebt hatten. Als es langsam dunkel wurde, verteilte ich, zusammen mit lesie und Eva, die andere Hälfte der Brote. Für die Babys machte ich wieder Brei, genau wie morgens. Wir hatten noch immer eine viertelvolle Schachtel mit Brot für den nächsten Tag. Aus Sicherheitsgründen nahm ich die Brotschachtel zu mir auf die Pritsche. Alle gingen früh ins Bett, und es dauerte nicht lange, da waren wir eingeschlafen.

Am folgenden Tag gingen ein paar Jungen nach dem Frühstück hinaus, um sich umzuschauen. Es war sehr still in diesem Lagerbereich. Als die Jungen zurückkamen, sagten sie, es gebe noch ein paar andere Baracken in diesem Abschnitt des Lagers, aber die meisten seien leer, sie hätten niemanden herumlaufen sehen, lesie und Max hatten eine Baracke mit Frauen entdeckt, die alle im Bett lagen und richtig unheimlich aussahen, mit knochigen Gesichtern und tief eingesunkenen Augen. Ich verbot ihnen, noch einmal hinzugehen, denn ich hatte Angst, die Frauen könnten an einer schrecklichen Krankheit leiden.

Ich selbst war noch nicht draussen gewesen, weil die kleinen Kinder

mich brauchten. Sie sahen so verloren aus, und obwohl sie alle auf einmal aufgehört hatten zu weinen, rief doch ab und zu eines nach seiner Mama. Das zehn Monate alte Baby, das Philipje hiess, war sehr still. Der Kleine lag meist nur einfach da und starrte in die Luft. Hin und wieder huschte ein Lächeln über sein Gesicht, wenn ich leise zu ihm sprach oder ihn unter dem Kinn kitzelte. Eine tiefe Traurigkeit ging von ihm aus, bestimmt vermisste er seine Mama. Er hatte bis jetzt auch noch nicht versucht, sich aufzusetzen. Er war nicht mager, seine Mutter musste es irgendwie geschafft haben, ihn ausreichend zu ernähren. In gewisser Hinsicht war ich froh, dass er so brav war. Das verschaffte mir genügend Zeit, mich auch um die anderen Kinder zu kümmern. Das zweite Baby schätzte ich auf ungefähr ein Jahr, aber ich war mir nicht sicher. Es war ein Mädchen und niemand wusste ihren Namen. Dann gab es noch den kleinen Robbie, der ungefähr drei war. Er hatte ein sehr hübsches Gesicht, blonde Haare und blaue Augen. Er sagte nie ein Wort, auch wenn er angesprochen wurde. Er sah so verloren und einsam aus, der arme, kleine Robbie. Manchmal nahm ich ihn in den Arm, aber er lächelte nie. Es war, als habe er eine undurchdringliche Mauer um sich errichtet. Ich beschloss, besonders auf ihn zu achten, vielleicht würde ich eines Tages sein Vertrauen gewinnen. Langsam wusste ich die Namen der meisten Kinder.

Man kann kleine Mädchen und Jungen nicht ständig im Raum halten, sodass immer wieder ein paar von ihnen hinausliefen und dann bald wiederkamen. Sie berichteten, die Latrinen seien funkelnelneue, wir seien anscheinend die ersten Bewohner in diesem Teil des Lagers. Am Nachmittag musste ich selbst hinaus und einer der Jungen zeigte mir den Weg. Es war sehr friedlich hier, nichts war zu hören. Der Himmel war hellgrau, die Luft frisch, aber nicht kalt. Ich war glücklich, für ein paar Minuten im Freien zu sein und füllte meine Lungen mit Luft. Als ich in die Baracke zurückkam, fragte ich, ob jemand da gewesen sei. Nein, niemand, war die Antwort. Ich

konnte nicht verstehen, warum niemand nach uns schaute oder uns etwas zu essen brachte. Irgendjemand will uns vergessen, dachte ich, behielt diesen Gedanken aber für mich, um die anderen nicht zu beunruhigen.

Gegen vier Uhr waren alle Kinder wieder hereingekommen. Es gab nicht viel, was sie mir erzählen konnten, aber sie hatten herausgefunden, dass das Gebäude, in dem die Schuhkolonnen arbeiteten, zwischen unserem alten Lagerteil und dem jetzigen stand. Nun wussten wir wenigstens, wo wir waren. Sie erzählten auch, dass sie das Tor zur Hauptstrasse entdeckt hatten, es war offen und unbewacht. Sie hatten es nicht gewagt, hinauszugehen, obwohl weit und breit keiner zu sehen war. Gott sei Dank, dachte ich und sagte ihnen, es sei sehr klug von ihnen gewesen, nicht durch das Tor zu gehen.

Es wurde dunkel. Jemand machte das Licht an, und lesie nahm die Schachtel mit den Broten von meinem Bett und brachte sie auf einen Stuhl mitten im Zimmer. Alle stellten sich in einer Reihe auf und gingen langsam an lesie und mir vorbei. Wir gaben jedem Kind eine halbe Scheibe Brot. Als wir fertig waren, waren noch vier Hälften da. lesie und ich beschlossen, sie für die Babys aufzuheben, für den nächsten Tag. Ein paar Kinder hatten sich zum Essen auf den Boden gesetzt, die anderen assen auf ihren Betten. Diesmal hatte Eva den «Brei» gemacht, und ein paar Mädchen, die schon aufgeessen hatten, boten sich an, die Kleinen zu füttern. Eine ganze Weile sassen wir herum und unterhielten uns. Einige sassen dicht neben mir, ich nahm sie auf den Schoß und umarmte sie. Eva las einer Gruppe aufmerksam lauschender Kinder eine Geschichte aus einem Buch vor, das sie in einem der Koffer gefunden hatte. Wie idyllisch alles aussieht, dachte ich. Man könnte fast denken, wir wären im Urlaub.

Durch das Fenster konnte ich sehen, das es Nacht geworden war. Es war stockdunkel draussen, kein einziger Stern war zu sehen.

«Ich glaube, es ist Zeit zu schlafen», sagte ich. «Es wird kalt, also kriecht unter die Decken.»

Niemand zog sich aus. Wir schliefen in unserer Kleidung, ausser den Babys, die nach dem Essen gewickelt worden waren. Wir mussten eine Möglichkeit finden, die Babysachen zu waschen, bald würden wir nichts mehr zum Wechseln haben. Ein leerer Koffer diente uns als Behälter für die schmutzige Babywäsche. Aber um dieses Problem werde ich mich morgen kümmern, dachte ich, während ich ebenfalls hinaufstieg auf mein Bett.

Die Kinder schliefen bald, ausser lesie und mir. Wir sassen am Fussende meines Bettes und unterhielten uns flüsternd. lesie war intelligent, in ihm fand ich eine grosse Hilfe. Er war nur ein Jahr jünger als ich.

Leise erzählte ich ihm von meinen Bedenken, dass niemand nach uns schaute oder uns irgendetwas zu essen brachte. Wir fühlten uns beide in der Falle. Sollten wir vielleicht durch das Tor gehen, um Hilfe zu suchen? Wir wussten wirklich nicht, was wir tun sollten.

«Wenn morgen niemand kommt, dann werde ich dem Wachmann im Turm sagen, dass wir hier allein sind», sagte ich zu lesie.

Er hielt das jedoch für viel zu gefährlich und riet mir davon ab.

«Aber was sollen wir tun? Das Brot ist aufgegessen, morgen haben wir nichts mehr. «

Wir redeten und redeten und suchten nach einem Ausweg aus unserer misslichen Lage, fanden aber keine Lösung. Es wurde spät, und lesie schlug vor, schlafen zu gehen.

Er war auf dem Weg zu seinem Bett, als die Tür aufging und zwei Frauen hereinkamen. Sie waren die ersten Menschen, die wir seit zwei Tagen zu Gesicht bekamen. Die eine war etwas kleiner gewachsen, eine stramme Frau, deren blaue Bluse sich über ihrer Brust spannte. Ihre kurzen

Ärmel liessen kräftige Arme frei. Keine von beiden zeigte Zeichen von Hunger oder Unterernährung, im Gegenteil, sie sahen wohlgenährt aus.

Obwohl ich hier noch nie solche Frauen getroffen hatte, sagte mir mein Instinkt, dass es sich bei ihnen um «Prominente» handelte. Prominente bekamen von der SS besondere Privilegien zugestanden, denn sie kontrollierten die Häftlinge. Sie waren auch nicht gekleidet wie Häftlinge. Beide trugen schwarze Röcke und Lederstiefel. Ihre hohen Wangenknochen zeigten, dass sie polnischer oder russischer Herkunft waren. Einen Moment lang schauten sich die beiden um, dann sprach mich die Kleinere auf Polnisch an.

Als sie sah, dass ich sie nicht verstand, fragte sie auf Deutsch: «Jüdische Kinder?»

Ich zögerte kurz, bevor ich nickte. Die Frau sprach plötzlich erregt auf die andere ein. Um was es ging, wusste ich nicht. Dann sagte sie «Hunger» und machte eine Bewegung mit der Hand zum Mund, um sicherzugehen, dass ich sie verstand. Ich hielt es für ratsamer, ihr nicht zu sagen, dass wir abends Brot gegessen hatten, dachte an morgen und nickte.

«Ich komme zurück», sagte sie, und dann verliessen beide die Baracke. Ich startete noch immer die Tür an, denn die ganze Szene hatte sich in Windeseile abgespielt.

lesie kletterte wieder auf mein Bett herauf.

«Was war los?», fragte er.

Ich erklärte ihm, was passiert war.

«Was meinst du?», fragte er.

«Ich weiss es nicht. Es hat mir aber nicht gefallen, dass sie mich gefragt hat, ob wir jüdische Kinder sind.»

lesie nickte.

«Ich hoffe, dass wir heute Nacht nicht umziehen müssen, die Kinder schlafen so schön», sagte ich.

«Wir sollten lieber auch schlafen», sagte lesie. «Es nützt niemandem, wenn wir wach bleiben. Morgen sehen wir weiter.»

Er ging vorsichtig zu seinem Bett, um seinen Schlafgenossen nicht zu

wecken. Ich beschloss, ebenfalls zu schlafen. Als ich neben Max lag, unter der Decke, dachte ich über die beiden Frauen nach. Ich war erstaunt, dass sie nicht froren. Sie hatten beide nur Baumwollblusen angehabt, mit kurzen Ärmeln, und trotzdem hatten sie so stark und gesund ausgesehen. Ihre Haare, die ihnen nicht abgeschnitten worden waren, trugen sie beide unter einem Kopftuch, wie es russische Bäuerinnen tun. Von den beiden hatte die kleinere Frau zweifellos das Sagen.

Schritte im Korridor weckten mich. Ich fuhr hoch und zitterte am ganzen Körper vor Angst, was als Nächstes passieren würde. Ich konnte Stimmen hören. Die Schritte kamen näher, dann ging die Tür auf. Die beiden Frauen waren zurückgekommen, gefolgt von vier weiblichen Häftlingen, die zwei Essensbehälter trugen, ungefähr halb so gross wie die, die wir kannten. Die kleinere Frau befahl, die Behälter in der Mitte des Zimmers abzustellen, dann schickte sie die Häftlinge weg. Von oben, von meinem Bett aus, beobachtete ich alles mit grosser Erleichterung. Als ich sie im Korridor gehört hatte, hatte ich wirklich gefürchtet, wir müssten wieder umziehen.

Die beiden Frauen betrachteten die schlafenden Kinder, dann wandten sie sich zum Gehen. An der Tür drehte sich die kleinere Frau um, schaute mich an und sagte: «Fangt an zu essen.»

Ein paar Kinder waren aufgewacht. Iesie, Max und Emile waren aus dem Bett gesprungen und untersuchten die Essensbehälter. Ich stieg hinunter, um auch etwas zu sehen. Iesie versuchte, den Deckel von einem Behälter zu öffnen, aber es gelang ihm nicht. Der Deckel sass fest. Inzwischen war Bram zu uns gekommen. Er packte eine Art Griff, wobei es ihm lediglich gelang, den Deckel ein bisschen zu lüften. Er bekam den Hebel einfach nicht hoch genug, um die Federung zu lösen, die ihn auf den Deckel drückte. Bram liess die Verriegelung wieder los.

«Gut», sagte ich, «Wenn Bram noch einmal versucht, den Riegel aufzukriegen, haltet ihr beiden, Iesie und Max, den Behälter fest, und Bram

zieht, so fest er kann, damit der Hebel nicht wieder zurückspringt. Und dann zieht ihr alle drei am Hebel und ich zähle bis drei.»

Max und lesie stellten sich in Position, Bram legte die Hand um den Griff und sagte: «Seid ihr bereit?»

«Ja», sagten Max und lesie.

Bram zog mit aller Kraft. Als der Hebel hoch genug war, dass Max und lesie ihn auch ergreifen konnten, fing ich an zu zählen. «Eins ... zwei ... drei.» Die Jungen begannen mit aller Kraft am Hebel zu ziehen. Ihre Gesichter waren rot vor Anstrengung. Aber sie waren nicht sehr stark. Zehn Monate langsamen Verhungerns hatten ihren Tribut verlangt. Langsam bewegte sich der Hebel nach oben, und dann, mit einem leisen Klick, gab er den Deckel frei. Ausser Atem, doch erregt von ihrem Sieg, brauchten sie nur eine Sekunde, um auch den zweiten Hebel loszubekommen, denn der Druck war durch die Öffnung des ersten Hebels geringer geworden.

Inzwischen waren immer mehr Kinder aufgewacht und kamen aus ihren Betten, um zu sehen, was vor sich ging. lesie hob den Deckel an. Ein wunderbarer Duft drang in unsere Nasenlöcher. In dem Behälter war eine dicke, cremige Kartoffelsuppe.

Wir konnten unser Glück kaum fassen. Blitzschnell waren alle aus den Betten, besorgten sich Essnäpfe und schöpften sich eine grosszügige Portion Suppe. Wir sassen auf dem Boden, um die Behälter, als hätten wir Angst, sie könnten verschwinden. Die Suppe schmeckte wunderbar. Niemand sprach, während wir dieses köstliche Mahl zu uns nahmen, ein Mahl, von dem wir in den letzten zehn Monaten nur hätten träumen können. Durch den Dampf, der aus dem offenen Behälter aufstieg, traf mein Blick den von lesie. Wir wussten, dass wir uns jetzt keine Sorgen mehr darüber machen mussten, wie wir die Kinder in den nächsten zwei Tagen satt kriegen sollten.

Als ein paar Jungen eine zweite Portion nehmen wollten, sagte ich ihnen, sie sollten es nicht tun. Zu viel von einer so reichhaltigen Nahrung könne sie krank machen. Stattdessen sollten wir jetzt alle wieder ins Bett

gehen. Bram legte den Deckel zurück auf den Behälter, schloss aber die Klammern nicht, damit er sich morgen leichter öffnen lassen würde. lesie legte einen kleinen Koffer auf den Deckel, als Beschwerung, damit die Suppe warm blieb. Danach gingen wir alle ins Bett und waren sehr schnell eingeschlafen.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, entdeckte ich, dass der Koffer, der auf meinem Bett lag, offen stand. Das kam mir seltsam vor, ich war sicher, ihn am Abend geschlossen zu haben. Ich kontrollierte den Inhalt. Kein Zucker fehlte, die Marmeladengläser waren noch da. Bei nochmaligem Kontrollieren entdeckte ich aber, dass die Hälfte der süßen Kekse fehlte. Ich rief lesie und Max herüber, um die Sache mit ihnen zu besprechen. Ich war wütend und in meiner Wut sprach ich ziemlich laut. Beide hatten keine Ahnung. Die meisten von uns waren am Abend doch gar nicht hungrig gewesen. Uns war nur klar, dass wir, um zu überleben, den Diebstahl nicht tolerieren durften. Loukie kam auf das Bett und unterbrach uns.

«Hetty, ein kleiner Junge hat gesagt, es sei Emile gewesen.»

Mir fiel ein, dass Emile bereits früher einmal so etwas getan hatte. Aber ich musste mir sicher sein, deshalb sagte ich zu Loukie, er solle den kleinen Jungen zu mir bringen. Loukie stieg hinunter und kam mit ihm zurück. Von oben, von meinem Bett aus, fragte ich den Kleinen, dessen Namen ich nicht wusste: «Sag mir, woher weisst du denn, dass Emile die Kekse gestohlen hat?»

«Ich habe ihn heute Morgen Kekse essen sehen», antwortete er.

«Bist du sicher?»

«Ja, ich bin sicher», sagte er.

«Das stimmt», sagte ein kleines Mädchen. Sie stand neben Loukie und dem Jungen und hatte das Gespräch interessiert verfolgt.

«Wenn du jemanden beschuldigst, musst du sehr sicher sein», sagte ich zu ihr.

«Es stimmt aber», sagte das Mädchen. «Es stimmt, weil ich es auch gesehen habe. Er hat drei Kekse gegessen, dort in der Ecke.» Sie deutete zum Ende der letzten Bettreihe, und ich stellte fest, dass ich die Stelle, die sie anzeigte, von meinem Bett aus nicht sehen konnte.

«Wo ist Emile?», fragte ich Loukie. «Ich will mit ihm sprechen.»

«Ich glaube, er ist ein bisschen hinausgegangen», sagte er.

«Such ihn und nimm Jackie mit», verlangte ich.

Jackie und Loukie verliessen die Baracke durch die Hintertür.

«Was sollen wir mit ihm machen?», sagte ich zu lesie und Max. «Er scheint unverbesserlich zu sein.»

«Warte, bis wir gehört haben, was Emile zu sagen hat», sagte lesie.

Ich nickte. «Du hast Recht. Wir werden ihn erst einmal anhören.»

Die anderen Kinder im Raum hatten inzwischen mitbekommen, was passiert war. Sie waren über ihr Alter hinaus klug, diese Kinder, und die meisten hatten gelernt, die schweren Zeiten und die kritischen Situationen durchzustehen, die sie seit ihrer Ankunft in Bergen-Belsen immer wieder hatten erleben müssen. Die gute Laune, die sich ausgebreitet hatte, weil uns eine wunderbare Kartoffelsuppe zum Frühstück erwartete, verschwand und machte einer niedergedrückten Stimmung Platz.

Wegen dieses unangenehmen Zwischenfalls hatte ich vergessen, den Kindern etwas zu essen zu geben. Ich stieg hinunter und sagte allen, sie sollten sich in einer Reihe aufstellen, um ihre Suppe zu bekommen. Es war herzerwärmend, ihre Gesichter zu sehen. lesie hob den Koffer vom Deckel des Behälters. Die Suppe war noch immer warm. Die Kinder hielten ihre Näpfe hin und Eva füllte einen nach dem anderen. Bald hatten alle etwas bekommen. lesie und ich waren die Letzten.

Ich setzte mich gerade auf einen Koffer, um zu essen, als Loukie und Jackie mit Emile zurückkamen. Ich wollte die glückliche Stimmung nicht verderben und ausserdem die unangenehme Situation noch hinauszögern, deshalb sagte ich zu den drei Jungen, sie sollten ihre Nöpfe holen und sich selbst Suppe nehmen, was sie auch ohne Zögern taten. Als alle fertig waren, sagte ich ihnen, sie sollten die Nöpfe aufeinander stellen, und schickte drei Jungen und drei Mädchen zum Wasserhahn, um Nöpfe und Löffel zu spülen. Zwei andere Jungen wollten auch helfen, deshalb bot ich ihnen an, ebenfalls ein paar Nöpfe zum Wasserhahn zu tragen. Das Wetter war angenehm, die Sonne schien. Die kühle Luft des frühen Morgens war verschwunden.

«Lasst die Hintertür offen, wenn ihr hinausgeht», sagte ich, als die kleine Gruppe loszog. So, dachte ich, diese Kinder sind jetzt aus dem Weg. Schnell rief ich lesie, Max, Loukie, Bram und Eva zusammen und wir kletterten auf mein Bett. Wir sassen im Halbkreis und machten sehr ernste Gesichter, denn die Verantwortung, mit dieser Situation umzugehen, lastete jetzt auf unseren jungen Schultern. Ich rief Emile herauf, er setzte sich uns gegenüber. Ich betrachtete sein Gesicht. Emile war ein ziemlich gut aussehender Junge. Er hatte hübsche, schwarze Haare und machte einen sehr anständigen Eindruck. Doch zugleich hatte er etwas an sich, das ihn distanziert und unzugänglich aussehen liess. Ich sagte zu ihm, wir würden Kekse aus dem Koffer vermissen, und es werde behauptet, er habe sie gestohlen. Zu unserer Überraschung gab Emile das sofort zu. Er zeigte keine Reue, sein Gesicht blieb ausdruckslos. Ich fragte, warum er das getan habe, aber er zuckte nur mit den Schultern, um anzudeuten, dass er es nicht wisse.

«Du weisst, dass du etwas Schlimmes getan hast?», fragte lesie.

Emile antwortete nicht, sondern starrte vor sich hin. Wir wussten nicht, was wir sagen sollten, deswegen sagte ich: «Du gehst jetzt lieber wieder hinunter, Emile. Aber lauf nicht weg.»

Emile verliess meine Pritsche und wir fünf besprachen leise die Situation. Es ärgerte mich ungemein, zu wissen, dass Emile dasselbe schon früher, im Sternlager, gemacht hatte, schliesslich waren damals Max und Jackie verdächtigt worden, bis man Emile erwischt hatte. Wir konnten es ihm nicht einfach durchgehen lassen, das wäre kein gutes Beispiel für die anderen Kinder. Andererseits war mir klar, dass wir, egal welche Strafe wir uns auch ausdachten, Emiles Neigung nicht heilen würden.

Es wurden die verschiedensten Vorschläge gemacht und wieder verworfen, bis lesie sagte: «Was meint ihr dazu, wenn wir ihn eine Woche lang jeden Morgen den Topf ausleeren lassen? Das ist eine unangenehme Aufgabe, vielleicht wird ihm das eine Lehre sein.»

Wir stimmten zu, das war der beste Vorschlag. Loukie rief Emile wieder zu uns herauf und wir teilten ihm unsere Entscheidung mit. Ich fragte Emile, ob er einverstanden sei, und er sagte «Ja». Dann löste sich unser «Gericht» auf und Bram, Emile, Max, Loukie und Eva stiegen hinunter. lesie und ich sassen noch eine ganze Weile zusammen und diskutierten den Vorfall. Wir beschlossen, Emile zukünftig besser im Auge zu behalten.

Es war etwa elf Uhr, als die Tür aufging und die beiden Frauen, die uns schon einmal besucht und die Kartoffelsuppe gebracht hatten, hereinkamen, zusammen mit zwei weiteren Frauen. Wir spürten sofort einen Hauch «Autorität». Später erfuhren wir, dass die eine Frau die stellvertretende Lagerälteste für alle Häftlinge war. Sie war eine sehr erfahrene Frau, die lange Jahre in Auschwitz gewesen war. Sie war eine Prominente und eine Kapo. Kapos wurden wegen ihrer brutalen Behandlung von Gefangenen gefürchtet. Die andere Frau war eine Ärztin.

Die Kinder, die bisher fröhlich geplappert hatten, wurden still. So jung sie waren, spürten sie doch die Gefahr. Ich wusch dem kleinen Jonnie gerade das Gesicht, als sie hereinkamen, und drückte ihn an mich, um ihn zu schützen, aber die Frauen achteten nicht besonders auf uns. Nachdem

sich die grössere Frau flüchtig umgesehen hatte, sprach sie Polnisch mit der anderen, was wir natürlich nicht verstanden. Ich konnte sehen, dass die kleinere Frau auf uns deutete und überredend auf die Kapo einsprach. Ich bemerkte auch, dass sie sich ihr gegenüber sehr respektvoll verhielt. Sie diskutierten eine Weile, dann drehten sie sich zum Gehen. In der ganzen Zeit hatte mich die kleinere Frau kein einziges Mal angeschaut, geschweige denn angesprochen. Aber als die Frauen an mir vorbeigingen, da drehte sie sich zu mir um und sagte: «Braucht ihr noch Suppe?»

«Ja», sagte ich, ohne zu zögern.

«Ich bringe sie später», sagte sie.

Jetzt waren sie alle wieder draussen, und wir brauchten ein paar Minuten, bis wir uns wieder gefangen hatten. Auf jeden Fall waren wir froh, dass sie weg waren.

«Was hältst von allem?», fragte mich lesie.

«Keine Ahnung», antwortete ich. «Ich hoffe nur, dass wir nicht wieder umziehen müssen.»

Die Hintertür war offen, und wir konnten eine Arbeitskolonne von Frauen sehen, die auf die leeren Baracken zuingen.

«Es scheint, dass sie belegt werden sollen», sagte lesie. «Ich gehe mal raus, ich will sehen, was los ist.»

«Tu das», sagte ich. «Ich bleibe hier, bei den Kindern. Wenn du draussen ein Kind siehst, schicke es zurück. Irgendwas könnte passieren, wir sollten lieber drinnen bleiben. Offensichtlich sind wir jetzt die Schützlinge von irgendwelchen Prominenten.»

Nach diesen warnenden Worten ging lesie mit Loukie und Max hinaus.

Gegen drei waren die meisten Kinder wieder in der Baracke. Ich zählte sie und stellte fest, dass drei fehlten. Es war kalt geworden, graue Wolken hingen tief am Himmel. Ich war unruhig wegen der drei Kinder, die nicht zurückgekommen waren, und erkundigte mich bei den anderen nach ihnen.

Erika und ein anderes Mädchen waren angeblich auf dem Klo, dort waren sie zuletzt gesehen worden. Ich schickte zwei Jungen los, um sie zu holen. Zehn Minuten später kamen sie mit den Mädchen zurück. Ich schalt sie und sagte, sie dürften auf keinen Fall so lange wegbleiben, damit ich wüsste, dass sie in Sicherheit seien. Nun fehlte nur noch Jackie, und niemand hatte eine Ahnung, wo er war. Wie habe ich nur so dumm sein können, nicht besser auf ihn aufzupassen, dachte ich, ich habe es Mama doch versprochen.

Jackie war ein ruhiger Junge, der gern herum wanderte. Sogar früher, zu Hause, war er oft für Stunden verschwunden und hatte damit unserer Oma Sorgen gemacht. Doch zu unserer grossen Erleichterung war er immer heil und sicher zurückgekommen. Ich konnte mich noch genau an einen Tag erinnern, als ein Leierkastenmann in unserer Strasse spielte. Jackie war damals etwa fünf Jahre alt und folgte dem Leierkastenmann von einer Strasse zur nächsten. Erst am späten Nachmittag kam er zurück. Die Schläge, die er von unserer sonst so sanften Oma bekam, dienten nur dazu, ihre Angst abzureagieren, Jackie lernte nichts daraus. Ich erinnerte mich auch genau daran, wie es war, als er sich mein funkelnagelneues Fahrrad geliehen hatte, um einmal um den Block zu fahren, und nach fünf Stunden immer noch nicht zurück war. Nie hatte ich unsere Oma in solch einem Zustand erlebt. Sie stellte sich Jackie vor, wie er verletzt auf der Strasse lag, und andere schlimme Dinge und sagte ununterbrochen: «Was soll ich denn eurer Mutter sagen?» Ich war auch aufgebracht, aber meine Sorge galt vor allem meinem wunderbaren Fahrrad. Jackie war zu klein, um auf dem Sattel zu sitzen, er konnte nur auf den Pedalen stehend fahren und schaute kaum über den Lenker hinaus. Je später es wurde, umso mehr wuchs unsere Sorge. Gegen fünf, es fing schon an zu dämmern, kam Jackie zurück. Überflüssig zu sagen, dass wir ihm die Hölle heiss machten.

Ich kehrte zur Gegenwart zurück und beschloss, noch eine halbe Stunde zu warten, bevor ich mir ernsthaft Sorgen machen würde. Genau

dann ging die Tür zum Korridor auf. Zwei Frauen kamen mit einem Essensbehälter herein. Sie stellten ihn neben die anderen, und eine Frau fragte mit einer Handbewegung, ob sie die alten Behälter mitnehmen könnten. Ich bedeutete ihr, dass sie den einen dalassen sollten. Sie verstand und nahm den leeren Behälter, dann verschwanden die Frauen wieder. Kurz danach kam Jackie zurück. Ich schimpfte mit ihm, wusste aber, dass es nutzlos war.

Eva und lesie gaben die Näpfe aus und ich verteilte das Abendessen. Die Suppe war nur noch lauwarm, aber das störte uns nicht. Nach dem Essen wurden die Näpfe in einer Ecke aufgestapelt. Wir würden sie am nächsten Morgen spülen, jetzt war es zu dunkel, um noch hinauszugehen. Alle bereiteten sich darauf vor, ins Bett zu gehen.

Es war noch früh am Abend, aber wir hatten nichts anderes zu tun, als auf dem kalten Boden herumsitzen. Unsere Kleinsten waren versorgt und schliefen friedlich. Wie sicher wir uns hier in diesem Raum doch fühlen, dachte ich, als ich in Kleidern unter die Decke kroch. Vielleicht war diese eine Frau, deren Namen ich nicht kannte, unser Schutzengel. Tief in meinem Herzen hatte ich Angst vor ihr. Ich zweifelte nicht daran, dass sie sehr hart sein konnte. Ihre Autorität hatte sich in den wenigen Malen, die sie bei uns gewesen war, deutlich gezeigt. Ich muss ihren Namen herausfinden, dachte ich noch, bevor ich einschlief.

Beim Morgenrauen wachte ich auf, schaute aus dem Fenster und sah, dass die grauen, tief hängenden Wolken noch immer da waren. Max drehte sich neben mir herum und wurde langsam wach, dann auch Jackie und Loukie.

Plötzlich setzte sich Max mit einem Ruck aufrecht hin und sagte: «Emile muss den Topf hinausbringen.»

Das stimmte. Jackie und Loukie waren nun auch wach und schauten sich um, ob Emile schon aufgestanden war, aber er schlief noch.

schief noch. Iesie, der ebenfalls wach war, sagte zu Loukie, er solle Emile wecken und ihm sagen, dass er den Topf hinausbringen müsse. Mit verschlafenen Augen stand Emile auf, um seine Aufgabe zu erledigen. Max und Jackie hoben den Topf von seinem Platz oben auf dem Bett vorsichtig herunter und gaben ihn Emile, der mit ausgestreckten Armen unten stand. Die Prozedur erschien mir nicht ungefährlich, weshalb ich aufstand, um die Aktion «Topf-Senken» zu überwachen. Ich warnte Max und Jackie, sehr vorsichtig zu sein, ich wollte nicht das ganze Zeug auf dem Fussboden haben. Als ich Emile betrachtete, wie er da stand, glaubte ich nicht, dass er den schweren Topf allein tragen konnte, und stellte mir vor, was dann passieren würde. Er hatte die Hände schon an den Topfhenkeln.

«In Ordnung?», fragte Max.

«Ja», sagte Emile.

In diesem Moment liess Max den Griff los, und zwar genau eine Sekunde eher als Jackie. Das Ergebnis war verheerend. Der Topf wackelte und ein Teil des Inhalts schwappte auf Emile und auf den Fussboden. Trotz des Missgeschicks hielt Emile den Topf fest und verhinderte, dass der Rest auch noch auskippte. Er wich zurück, noch immer den Topf in der Hand.

«Stell ihn ab!», schrie ich ihn an.

Emile stellte den Topf hart auf den Boden, wobei er noch mehr von dessen Inhalt verspritzte.

«Loukie, geh und leere mit Emile den Topf aus», sagte ich.

Nun, da das Gewicht auf beide Jungen verteilt war, war die Gefahr weiteren Verschüttens gebannt. Jemand hielt ihnen die Hintertür auf, und wir sahen, dass es über Nacht geschneit hatte. Das reine Weiss des Schnees bildete einen scharfen Kontrast zu den grauen Wolken. Es war totenstill draussen, kein Geräusch war zu hören. Bei dem Drama mit dem Topf waren alle Kinder aufgewacht und jetzt ganz aufgeregt, als sie den Schnee sahen. Sie wollten hinaus und im Schnee spielen. Ich sagte, sie sollten erst frühstücken, danach könnten sie eine Weile spielen.

Loukie und Emile kamen mit dem leeren Topf zurück, sie hatten ihn am Wasserhahn hinter unserer Baracke schon ausgespült. Ich schickte Emile mit einem alten Handtuch zum Hahn zurück, um sich das Gesicht zu waschen und seinen Pulli zu reinigen, den einzigen, den er besass. Eva nahm ein paar der Kinder mit, die ihr helfen sollten, unsere Näpfe zu spülen. Als alle draussen waren, versuchte ich den schmutzigen Boden mit ein paar Lappen zu reinigen, die ich in einem der Koffer gefunden hatte. Wir frühstückten erst, als alle zurück waren. Danach schickte ich die Kinder hinaus, um die Näpfe zu spülen, damit sie zum Mittagessen sauber waren, dann durften sie draussen im Schnee spielen. Was für strahlende Augen und was für rosige Wangen sie hatten, als sie nach einer Stunde wieder hereinkamen.

Der Tag ging ereignislos vorbei und dann gab es Abendessen. Seit zehn Monaten hatten wir nicht so gut gegessen wie jetzt und ich schickte unhörbar ein Dankgebet zum Himmel. Wir waren in Ruhe gelassen worden, an diesem Tag war niemand gekommen. Wir hatten etwas zu essen und ein Dach über dem Kopf.

Ich hatte mit lesie besprochen, dass jemand Emile mit dem Topf helfen müsse. Wir wählten Loukie dafür aus, weil er offenbar gut mit Emile zu-rechtkam. Wir beschlossen auch, dass Bram, der grösste, die Aufgabe bekommen solle, den Topf vom Bett zu heben und auf den Boden zu stellen, dann konnten Emile und Loukie ihn hinausbringen. Loukie war ein netter Junge, neun Jahre alt, mit einem sehr angenehmen Charakter und einem immer freundlichen Lächeln. Er war sofort bereit zu helfen. Am nächsten Morgen fand die Aktion mit dem Topf wieder statt, diesmal jedoch ohne irgendwelche unerfreulichen Vorkommnisse.

7. KAPITEL

Ein Tag folgte dem anderen, wir entwickelten Routine. Diejenigen, die zu irgendwelchen Aufgaben eingeteilt worden waren, erledigten sie nun ohne Aufsicht. Und dank der regelmässigen Lieferungen jener Frau, deren Namen ich immer noch nicht kannte, hatten wir genug zu essen. Die ständige Sorge, wo wir Nahrung herbekommen könnten, um unser Überleben zu sichern, war von uns genommen. Die Kinder hatten, wie nur Kinder es können, akzeptiert, nicht mehr bei ihren Müttern zu sein, und mich als Ersatz angenommen. Bei jedem Missgeschick kamen sie zu mir, um sich trösten zu lassen. Und wenn ein Problem auftauchte, musste ich es lösen. Sie vertrauten mir bedingungslos, und ich tat alles, sie nicht zu enttäuschen.

Wir hatten seit Tagen niemanden gesehen. Es schien, als habe die SS vergessen, dass es uns gab. Dann, am neunten Tag nach unserer Ankunft, kamen die beiden Frauen und teilten uns mit, dass am nächsten Tag alle Kinder bis einschliesslich dreizehn Jahren in eine neue Baracke umziehen sollten, dort würden sie dann für sie sorgen. Sie sagten mir, das Gepäck würde abgeholt und wir sollten am nächsten Morgen bis acht Uhr bereitstehen. In der Baracke entstand Tumult. Die Kinder hatten Angst. Gerade eben hatten sie sich eingewöhnt und fingen an, sich einigermaßen sicher zu fühlen. Den ganzen Tag über kamen sie zu mir, um sich zu versichern, dass ich da war, und als sie herausfanden, dass ich nicht mit ihnen kommen könnte, da ich schon vierzehn Jahre alt war, gerieten sie

in Panik. Ich versuchte sie zu beruhigen, so gut ich konnte, und zeigte ihnen ein glückliches Gesicht, aber in mir selbst sah es nicht so aus, da auch Max und Jackie mit ihnen gehen mussten. Ich verbarg meine Angst vor den Kindern und besprach die Situation mit Eva, deren kleine Schwester ebenso mit den anderen gehen musste. Ich fühlte mich elend, denn auch Leslie und Loukie gehörten zu dieser Gruppe.

Eva und ich machten uns daran, die Besitztümer der Kinder zu sortieren und sie in die jeweiligen Koffer zurückzupacken, damit sie am nächsten Morgen bereit wären. Diese Beschäftigung nahm den halben Nachmittag in Anspruch. Die Koffer wurden ordentlich in der Mitte des Raums aufgestapelt. Eva und ich trauten den beiden Frauen nicht und behielten ein paar Kleidungsstücke als Vorrat zurück. Diese Sachen legten wir oben auf meine Doppelpritsche, in eine Ecke, und versteckten sie unter einer Decke. Das bedeutete, dass Loukie und Jackie diese Nacht woanders schlafen mussten. Wir gingen früh ins Bett, erschöpft von den Aufregungen des Tages.

Überraschenderweise schliefen die Kinder gut, ich allerdings nicht. Stundenlang starrte ich durch das Fenster neben meinem Bett. Die Dunkelheit spiegelte meine Gefühle wider. Kein Stern schien. Ihr Licht hätte mir vielleicht etwas Hoffnung für die Zukunft geschenkt. Die Stunden gingen vorbei und mich bedrängte immer mehr die Unsicherheit unserer Existenz. Max rührte sich neben mir und machte die Augen auf.

«Kannst du nicht schlafen?», flüsterte er.

«Nein», antwortete ich. «Versprich mir, Max, dass du auf Jackie aufpasst, wenn ich es nicht mehr tun kann.»

Max griff nach meiner Hand, die auf der Decke lag.

«Ich verspreche es», sagte er. «Und versuch jetzt zu schlafen. Du musst morgen stark sein.»

Ich schaffte es, ihn anzulächeln, denn mir wurde klar, dass er sich grosse Sorgen machen musste, weil ich zurückblieb.

«Ich werde es versuchen», sagte ich. «Jetzt schlaf weiter.»

Max drehte sich zur Seite und schon nach wenigen Sekunden schlief er friedlich.

Mir gelang es nicht, ich lag wach und war froh, als der Morgen graute. Vorsichtig, um Max nicht aufzuwecken, glitt ich vom Bett und verliess die Baracke durch die Hintertür, die ich leise hinter mir schloss. Ich konnte sehen, wie der Himmel im Osten hell und der Zaun und die Wachttürme langsam sichtbar wurden. Es war so ruhig hier draussen, nur die Geräusche der Wachmänner und ihrer Hunde unterbrachen die Stille, wenn sie am Zaun entlang patrouillierten. Mit dem Rücken gegen unsere Barackenwand gelehnt, atmete ich tief die kühle, frische Luft ein. Dabei hob ich den Kopf zum Himmel und betete zu Gott, er möge meine Brüder und all die Kinder, die in wenigen Stunden Weggehen würden, beschützen. Tränen liefen über mein Gesicht. Ich fühlte mich so hilflos. Die Tür neben mir ging auf und Emile kam heraus. Er stand gewöhnlich früh auf und war sehr verblüfft, mich so früh am Morgen zu treffen. Bei seinem Anblick fasste ich mich wieder.

«Wohin gehst du?», fragte ich.

Er zögerte, doch dann sagte er: «Zum Waschhaus.» Das bedeutete, zur Latrine.

«Bleib nicht lange», sagte ich. «Wir frühstücken heute früh.»

Er nickte und ging an mir vorbei.

Ich schaute ihm eine Weile nach. Was für ein seltsamer Junge er doch ist, dachte ich. Was tut er so früh am Morgen? Was hat er jetzt vor? Wieder ging die Tür auf. Diesmal war es Loukie.

«Ach, da bist du», sagte er. «Alle suchen nach dir. Ein paar Kinder wollen schon ihr Frühstück.»

Ich wischte mir schnell die Spuren meiner Tränen ab, um die Kinder nicht zu verwirren. Alle waren schon aufgestanden. Eva hatte die Kleinsten angezogen, die nun ordentlich in einer Reihe auf dem Boden sassen. Klugerweise hatte sie ihnen eine Decke untergelegt, denn der Boden war

morgens sehr kalt. Ich wies lesie und Bram an, den Essensbehälter zu öffnen, der am Vorabend angekommen war. Was für eine Überraschung! Er enthielt Reis, in Milch gekocht und mit viel Zucker. Das lenkte uns von unserem Umzug ab, wir waren hingerissen von diesem wunderbaren Essen. Bald hatten alle etwas bekommen, und wenn jemand einen Nachschlag wollte, liess ich es diesmal zu.

Nachdem die Näpfe gespült waren, packten wir sie in die Brotschachtel. Nun waren die Kinder bereit und eine unbehagliche Stille senkte sich über uns. Ich ging langsam die Reihe der Kinder entlang, kniete mich zu jedem Einzelnen hin und sagte ihm, es solle brav sein und den Schwestern gehorchen. Diesen Namen hatte ich mir für die beiden Frauen ausgedacht, Schwestern hörte sich vertraut und freundlich an. Sie brauchten keine Angst zu haben, sagte ich, die Schwestern würden ihnen zu essen geben, sie würden nie mehr hungrig sein.

«Wirst du uns bald besuchen, Hetty?», fragte ein kleines Mädchen.

«Natürlich», versprach ich und umarmte sie.

Die letzte, kostbare Stunde schien schnell vergangen zu sein, denn plötzlich tauchten die beiden Frauen zusammen mit vier weiblichen Häftlingen auf. Weil ich die Kinder auf diesen Moment vorbereitet hatte, blieben sie ruhig und zeigten, wie ich gehofft hatte, keine Anzeichen von Panik. Ich sagte ihnen, sie sollten sich in einer Reihe aufstellen und den Frauen folgen. lesie kam zu mir und umarmte mich. Er sparte nicht mit seinen Gesten.

«Pass auf dich auf, Hetty», sagte er und küsste mich auf beide Wangen.

Ich nickte. Meine Kehle war wie zugeschnürt, ich konnte nicht sofort antworten, doch dann bekam ich irgendwie heraus: «Pass auf die Kinder auf, sie vertrauen dir.»

«Das werde ich tun», antwortete lesie.

Er liess mich los. Ein Kind nach dem anderen verliess den Raum, nur Max und Jackie waren zurückgeblieben. Ich umarmte und küsste sie zum

Abschied und begleitete sie zur Tür. Jackie hielt mich fest am Arm, und als ich seinen Griff löste, sagte ich, er sei nun ein grosser Junge und müsse auf sich selbst aufpassen.

«Halt dich warm, Schatz, und bleib bei Max. Er ist dein Bruder, ihr müsst zusammenhalten.»

Ich gab jedem noch einen letzten Kuss, dann schickte ich sie den Kindern hinterher.

«Ich werde euch besuchen», rief ich ihnen nach.

Max und Jackie drehten sich um und winkten, und ich winkte zurück und lächelte, doch als ich wieder in unserer Baracke war, fing ich an zu weinen. Ich war am Ende meiner Kraft. Ich stieg hinauf auf mein Bett und weinte, bis ich keine Tränen mehr hatte. Ich fühlte mich verloren und allein. Der Raum war leer, bis auf einige der Koffer, die von den weiblichen Häftlingen noch abgeholt werden mussten. Eva und Bram, die die Kinder begleitet hatten, waren noch nicht zurückgekommen. Hunderttausend Gedanken schossen mir durch den Kopf. Wo war mein Vater? Wo war meine Mutter? Und jetzt waren auch noch meine Brüder weg. Ich fühlte mich im Stich gelassen. Die Stille in der Baracke war mir unheimlich. Ich betrachtete die leeren Betten und begann wieder zu weinen.

Die vier Frauen kamen, um die letzten Koffer zu holen. Sie sahen schrecklich aus in ihren grau gestreiften Anzügen. Ihre Wangen waren hohl, ihre Augen sassens tief in den Höhlen. Sie machten mir Angst mit ihren klauenartigen Händen, die nach den Koffern griffen. Sie waren so dünn. Woher haben sie die Kraft, so schwer zu arbeiten?, fragte ich mich. Draussen, vor der Tür, konnte ich einen Kapo stehen sehen, der ihnen befahl, sich zu beeilen, und sie gehorchten wie Marionetten. Sie nahmen auch den Essensbehälter und den sauberen Topf. Ich war froh, dass ich zurückgeblieben war, sonst hätten sie bestimmt auch die Koffer auf meinem Bett genommen. Nachdem sie verschwunden waren, kroch ich unter

die Decke und versuchte, ein bisschen Ruhe zu finden. Ich spürte nicht den geringsten Wunsch, hinauszugehen. Langsam wurde mir wärmer und dann fiel ich in einen gnädigen Schlaf.

Ich wachte am späten Nachmittag auf, als Eva zurückkam. Sie erzählte mir, dass die Kinder in eine Baracke am Ende unseres Lagerteils gebracht worden waren und dass die beiden Frauen sich um sie kümmerten.

«Wie weit ist es entfernt?», fragte ich.

«Nicht weit», sagte Eva. «Vielleicht fünf Minuten, am Krankenhaus vorbei.»

«Ist dort ein Krankenhaus?»

«Ja», sagte Eva, «und sie haben gesagt, es hätte einen kompletten Operationssaal.»

Diese Nachricht verwunderte mich.

«Eva», sagte ich, «ich möchte zum Klo gehen. Kommst du mit mir, bevor es dunkel wird?»

«Ja. Komm, gehen wir gleich.»

Ich zog meinen Mantel an und kletterte hinunter. Eva war schon draussen und wartete auf mich. Sie war viel grösser als ich und wirkte noch immer robust und stark. Sie war Zionistin. In ihrer Nähe fühlte ich mich sicher. Als wir die Latrine erreichten, deutete Eva in die Richtung, in die die Kinder gebracht worden waren, aber alles, was ich in der Dämmerung sah, war eine graue, verlassene Strasse, die sich in der Ferne verlor. Auf der rechten Seite waren gerade noch ein paar Baracken zu erkennen.

«Ist es dort?», fragte ich.

«Nein, das ist das Krankenhaus.»

Wir gingen zu unserer Baracke zurück, denn es wurde draussen jetzt schnell dunkel.

Die frische Luft hatte mir gut getan, und nachdem ich tagsüber so lange geschlafen hatte, fühlte ich mich wieder ruhiger. Ich schlug vor, ein paar der Kekse zu essen, da wir sonst nichts hatten. Eva kam zu mir auf mein

Bett und half mir, den Koffer unter der Decke hervorzuziehen. Wir nahmen jede einen Keks und hoben einen für Bram auf. Die Kekse waren alt und hart, aber sie mussten uns reichen.

«Morgen ziehe ich los und versuche, etwas zu essen zu finden», sagte Eva gähmend. «Es ist niemand am Tor. Ich werde zur Küche gehen und mal schauen, was ich dort organisieren kann.»

«Glaubst du, dass das klug ist?», fragte ich.

«Vielleicht nicht», antwortete sie, «aber ich glaube, ich probier's.»

Sie ging bald schlafen und warf sich auf ihr Bett, mit Schuhen und allem. Sie hatte einen schweren Tag hinter sich.

«Bis morgen, gute Nacht.»

Dann drehte sie sich auf die Seite und war eine Minute später schon eingeschlafen. Da es nichts zu tun gab, kroch ich wieder unter meine Decke. Selbst wenn ich nicht schlafen konnte, würde ich es wenigstens warm haben. Ich steckte die Decke fest um mich. Das Zimmer war kälter als vorher, die natürliche Körperwärme so vieler Kinder hatte die Temperatur erträglicher gemacht. Ich vermisste sie und fragte mich, wo sie jetzt wohl schliefen.

Bram kam herein.

«Du lieber Himmel, wo hast du den ganzen Tag gesteckt?», fragte ich.

«Besuche gemacht», sagte er.

«Besuche?», fragte ich. «Wo warst du?»

«Einfach die Strasse hoch. In einer der Baracken gibt es eine Menge Frauen», erzählte Bram. «Die meisten haben keine Haare und ihre Augen sind riesig, erschreckend, und manche bekommen bald ein Baby.»

«Was redest du da?», fragte ich.

«Die Frauen in dieser Baracke werden vom SS-Arzt behandelt», sagte er. «Es ist die Gruppe, die wir vor ein paar Tagen gesehen haben.»

Ich wechselte das Thema. «Hast du etwas gegessen?»

«Nein», sagte Bram.

«Hier, Eva und ich haben dir einen Keks aufgehoben.»

Bram ass den Keks und ging ins Bett. Bald darauf hörte ich, dass er eingeschlafen war.

Ich lag eine ganze Weile wach. Es war sehr still, und wieder und wieder wanderte mein Blick zu den leeren Betten, während ich überlegte, ob ich die Kinder morgen besuchen sollte und ob es mir überhaupt erlaubt werden würde. Ich fühlte mich verängstigt und unsicher. Während der vergangenen Tage war mir klar geworden, dass das Leben in unserem alten Lager zwar nicht gut gewesen war, aber immerhin hatten wir dort einen gewissen Schutz durch Albala und unsere Eltern gehabt. In diesem Teil Bergen-Belssens herrschten andere Gesetze. Er wurde von brutalen Kapos geleitet, hier würden nur die Starken und Listigen überleben. Dann sagte ich mir, dass ich unbedingt etwas Schlaf brauchte.

«Hetty, wach auf.»

Ich machte die Augen auf und sah Eva, die vor meinem Bett stand.

«Ich gehe jetzt», sagte sie.

«Gut, sei vorsichtig.»

Jetzt war ich hellwach. Bram kam ebenfalls aus dem Bett. Er war mir bisher nicht so aufgefallen, weil ich mich um die jüngeren Kinder gekümmert hatte. Er war sechzehn oder siebzehn Jahre alt und gross für sein Alter. Seine Wangen unter den hohen Backenknochen waren eingefallen, sein Kinn spitz. Das liess sein Gesicht dreieckig aussehen. Er vermied den Blickkontakt, wenn ich mit ihm sprach. Irgendwie war er seltsam, und ich hatte das Gefühl, keinen Kontakt zu ihm zu haben.

«Ich frage mich, wie es Bella geht», sagte Bram und schaute sich im Zimmer um.

Er sah traurig aus, und ich überlegte, dass ich ihn vielleicht falsch beur-

teilte. Er macht sich Sorgen um seine Schwester, dachte ich. Dann verliess Bram die Baracke und ich war wieder allein.

Einige Stunden später beschloss ich, einen Spaziergang zu machen. Bisher war ich nicht weitergekommen als zum Latrinenblock. Bevor ich die Baracke verliess, bedeckte ich die Koffer mit Decken und hoffte, dass niemand hereinkommen und sie entdecken würde. Ich wusste, dass ich ein Risiko einging, indem ich die Zuckergläser allein liess, aber ich konnte nicht die ganze Zeit drinnen bleiben.

Das Wetter war trüb, die grauen Wolken liessen die Sonne nicht durch. Unser Teil des Lagers sah verlassen aus. Vor dem Latrinenblock sah ich eine Frau am äusseren Wasserhahn. Als ich näher kam, hob sie den Kopf. Ich blieb stehen, um ein bisschen mit ihr zu sprechen, aber sie wandte sich wieder ihrer Arbeit zu und ignorierte mich. Ich beschloss weiterzugehen und folgte der Strasse in die Richtung, die Eva mir am Abend zuvor gezeigt hatte und die zum Krankenhaus führte.

Nichts war zu hören, es war unheimlich. Ich hatte fast das Gefühl, allein auf der Welt zu sein. Ich kam zu dem Gebäude, das ich für das Krankenhaus hielt, und blieb stehen, um es zu betrachten. Saubere rote Backsteine, hohe Fenster und kein Lebenszeichen. Wo waren alle? Langsam fühlte ich mich immer unbehaglicher. Dann ging eine Tür auf, und ein grosser SS-Offizier kam heraus, zusammen mit einer Frau, die ein tadelloses blaues Kostüm trug. Die beiden waren in ein Gespräch vertieft und bemerkten mich nicht. Ich beschloss, dass es besser war, weiterzugehen.

Hinter den Bäumen tauchten zwei Frauen auf und kamen auf mich zu. Sie gingen Arm in Arm, wie bei einem Sonntagsspaziergang. Als sie näher kamen, deutete eine der Frauen auf mich.

«Das ist die Tochter von Maurice», sagte sie.

Da erkannte ich sie: Tante Bet und Sonjas Mutter.

«Wie geht es dir, Schatz?», fragte Sonjas Mutter. «Was tust du hier?»

Ich erzählte ihnen, wie mein Vater und meine Mutter weggeschickt worden waren und dass Max und Jackie am Tag zuvor in eine andere Baracke umgezogen waren.

«Wisst ihr, in welcher Baracke die Kinder sind?», fragte ich.

Sonjas Mutter nickte. «Dort, hinter den Bäumen.» Und dann fragte sie: «Hast du was zu essen für uns, Hetty?»

«Nein», sagte ich.

«Was ist mit Salz? Hast du ein bisschen Salz?»

Ich zögerte, als ich sie betrachtete. Tante Bet war in keinem guten Zustand. Sie war knochig und hatte noch kein Wort gesagt.

«Wartet hier», sagte ich zu Sonjas Mutter. «Ich bringe euch ein bisschen Salz.»

Schnell ging ich zurück zu unserer Baracke. Mit einiger Mühe zog ich meinen Koffer zwischen den anderen Gepäckstücken heraus und klappte ihn auf. Ich schüttelte etwas Salz aus dem Glas auf ein Stück Papier und faltete es auf dieselbe Art, wie Papa es getan hatte, um Diamanten einzupacken. So würde kein Salzkorn verloren gehen. Als ich fertig war, liess ich den Koffer auf dem Bett liegen, ich hatte nicht die Kraft, ihn wieder zwischen die anderen zu stellen. Die Tanten warteten noch immer da, wo ich sie verlassen hatte. Ich gab Sonjas Mutter das Päckchen mit Salz, die es schnell in ihrer Kleidung verbarg. Sie dankte mir sehr und ging dann mit Tante Bet davon. Es war das letzte Mal, dass ich Sonjas Mutter sah.

Nun setzte ich meinen Spaziergang fort und ging um die Bäume herum. Dahinter entdeckte ich drei Baracken. Ich blieb stehen. In welcher von ihnen waren die Kinder? Nichts gab mir einen Hinweis, dass sie überhaupt hier waren. Langsam ging ich näher. Die erste Baracke war verlassen, deshalb ging ich zur zweiten und spähte durch das Fenster. Es war die richtige. Die

meisten Kinder sassen um einen grossen Tisch, andere mitten im Zimmer auf dem Boden. Ein paar von den Kleinen weinten sich die Augen aus. Die kleinere Frau ging zu einem Kind hinüber, aber als sie sich zu ihm beugte, schrie es noch lauter. Die Frau richtete sich auf und entdeckte mich. Durch das Glas fragte sie, was ich hier tue. Ich sagte: «Bruder, Bruder.» Sie öffnete die Tür und liess mich eintreten.

Ich schaute mich um. Die Pritschen für die Kinder standen in zwei Reihen an der rechten Längswand. Links war durch zwei Pritschen ein kleiner Raum abgeteilt, und zu meiner Überraschung sah ich, dass einige unserer Decken dazu benutzt wurden, um eine private Ecke zu bauen. Sofort umringten mich viele der Kinder und klammerten sich an mich. Sie waren so glücklich, mich zu sehen! Diejenigen, die geweint hatten, hörten auf zu weinen und drängten sich danach, mich anzufassen. Sie hingen an meinen Armen und redeten alle auf einmal. Ich sagte, sie sollten sich um den Tisch setzen, ich würde ihnen eine Geschichte erzählen. Zwei Stunden lang beschäftigte ich sie und sorgte dafür, dass sie sich gut fühlten.

Ich wollte meinen Besuch nicht über Gebühr ausdehnen und machte mich auf den Weg, nicht ohne vorher noch mit Max und Jackie zu sprechen. Ich fragte, wo sie schliefen, und sie zeigten mir ihre Betten. Ich kontrollierte die Decken, es waren nicht unsere, aber zumindest waren sie warm.

«Wie behandeln euch die Frauen?», fragte ich Max.

«Sie sind in Ordnung», sagte er. «Aber wir müssen ganz leise sein, weil wir in der Nähe von einem Wachturm sind.»

Jackie, der noch nicht viel gesprochen hatte, sagte plötzlich: «Glaubst du, dass wir Papa und Mama irgendwann wieder sehen?»

«Natürlich, mein Schatz.»

Ich legte tröstend die Arme um ihn. Eine Weile unterhielten wir uns noch, dann musste ich wirklich gehen. Ich winkte den Kindern zu und

lief zur Tür. Inzwischen hatte ich herausgefunden, dass die kleinere Frau Luba hiess, die andere Hermina. Als ich die Tür aufmachte, kam Schwester Luba zu mir und fragte mich nach meinem Namen.

«Hetty», sagte ich und fragte in meinem gebrochenen Deutsch, ob ich am nächsten Tag wiederkommen dürfe, dabei deutete ich auf mich und zeigte mit den Händen eine Gehbewegung. Schwester Luba verstand meine Körpersprache und sagte, ja, ich dürfe.

Langsam ging ich zu meiner Baracke zurück. Es war später Nachmittag und nicht kalt, zumindest fror ich nicht. Ich war so glücklich, dass ich Max und Jackie und alle anderen Kinder sehen durfte. Weniger glücklich war ich darüber, dass die Schwestern unsere Decken benutzt hatten, um ihren Schlafplatz abzuteilen. Als ich mit Schwester Luba an der Tür stand, hatte ich einen kurzen Blick hineinwerfen können und gesehen, dass sie eine Wollecke auf den Boden gelegt hatten, als Teppich, ein Versuch, die Ecke etwas wohnlicher zu machen. Aber was konnte ich tun?

Inzwischen war ich fast wieder bei meiner Baracke angekommen. Unterwegs hatte ich keinen Menschen getroffen. Das war ein grosser Vorteil im Vergleich zu früher im Albalalager, das allmählich übergequollen war. Und noch etwas war hier besser, nämlich dass es keinen Zählappell gab. Welches Datum hatten wir heute? Ich wusste es nicht mehr genau, glaubte aber, es sei der 16. Dezember 1944.

Eva war schon da. Sie war froh, mich zu sehen.

«Wo warst du?», fragte sie.

«Ich war bei den Kindern», antwortete ich. «Es geht ihnen gut. Und du, hast du etwas zu essen für uns aufgetrieben?»

«Nein», sagte Eva. «Ich habe zwei Kekse genommen, ich war so hungrig.»

«Das bin ich auch», sagte ich. «Ich nehme mir auch zwei.»

Still schaute Eva zu, während ich die beiden kleinen Kekse ass.

«Es sieht schlecht aus», sagte ich. «Es sind nur noch drei Kekse da. Was werden wir tun?»

Ausser diesen beiden Keksen hatte ich den ganzen Tag über nichts gegessen, und getrunken hatte ich nur kaltes Wasser.

«Keine Ahnung», sagte Eva. «Ich hoffe, sie lassen uns hier nicht verhungern. Ich habe herausgefunden, dass die Frauen in den Baracken neben dem Krankenhaus auch nichts zu essen bekommen.»

Wir waren beide still und in Gedanken versunken.

«Wir sollten jetzt lieber schlafen gehen», sagte ich. «Wenn wir schlafen, spüren wir den Hunger nicht so.»

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, waren Bram und Eva verschwunden. Ich blieb im Bett, weil es nichts zu tun gab. Doch dann verlangte die Natur ihr Recht. Ich zog meinen Mantel an, bevor ich hinausging, und wickelte mir einen roten Schal um den Kopf, um meine Ohren warm zu halten. Ausserdem nahm ich ein Handtuch, damit ich mir die Hände und das Gesicht am Hahn waschen konnte. Es war sehr mild, und obwohl der Schnee noch nicht geschmolzen war, gab es nicht den kalten Wind, unter dem wir auf dem Appellplatz im Albalalager so gelitten hatten.

Der kurze Weg zum Latrinenblock erfrischte mich, aber mein schmerzender leerer Magen erinnerte mich daran, dass ich in den letzten Tagen kaum etwas gegessen hatte. Ich nahm mir vor, später einen Löffel Zucker zu essen, was mir sicherlich helfen würde, und überlegte, wie ich Jackie und Max wohl aus ihrer Baracke bekommen könnte, um ihnen ebenfalls etwas Zucker zu geben.

Das Wasser war sehr kalt. Meine Hände fühlten sich nach dem Waschen wie Eisblöcke an. Aber nach einer Weile kehrte das Gefühl zurück und auch mein Gesicht fing nach der eiskalten Wäsche bald an zu kribbeln. Ich ging zurück und ass einen Löffel voll Zucker aus dem Marmeladenglas, dann versteckte ich es wieder im Koffer, unter meiner Wäsche.

Die Zeit ging nur langsam vorbei. Nach ein paar Stunden stand ich auf, um die Kinder zu besuchen. Es war noch immer Vormittag.

Wer weiss, ob sie mich reinlässt, dachte ich, während ich zu ihrer Baracke ging. Dort klopfte ich ans Fenster. Ein kleines Mädchen öffnete mir die Tür. Ein bisschen ängstlich trat ich ein. Schwester Luba war mit Philipje beschäftigt und Schwester Hermina räumte auf. Ich bemerkte, dass einige Kinder keine Schuhe anhatten und andere keine Hosen. Automatisch fing ich an, ihnen Schuhe und Socken anzuziehen. Ich übertrug einigen Kindern die Arbeiten, die sie früher erledigt hatten, zum Beispiel die Betten glatt zu ziehen, heruntergefallene oder schmutzige Kleidungsstücke aufzuheben und sie auf einen Haufen zu legen, damit sie später sortiert werden konnten. Max und Jackie waren glücklich, weil ich da war, und halfen mir gern, etwas Ordnung in den Raum zu bekommen.

lesie lag mit Halsweh im Bett, seine Augen glänzten fiebrig. Er hatte sich erkältet, deshalb sagte ich, er solle im Bett bleiben und sich warm halten. Armer lesie, er sah schlecht aus.

Nach einigen Stunden wurde mir klar, dass alle noch nichts gegessen hatten, sie wollten etwas von mir. Ich fragte Schwester Luba, ob sie etwas zu essen für die Kinder habe. Sie antwortete, die Frau Doktor sei gegangen, um etwas zu organisieren. Ich sagte den Kindern, sie sollten noch Geduld haben und sich schon mal um den Tisch setzen. Das taten sie. Wir beschäftigten uns mit ein paar einfachen Ratespielen und ich erzählte eine Geschichte. Doch bald schon liess ihre Aufmerksamkeit nach, und ich konnte sehen, wie die Kinder immer träger wurden. Ich fragte Schwester Luba um Erlaubnis, ob sie ein wenig draussen spielen dürften, um frische Luft zu bekommen. Sie stimmte zu. Deshalb wies ich die Kinder an, sich warm anzuziehen, auch Mäntel und Mützen oder Schals, und ging mit ihnen hinaus. Einige der Mädchen wichen mir nicht von der Seite. Während wir vor der

Baracke herumspazierten, rannten die anderen Jungen und Mädchen herum, froh, zum ersten Mal seit drei Tagen ins Freie zu dürfen.

Nach etwa zwanzig Minuten sagte ich allen, sie sollten wieder hineingehen und ihre Mäntel ausziehen. Schwester Luba schickte uns zu Tisch. Die Frau Doktor hatte in der Zeit, die wir draussen verbrachten, etwas zu essen gebracht. Nachdem ich den Kindern geholfen hatte, sich um den Tisch zu setzen, wendete ich mich zum Gehen. Obwohl ich sehr hungrig war, hatte ich nach meinem Gefühl kein Recht, das Essen mit ihnen zu teilen, denn ich gehörte nicht zu ihnen. Ich verabschiedete mich von den Kindern und umarmte Max und Jackie. Bevor ich an der Tür war, trat mir Schwester Luba in den Weg und fragte: «Möchtest du nichts essen?»

Ich zögerte. «Aber das ist doch euer Essen!»

Schwester Luba nahm mich am Arm und führte mich zu meinem Stuhl zurück.

«Setz dich», sagte sie.

Die Kinder waren entzückt, dass ich blieb, um mit ihnen zu essen. Ich war verlegen, aber auch sehr glücklich. In den letzten drei Tagen hatte ich nur ein paar Kekse gegessen.

Die Mahlzeit dauerte nicht lange. Jedes Kind bekam eine Scheibe Schwarzbrot mit Marmelade und einen Becher warmen Tee. Ich ass sehr langsam, um meinen Magen nicht durcheinander zu bringen. Er spielte nämlich ein bisschen verrückt. Wenn er sehr lange leer gewesen war, wollte er keine Nahrung annehmen, wenn ich schnell ass. Ich nehme an, er war nicht mehr daran gewöhnt.

Als wir alle fertig waren und den Tisch abgeräumt hatten, beschloss ich, zu meiner Baracke zu gehen und mich ein bisschen auszuruhen. Ich verabschiedete mich von Max und Jackie und versprach ihnen, am nächsten Morgen wieder zu kommen.

In meiner Baracke legte ich mich auf mein Bett. Ich war allein, Eva und Bram waren irgendwo hingegangen. Ich zog die Decke von meinem

Koffer und kontrollierte, ob der Zucker noch da war. Er war noch da, und ich überlegte, es sei das Beste, ein bisschen zu schlafen. Ich schlief die ganze Nacht hindurch und erwachte beim ersten Morgenlicht.

Ich hatte Bram und Eva nicht zurückkommen gehört. Beide schliefen noch. Ich fragte mich, was sie den ganzen Tag über machten. Was mich betraf, wusste ich, was ich tun würde. Sobald es möglich war, würde ich die Kinder aufsuchen. Ich ging also im Lauf des Vormittags hin und half bei den Arbeiten, wie ich es am Tag zuvor getan hatte. Als die Essenszeit kam, war es ganz normal, dass ich auch meinen Anteil erhielt. Manchmal fiel mir auf, dass Schwester Luba mich beobachtete, aber nie sagte sie etwas zu mir. Das war mir nur recht, denn ich hatte noch immer Angst vor ihr und bemühte mich, ihr nicht zu nahe zu kommen. Doch als ich gehen wollte, hielt sie mich an der Tür zurück und fragte, ob ich wisse, wo sie etwas Zucker herbekommen könne. Sie habe Beziehungen zur Küche und wolle gern einen Kuchen für die Frau Doktor backen lassen, die am nächsten Tag Geburtstag hatte.

Mein erster Gedanke war: Welches Kind hat sich verplappert? Jemand musste ihr von meinem Vorrat erzählt haben. Was sollte ich tun? Das Leben meiner Brüder hing von dieser Frau ab. Ich entschied mich schnell.

«Ich habe etwas Zucker», sagte ich. «Ich werde ihn gleich für Sie holen.»

Schnell ging ich zu meiner Baracke, wobei ich denjenigen verfluchte, der es ihr gesagt hatte. Ich nahm ein volles Glas mit Zucker aus dem Koffer, das ich, mit einer Hand haltend, unter meinem Mantel versteckte, und hoffte, dass niemand bemerkte, welchen Schatz ich da trug. Mir wurde klar, wie wehrlos ich war, wenn jemand versuchen würde, mich zu berauben, doch meine Rückkehr zur Kinderbaracke verlief ohne Zwischenfall. Schwester Luba erwartete mich schon an der Tür und lud mich in ihren Privatbereich ein, wo sie und die Frau Doktor schliefen.

Ich holte das Zuckerglas unter meinem Mantel hervor. Sie brachte eine weiße Kaffeetasse. Ich nahm den Deckel vom Glas und kippte den Zucker in die Tasse. Als sie halb voll war, zögerte ich, ich wollte aufhören, aber Schwester Luba drückte die Tasse gegen das Glas, als Zeichen, dass sie mehr wollte. Mit blutendem Herzen sah ich, wie die Zuckermenge in meinem Glas immer mehr abnahm. Als die Tasse fast voll war, gab mir Schwester Luba ein Zeichen, dass es genug war. Ich hörte auf und schraubte den Deckel fest zu. Das Glas war nur noch zu einem Drittel gefüllt.

Schwester Luba fragte mich, was ich für den Zucker haben wolle.

«Nichts», sagte ich. «Seien Sie nur gut zu meinen Brüdern.»

Sie schaute mich ungläubig an. Dann bedankte sie sich überschwänglich und versprach, der Frau Doktor zu sagen, dass ich ihr den Zucker gegeben hatte.

Bevor ich ging, gab ich Max und Jackie jedem einen Löffel Zucker zu essen, ebenso Leslie, der noch immer krank im Bett lag. Er hatte gesehen, wie ich Max und Jackie etwas gegeben hatte, und so wollte ich ihn nicht auslassen.

Als ich am nächsten Tag gegen elf Uhr zu den Kindern kam, rief mich Schwester Luba in ihren Privatbereich. Sie zeigte mir einen Teller mit drei kleinen Kuchen und sagte, die würde sie unter den Kindern aufteilen. Am späten Nachmittag gab sie jedem Kind ein winziges Stück. Der Kuchen schmeckte wunderbar, obwohl das Stück so klein war, reichte aber natürlich nicht aus, unseren Hunger zu stillen. In den letzten Tagen schien es schwierig gewesen zu sein, etwas zu essen für die Kinder aufzutreiben. Vorher waren wir verwöhnt worden, mit Kartoffelsuppe und Reis, aber in der letzten Zeit hatten wir nur eine halbe Scheibe Brot am Tag bekommen. Die Kinder wurden wieder lustlos und etliche bekamen schwere Erkältungen.

Es war kälter geworden und in der Baracke gab es keine Heizmöglich-

keit. Max musste zwei Tage lang mit hohem Fieber im Bett bleiben. Ich fand in meinem Koffer noch ein paar Aspirintabletten und gab ihm eine, woraufhin das Fieber sofort sank. Wir trugen fast alle Kleidungsstücke, die wir besaßen, übereinander, um uns zu wärmen: zwei Pullover, zwei Paar Socken und unsere Mäntel. Ich behielt mein rotes Seidenkopftuch Tag und Nacht auf, um meine Ohren warm zu halten.

Es muss Weihnachten gewesen sein, als wir eines Tages die Männer auf den Wachtürmen Weihnachtslieder singen hörten. Die Verpflegung in der Kinderbaracke wurde immer spärlicher, bis eines Morgens ein paar Kisten mit grossen Karotten ankamen. Die rohen Karotten waren schrecklich, aber zumindest bekamen wir etwas in den Magen. Mein Kiefer schmerzte, so schwer waren die Karotten zu kauen, und dann krampfte sich auch noch mein leerer Magen zusammen. Also hatte ich die Wahl, Schmerzen oder hungrig zu bleiben. Ich wählte den Hunger. Jeden Tag gab ich Max und Jackie einen Löffel Zucker aus dem kleinen Glas, das ich in meiner Manteltasche mit mir trug. Das Glas, das ich in meinem Koffer versteckt hatte, war nur noch drei viertel voll.

Inzwischen war ich zu einem regelmässigen Mitglied der Kindergruppe geworden, blieb den ganzen Tag bei ihnen und ging nur zum Schlafen in meine Baracke. Eva und Bram hatte ich in der letzten Zeit kaum gesehen, aber es war mir egal. Unsere Baracke war am Ende des Konzentrationslagers, weit weg von dem Elend, das sich in den anderen Teilen abspielte. Unser Teil war ruhig, es gab keine Gräueltaten. Ausserhalb des Krankenhauses war niemand zu sehen und von drinnen drangen keine Geräusche heraus. Ich verspürte kein Bedürfnis, nachzusehen, was im Krankenhaus vor sich ging, auf meinem Weg zu und von den Kindern lief ich immer schnell vorbei.

Weihnachten war vorbei und das neue Jahr kam, der erste Tag des Jahres 1945. Ich wusste es, weil der Wachmann, der mit zwei wild aussehenden

Hunden durch das Lager patrouillierte, den Wachleuten auf den Türmen seinen Neujahrsgross zurief. Was würde uns die Zukunft bringen? Vielleicht würden wir in diesem Jahr befreit werden. Hoffnung flackerte in meinem Herzen auf, und ich schickte ein Gebet zum Himmel, während ich zur Kinderbaracke ging. Ich sprach mit meiner Mutter und mit meinem Vater, in der Hoffnung, sie könnten mich hören.

An diesem Morgen forderte ich die Kinder auf, mit mir zu singen. Sie taten es, und wir sangen all die einfachen Lieder, die wir in der Schule gelernt hatten. Wenn ein Lied fertig war, stimmte jemand ein neues an und wir fielen ein. Es war das erste Mal, dass ich Schwester Luba lächeln sah, und als wir erschöpft aufhörten, sangen Schwester Luba und Schwester Hermina zwei wunderschöne russische Lieder.

Später am Nachmittag wurde ein Behälter mit Essen gebracht, das die Frau Doktor organisiert hatte. Sie kam fast gleichzeitig in die Baracke, und ich erkannte, dass sie die Frau war, die ich zusammen mit dem SS-Offizier aus dem Krankenhaus kommen gesehen hatte. Sie war ungefähr einen Meter sechzig gross, hatte dunkle Locken und trug immer noch ihr blaues Kostüm. Schwester Luba rief mich, stellte mich der Frau Doktor vor und erwähnte, dass ich es war, die den Zucker zu ihrem Geburtstagskuchen beige-steuert hatte. Die Frau Doktor dankte mir, dann wandte sie sich auf Polnisch wieder an Schwester Luba. Ich ging zum Tisch zurück, ohne dass sie es merkten. Eine halbe Stunde später verliess die Frau Doktor die Baracke und alles nahm wieder seinen normalen Gang.

8. KAPITEL

Am 4. Januar 1945, früh am Morgen, brach in unserem Lagerteil die Hölle los. Wir konnten Schreie und rennende Füße hören. Unsere Tür wurde gewaltsam aufgerissen und eine weibliche SS-Aufseherin schrie: «Alle raus, und bringt euer Gepäck mit.» Bram und Eva verloren keine Zeit, sie nahmen ihre Koffer, gingen hinaus und liessen mich allein zurück. Es gab keine Möglichkeit, alle Koffer mitzunehmen, die ich auf meinem Bett aufbewahrte. Ich war verzweifelt und überlegte, was ich tun könnte, als eine Aufseherin hereinkam, um den Raum zu inspizieren. Ich sass auf meinem Bett, unfähig, mich zu bewegen. Ihr Blick traf meinen, und ich war sicher, dass mich als nächstes ihre Peitsche treffen würde, doch aus irgendwelchen Gründen tat sie, als habe sie mich nicht gesehen. Als sie sich zur Tür wandte, um hinauszugehen, kam eine andere herein und unterhielt sich mit ihr angeregt über etwas, was sie beide offenbar in der vergangenen Nacht erlebt hatten. Wie im Traum konnte ich sehen, wie die erste Aufseherin ihre Position änderte, sodass die zweite mit dem Rücken zu mir zu stehen kam.

Langsam rutschte ich unter meine Decke, in dem Versuch, mich unsichtbar zu machen, als eines der Kinder, Maxie K., hereinkam und laut meinen Namen rief. Er ging direkt an den beiden vorbei und rief die ganze Zeit meinen Namen. Es gab keinen Ausweg, ich musste mich aufsetzen. Mit einem Blick auf die beiden Aufseherinnen fragte ich Maxie, was er von mir wolle.

«Du sollst gleich zu Schwester Luba kommen», sagte er.

«Warum? Bist du sicher, dass ich gemeint bin?»

Ich traute Schwester Luba noch immer nicht.

«Ja», sagte Maxie. «Sie hat gesagt, dass ich das Mädchen mit dem roten Kopftuch holen soll. Du musst gleich runterkommen.»

Mit klopfendem Herzen glitt ich vom Bett. Maxie zerrte mich am Ärmel meines Mantels, und einen Moment zögerte ich, wegen der beiden Aufseherinnen. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und lief schnell an ihnen vorbei, während sie sich immer noch eifrig unterhielten. Draussen seufzte ich erleichtert. Wir rannten den ganzen Weg zur Kinderbaracke. Als wir am Krankenhaus vorbeikamen, konnten wir sehen, dass die Kranken draussen zusammengetrieben wurden, mit viel Geschrei und dem Gebrauch von Peitschen. Ich erkannte eine Frau, die mit einem Geschäftsfreund meines Vaters verheiratet war. Sie erwartete ein Baby und sah sehr müde aus. Alle wurden von den Kapos in Reihen aufgestellt.

Als Maxie und ich schwer atmend in der Kinderbaracke ankamen, standen Schwester Luba und die Frau Doktor an der Tür. Schwester Luba erzählte, dass unser Lager evakuiert werde, nur die Kinder würden hierbleiben. Die Frau Doktor wolle Kommandant Kramer fragen, ob ich bei den Kindern bleiben dürfe. Sie nahm meine Hand, und wir gingen zurück zu dem Bereich, wo die Kranken in Reihen standen. Als wir näherkamen, konnte ich einen grossen Mann sehen, der für sich allein stand. Seine schwarze Uniform war fleckenlos sauber, und seine Stiefel glänzten so sehr, dass sie das Licht reflektierten. Wir blieben in respektvoller Entfernung, mindestens zwanzig Meter, still stehen. Er liess sich nicht anmerken, ob er uns gesehen hatte.

Während wir darauf warteten, bemerkt zu werden, hatte ich die Gelegenheit, ihn näher zu betrachten. Er war sehr gross, seine Haare waren kurz geschnitten und liessen einen Nacken frei, der so wulstig war wie

bei einer Bulldogge. Ständig schlug er mit seiner Peitsche gegen einen seiner Stiefel. Wie Cäsar stand er da und überblickte die Aufreihung der Kranken. Dem Kommandanten zuliebe verhielten sich die Aufseher und die Kapos noch grausamer zu den armen Menschen.

Die Frau Doktor und ich warteten still, ohne auch nur einen Muskel zu rühren. Die Minuten dehnten sich wie Stunden, bis Kommandant Kramer sich zu uns umdrehte. Er sagte ein Wort zur Frau Doktor, mich ignorierte er. «Jawohl!» Dieses Wort war ein Befehl.

«Darf ich diese Kleine auch bei mir behalten?», fragte die Frau Doktor.

Erst jetzt sah er mich an und ich stand Angesicht in Angesicht mit dem Ungeheuer von Bergen-Belsen. Die teuflische Macht war seinem Gesicht anzusehen. Er hatte buschige schwarze Augenbrauen und stechende braune Augen, mit denen er mich von Kopf bis Fuss musterte. Nachdem er mich ausgiebig betrachtet hatte, nickte er der Frau Doktor zustimmend zu und bellte: «Los!»

Bevor er seine Meinung ändern konnte, rannten wir um unser Leben, zurück zu den Kindern und der wartenden Schwester Luba. Als sie hörte, dass ich bleiben durfte, legte sie ihre Arme um mich und sagte: «Jetzt habe ich für den Zucker bezahlt.»

Diese Tasse Zucker hatte mir das Leben gerettet. Der Teil des Lagers, in dem ich gelebt hatte, wurde an diesem Tag in einen anderen Teil Bergen-Belsens verlegt.

Am Nachmittag, als in unserem Bereich wieder Ruhe eingekehrt war, ging ich mit einer kleinen Gruppe und Schwester Hermina zurück in meine alte Baracke. Wir brachten alle Koffer, die ich in meinem Bett versteckt hatte, hinüber in die Kinderbaracke. Bis auf meinen eigenen übergab ich sie Schwester Luba. Ich behielt auch meine Decke und legte sie auf das Bett, das ich mit Max teilte. Wie glücklich waren alle, dass ich nun zum Kinderhaus von Bergen-Belsen gehörte.

Ich war nun schon ein paar Tage bei den Kindern und hatte mich an unser Leben langsam gewöhnt. Sobald ich morgens aufwachte, half ich, die Kleinen mit mehreren Schichten Kleidung warm anzuziehen, und wenn sie einen Mantel besaßen, zog ich ihnen den auch noch über. Tatsächlich waren wir alle gekleidet, als wären wir im Freien. Es war bitterkalt, bald nach Neujahr hatte es wieder geschneit. Die Welt ausserhalb des Lagers sah, wenn ich über den Zaun schaute, so weit das Auge reichte, weiss aus und ohne jedes Anzeichen von Leben. Morgens, wenn ich mit den Kindern hinausging, war die Luft klirrend kalt, sodass wir es nie länger als zehn Minuten aushielten. Drinnen kuschelten wir uns aneinander, um uns warm zu halten. Die Stunden dehnten sich und Langeweile breitete sich aus. Die Kinder wurden lethargisch. Es gab sehr wenig zu essen.

Unsere Baracke war die einzige bewohnte in diesem Teil des Lagers, das ganz am Ende lag, dicht an der umzäunten Peripherie. Die Frau Doktor zog etwas näher an das SS-Lager, und mit ihr verschwand jede Art von Unterstützung, die wir von ihr erhalten hatten, als sie noch in unserer Baracke schlief. Schwester Luba musste jeden Tag losziehen, um etwas zu essen aufzutreiben, und oft blieb sie stundenlang weg. Manchmal kehrte sie mit leeren Händen zurück, dann wieder brachte sie uns wunderbare Kartoffelsuppe und Brot. Wir waren so weit weg vom Hauptteil des Lagers entfernt, dass die Küche vergass, für uns zu sorgen. Es wurde sehr schwer, wenn wir den ganzen Tag mit einer dünnen Scheibe Brot auskommen mussten. Die Kleinen begannen bald zu weinen vor Hunger. Ich versuchte sie zu beschäftigen, indem ich ihnen Geschichten erzählte oder sie ins Bett legte und ihnen befahl, leise zu sein, weil die Wachmänner draussen keinen Lärm hören wollten.

Schwester Luba ging früh am Morgen weg, um Essen für uns zu besorgen. Inzwischen kümmerte sich Schwester Hermina um die beiden Babys, während ich für die kleinen Kinder sorgte. Nach dem Auszug der Frau Doktor hatte Schwester Luba ein paar Helferinnen aufgetrieben, die

Schwester Hermina während ihrer Abwesenheit unterstützten. Iesie, Max, Jackie und einige andere Kinder waren krank, sie litten an einer schweren Erkältung. Wenn keiner in der Nähe war, gab ich Max und Jackie heimlich einen Löffel Zucker, damit sie ein bisschen Energie tankten, um gegen die Erkältung anzukämpfen. Und weil ich nicht übersehen konnte, wie gierig Iesie uns dabei beobachtete, bekam er ebenfalls einen Löffel Zucker.

Zwischen Iesie und mir entwickelte sich eine starke Beziehung. Als Älteste der Kinder besprachen wir unsere Probleme und versuchten gemeinsam, sie zu lösen. Ich hatte Iesie schon früher einmal gesehen, in Amsterdam, an Weihnachten 1942. Damals hatte ich mit Max und Jackie ein kleines Privattheater besucht, in dem eine Laiengruppe *Aladins Wunderlampe* aufführte. Iesie war der böse Ratgeber des Königs und spielte, als wäre er für die Bühne geboren. Ich war sehr beeindruckt gewesen und hatte mich nach seinem Namen erkundigt. Nun, als ich in Bergen-Belsen neben seinem Bett stand, erzählte ich ihm, wie gut er mir in *Aladins Wunderlampe* gefallen hatte, und ich schlug vor, ein Theaterspiel für die Kinder zu organisieren.

Zwei Tage später ging es Iesie so gut, dass er das Bett verlassen konnte, und wir machten uns an die Ausführung unseres Plans, den Kindern ein bisschen Unterhaltung zu bieten. Ich hatte in der Schule bei Theaterstücken mitgespielt, auch wenn das nun schon hundert Jahre her zu sein schien. Bald bekamen einige Kinder Wind von unserem Plan und ihre Stimmung besserte sich. Ihre Lethargie verschwand, die Erwartung lenkte sie davon ab, dass ihnen der Magen vor Hunger wehtat. Ein richtiges Theaterstück war natürlich nicht möglich, sogar eine Art von Varieté-Show hätte unsere Möglichkeiten überstiegen, weshalb Iesie vorschlug: «Am besten stellen wir die Tische zusammen und bauen erst mal eine Bühne, auf der wir spielen können, und dann sehen wir weiter.»

Willige Hände schoben die Tische zusammen und in kürzester Zeit wa-

ren die Stühle in Reihen aufgestellt. Iesie kletterte auf die Tische und forderte alle auf, sie sollten sich hinsetzen, auch Schwester Hermina und ihre Helferinnen, Schwester Hella und deren Mutter. Wer keinen Stuhl gefunden hatte, setzte sich auf den Boden.

Iesie begann zu singen. Mag sein, dass manchmal ein falscher Ton dabei war, aber schon bald sangen alle mit. Es waren Lieder von glücklicheren Zeiten in Holland. Wir waren nach einer Stunde völlig erschöpft von der Singerei, doch es herrschte die einhellige Meinung, dass dies eine sehr schöne Aufführung gewesen sei.

Nach zwei harten Wochen in unerträglicher Kälte und fast ohne Essen, teilte uns Schwester Luba mit, wir müssten in einen anderen Lagerteil umziehen. Sie hatte ungefähr zehn Helferinnen für die Kinder und das Gepäck organisiert. Früh am Morgen verliess sie, zusammen mit den meisten der Kinder, die Baracke, ich wurde mit ein paar kleinen Kindern zurückgelassen, um den Rest unserer wenigen Besitztümer zu bewachen. Es dämmerte schon, als Schwester Hermina mit einigen Helferinnen zurückkam, um mich und die Kinder zu holen. Es war auch höchste Zeit! Wir hatten den ganzen Tag lang nur eine rohe Karotte gegessen, und getrunken hatten wir auch nichts, es gab noch nicht einmal Wasser. Es war mir sehr schwergefallen, ganz allein für die Kleinen zu sorgen.

Schwester Hermina trug ein kleines Mädchen und ich hielt zwei andere an den Händen, während wir die lange Hauptstrasse entlanggingen, die das Lager teilte. Als wir am Vorratslager für Gemüse und an der Schälküche vorbeigekommen waren, wo unsere Mutter früher gearbeitet hatte, bedeutete uns Schwester Hermina, nach links abzubiegen. Dort, hinter der Küche, war ein Tor im Zaun. Als wir näherkamen, öffnete eine kahlköpfige, schrecklich aussehende Frau das Tor und liess uns durch. Im Vorbeigehen sagte Schwester Hermina etwas auf Polnisch zu ihr. Inzwischen war es im-

mer dunkler geworden und wir beeilten uns. Ich bemerkte ein dunkles, unbewohnt aussehendes Gebäude auf der linken Seite der Strasse. Die Tür stand weit offen, aber wir konnten nichts erkennen. Zehn Minuten später gingen wir durch das Tor zu einem anderen Gelände und betraten unsere neue Baracke.

Schwester Luba und ihre Helferinnen hatten zwei Räume eingerichtet, einen Schlafraum und einen Raum, in dem wir essen konnten. Wie sie das geschafft hatten, wusste ich nicht. Die Betten waren nur zweistöckig und der Raum machte einen sauberen Eindruck. Alle Betten waren für die Nacht schon hergerichtet.

Die Kinder, die schon früher am Tag angekommen waren, freuten sich, mich zu sehen und zeigten mir mein Bett. Es war eine obere Pritsche in der entfernten linken Ecke des Raums, vor einem Fenster. Eine Doppelreihe stand in der Mitte und eine weitere Reihe entlang der gegenüberliegenden Wand. Ich teilte mein Bett mit Phoebe, einem netten Mädchen, das früher, in Amsterdam, nicht weit von uns gewohnt hatte. Am Ende des Bettes, an der Wand, befanden sich zwei kleine Holzregale mit einem Vorhang davor. Dort versteckte ich meine mageren Besitztümer. Ich hatte noch immer ein Glas mit etwas Zucker und ein bisschen Tee in einer blauen Dose. Beides versteckte ich unter meiner Kleidung.

Bald nach meiner Ankunft wurden alle ins «Esszimmer» gerufen. Die wenigen Betten in diesem Raum waren an die Wand gerückt worden und eine nackte Glühbirne warf ihr blasses Licht in den Raum. Alle sassen um einen langen Tisch und es war unsere erste Mahlzeit in der neuen Baracke. Jeder bekam ein Stück Brot mit Marmelade und einen Becher schwarzen Tee. Wir brauchten nicht viel Zeit für dieses «Dinner», dann kehrten alle in den Schlafraum zurück, um ins Bett zu gehen. In jener Nacht schliefen wir sehr fest. Zwei Frauen hielten Wache, und am anderen Ende des Raums brannte ein kleines Licht, solange es dunkel war. Schwester Luba hatte al-

les gut organisiert und nach ein paar Tagen fühlten wir uns hier alle zu Hause.

Ich brauchte die Kleinen morgens nicht mehr anzuziehen, das taten die Helferinnen, aber die meisten von uns gingen ohnehin völlig angekleidet ins Bett, denn nichts war wichtiger, als sich warm zu halten. Manchmal wuschen wir uns morgens die Hände und das Gesicht mit einem nassen Tuch. Wir benutzten es alle der Reihe nach, aber das kümmerte niemanden. Falls wir stanken, rochen wir es nicht. Wir waren daran gewöhnt, nehme ich an.

Wir hatten strenge Anweisungen, das eingezäunte Grundstück nicht zu verlassen. Schwester Luba postierte eine Helferin am Tor, die jeden vom unerlaubten Betreten oder Verlassen abhielt.

«Frühstück» gab es normalerweise um acht Uhr morgens. Wir sassen um den langen Tisch und bekamen eine halbe Scheibe Brot mit Marmelade und einen Becher Tee oder Wasser. Unsere Essensrationen waren regelmässiger geworden, seit wir zu diesem Teil des Lagers gehörten und nicht mehr am Rand wohnten. Nach dem Frühstück konnten die Kinder hinausgehen, um auf dem Gelände zu spielen, andere zogen sich in den Schlafraum zurück, denn ins Esszimmer durften wir so lange nicht zurück, bis es sauber gemacht worden war.

Am Ende des Schlafraums befanden sich ungefähr acht leere Pritschen und dort entstand bald das Hauptquartier für lesie, Max, Jackie, Loukie, Maurice, Gerrie und mich. Stundenlang sassen wir oben auf den Betten und sprachen über Amsterdam und unsere Familien, aber unser ständiges Thema war Essen. Das nicht enden wollende Verlangen nach gutem, nahrhaftem Essen empfand jeder von uns als ständiges Schmerz.

Wenn wir oben auf den Pritschen sassen, redete lesie normalerweise am meisten. Seine Phantasie kannte keine Grenzen und er fand immer willige Zuhörer in uns. So erzählte lesie von der Portugiesischen Synagoge in Am-

sterdam, die, wie er sagte, als Denkmal unter dem Schutz der Deutschen stand. Ich konnte mich an die deutschen Bewacher vor der Synagoge erinnern, doch ich hatte angenommen, sie stünden deshalb da, um die sephardischen Juden am Gottesdienst zu hindern. Er erzählte uns, wie er freitagabends immer mit seinem Vater und seinem Onkel die Synagoge besucht und welche tiefe Befriedigung ihm seine Religion gegeben hatte.

Eines Morgens sagte lesie, das Gebäude etwas weiter oben sei das Leichenhaus.

«Woher weisst du das?», fragte Max. «Hast du das Gelände verlassen?»

«Ich bin hinausgeschlüpft, als niemand am Tor war», sagte lesie. «Egal, das ist jedenfalls der Platz, zu dem sie die Leichen bringen.»

Es war das Gebäude, das ich an dem Abend bemerkt hatte, als Schwester Hermina mich von der alten Baracke hierherbrachte. Kein Wunder, dass ich mich unbehaglich fühlte, als ich daran vorbeigegangen war.

«Ich habe darüber nachgedacht», sagte lesie. «Wenn uns die SS umbringen will, werde ich nicht einfach stillhalten. Ich werde weglaufen.»

«Wohin?», fragte Loukie.

«Das weiss ich nicht», antwortete lesie. «Aber ich will mich auch nicht einfach von ihnen ins Leichenhaus bringen lassen.»

Niemand sprach ein Wort, während wir über lesies Worte nachdachten. Nach einer Weile sagten Gerrie und Jackie, sie würden ebenfalls wegrennen, wenn das möglich wäre. Ich sagte nichts. Wo sollten wir hinrennen? Es gab keinen Weg hinaus. In der folgenden Nacht hatte ich einen Albtraum, in dem mich die SS grausam durch das Lager verfolgte.

Aus den Tagen wurden Wochen und das kalte Wetter hörte nicht auf. Wir hatten wirklich Glück, dass wir nicht an den Zählappellen teilnehmen

mussten. Das Leichenhaus weiter oben auf der Strasse wurde voll und die Leichen stapelten sich vor dem Gebäude. Von unserem Gelände aus konnten wir es sehen. Der Haufen wurde mit jedem Tag höher.

Das Leben in unserer Baracke war immer besser organisiert. Eine der Helferinnen, Schwester Hella, war eine schöne junge Frau mit goldblonden Haaren. Auch ihre Mutter befand sich unter den Helferinnen. Sie war eine kleine, dünne Frau mit scharf geschnittenen Zügen, die ständig ein Tuch um den Kopf gewickelt hatte. Ihre Arbeit war, den Boden im Esszimmer sauber zu halten, weshalb sie immer einen Schrubber mit sich herumtrug. Sie war nicht besonders freundlich, und wenn die Kinder manchmal ihre Hände an dem Ofen wärmen wollten, der mitten im Raum brannte, rief sie immer: «Gej awek fon der kich» (Geh weg von der Küche), und drohte den Kindern mit dem Schrubberstiel. Wenn das passierte, kamen sie schutzsuchend zu mir gelaufen und beklagten sich, dass «die Hexe» – so wurde sie heimlich genannt – ihnen nicht erlaube, sich die Hände zu wärmen. Ich sagte ihnen, sie sollten brav sein und sich fern vom Ofen halten, denn es war einigermassen warm im Esszimmer.

Normalerweise forderte ich sie auf, sich um den Tisch zu setzen, damit ich ihnen eine Geschichte erzählen könne. Ich besass den Respekt aller Kinder. Sie akzeptierten meine Führungsrolle und kamen mit allen Sorgen und Problemen zu mir. Alle, egal, wie jung sie waren, verstanden, ohne dass es je ausgesprochen worden war, dass wir zusammenhalten und uns gegenseitig helfen mussten, um zu überleben.

Unsere Baracke war mit Stacheldraht eingezäunt. Durch ein Tor kam man in einen kleinen Hof, durch den der Weg zur Baracke führte. Die Kinder durften tagsüber draussen spielen, aber nicht durch das Tor gehen. Schwester Luba hatte das allen genau eingeschärft, und niemand wagte es,

ungehorsam zu sein. Sie war eine gute Frau, duldet aber keinen Unsinn. Wir mussten brav sein und tun, was uns gesagt wurde.

Schwester Luba hatte dunkelbraune Augen und einen schmalen Mund. Ihre Augen, obwohl fordernd, waren freundlich, aber wenn sie böse war, wurden ihre Lippen zu einer dünnen Linie, und Gott mochte demjenigen beistehen, der gerade von ihr abgekanzelt wurde. Sie ertrug keine Dummheiten. Wenn Schwester Luba schlechte Laune hatte, gingen wir ihr aus dem Weg.

Ein paar Frauen halfen bei den täglichen Arbeiten wie zum Beispiel die Kleinen an- und auszuziehen oder auf den Topf zu setzen. Wir sahen nicht so viel von Schwester Luba, weil sie jeden Morgen sehr früh zur Küche ging, um zu sehen, ob sie etwas zu essen für uns bekam. Sie nahm ihre zwei kräftigen Polinnen mit, die dann den schweren Essensbehälter von der Küche zu unserer Baracke tragen mussten. Manchmal kam sie mit nichts zurück, um dann ein paar Stunden später wieder loszuziehen. Wenn das der Fall war, nahm sie oft Lesie und Max mit, oder Lesie und Loukie, denn sie hoffte, der Anblick der Kinder würde, wenn sie um Essen bettelte, die Leute mitleidig machen.

Diese Wochen des neuen Jahres meinten es gut mit uns. Meistens brachte Schwester Luba morgens und nachmittags etwas zu essen. Wie wundervoll war es, zu frühstücken. Manchmal gab es Brei oder Reis und noch eine Mahlzeit abends. Wir, die wir zehn lange Monate im Albalager gehungert und nur von Karotten und ein paar Rübenstücken in braunem, warmem Wasser gelebt hatten, konnten unser Glück kaum fassen. Die hohlen Wangen der Kinder füllten sich ein wenig und manchmal konnte man sie sogar lachen hören. Aber die Zeit zog sich langsam dahin.

Weihnachten und Neujahr lagen nun schon lange zurück und eine weiße Schneeschicht bedeckte das Lager, die Temperaturen lagen bei weit unter null. Obwohl das Kinderhaus vom übrigen Lager abgetrennt war, drangen Nachrichten von ungeheurer Brutalität und Leiden bis zu uns. Wir hörten

von Gefangenen, die bei dieser Kälte stundenlang Appell stehen mussten, und wir wussten nur zu gut, was das bedeutete, schliesslich hatten wir oft genug ähnliche Erfahrungen im Albalager durchmachen müssen. Dank Schwester Luba und Gott im Himmel brauchten wir nicht jeden Morgen auf dem Appellplatz zu stehen. Zwei von Schwester Lubas Helferinnen zählten uns in der Baracke.

Dann, an einem sehr kalten und windigen Nachmittag etwa in der dritten Januarwoche, wurde uns gesagt, wir müssten zum Zählappell ins Freie gehen. Er fand vor einem zweistöckigen Gebäude statt, das von Bäumen umgeben war. Wir zogen uns so warm wie möglich an, denn wir erinnerten uns genau, wie lange so ein Appell dauern konnte. Jeder, der in unserer Baracke mit der Nummer 211 untergebracht war, hatte anwesend zu sein, sogar die Babys, die Kranken und die Helferinnen.

Der Wind heulte zwischen den Bäumen, während wir uns zitternd vor Kälte dicht aneinander drängten. Neben uns standen die Bewohner anderer Baracken, die schon lange vor uns gekommen waren. Wir warteten. Langsam wurde uns klar, dass dies kein normaler Zählappell war, bei dem wir uns in Fünferreihen aufstellen und bewegungslos stehen bleiben mussten. Wir waren aufgerufen worden, weil alle Bewohner dieses Lagerteils mit der Nummer 2, ironisch auch Krankenrevier genannt, registriert werden sollten. Nach ungefähr einer Stunde waren wir an der Reihe. Inzwischen waren andere Gruppen bereits zu ihren Baracken zurückgekehrt.

Während wir warteten, hatte man uns gesagt, die Registrierung diene dazu, uns eine Nummer auf den Unterarm zu tätowieren, so wie wir es schon bei den Häftlingen aus Auschwitz gesehen hatten. Einer nach dem anderen mussten wir zu den für die Registrierung Zuständigen gehen, die unter der Bewachung von Aufseherinnen an einem Tapeziertisch sassen. Als ich an der Reihe war, trat ich mit Max und Jackie vor. Eine Frau mit

einem harten Gesicht fragte mich nach Namen, Geburtsdatum und der Stadt, aus der ich gekommen war. Nachdem sie alles auf ein Blatt Papier geschrieben hatte, sagte sie, dass ich ab jetzt die Nummer 10564 hätte. Bis zur Tätowierung müsse ich «Nr. 10564» auf ein weisses Stück Tuch schreiben und deutlich sichtbar vorn auf meiner Kleidung tragen, egal ob ich einen Mantel oder einen Pullover anzog. Mein Mantel müsse auf dem Rücken einen roten Streifen haben, damit jeder sehen könnte, dass ich ein Häftling war. Man würde den Mantel zu einem späteren Zeitpunkt abholen, um den roten Streifen aufzumalen.

Diese ganze Prozedur verängstigte die Kinder, denn alle fürchteten sich davor, eine Nummer auf den Arm tätowiert zu bekommen.

Die für die Erfassung Zuständigen kamen gut voran mit den älteren Kindern, die ihre Namen wussten, doch als die Kleinen von den Babys bis zu den Fünfjährigen beharrlich befragt wurden, fingen sie an zu weinen, und die älteren Kinder durften ihnen nicht zu Hilfe kommen. Nach einer Weile merkten die Registrierer, dass sie damit nicht vorankamen, und nach einer Diskussion mit den Aufseherinnen durfte unsere Gruppe zur Baracke zurückkehren, nachdem wir über drei Stunden in der klirrenden Kälte gestanden hatten. Schwester Luba wurde beauftragt, mit Hilfe der älteren Kinder eine Liste anzufertigen, die in ein paar Tagen abgeholt werden sollte.

Zu unserem Glück gab es danach keine weiteren Zählappelle.

Es war in der letzten Januarwoche, als Schwester Luba sich wieder einmal auf den Weg machte, um etwas zu essen zu besorgen, und mich aufforderte, sie zu begleiten. Wir verliessen die Baracke kurz nach acht Uhr morgens und gingen die Hauptstrasse entlang, Richtung SS-Bereich. Nach dem Frauenlager kamen wir an dem roten Backsteingebäude vorbei, wo wir, das ganze Albalalager, uns vor ungefähr einem Jahr hatten duschen müssen, gegen die Läuse, von denen fast alle befallen waren. Es war gegen

zehn Uhr abends gewesen, meine Mutter war noch bei der Arbeit. Damals war ich zum ersten Mal von Max und Jackie getrennt worden, weil sie zusammen mit den Männern duschen mussten. Es war ein grosser Raum gewesen, mit einem Betonboden und vielen Duschköpfen, und während wir, eine Gruppe von etwa fünfzig Frauen, duschten, wurden unsere Kleider desinfiziert.

Schwester Luba bemerkte nicht, dass ich in Gedanken versunken war, sie lief stetig vorwärts. Wir passierten die Grenze unseres Lagerbereichs, ohne aufgehalten zu werden. Hier war es sehr ruhig. Die Geräusche des Frauenlagers hinter uns wurden immer leiser. Schwester Luba und ich liefen schweigend zum letzten Tor, bevor wir die Richtung zum Hauptlager einschlugen. Wir gingen die grosse Strasse entlang, die den SS-Bereich teilte, und näherten uns dem Haupttor des Konzentrationslagers, mit dem Wachhaus, in dem drei SS-Bewacher standen, genau wie damals, an jenem Tag im Februar 1944, als ich nach Bergen-Belsen gekommen war.

Schwester Luba nannte ihre Nummer, die man ihr in Auschwitz in den Arm tätowiert hatte, und gab an, wohin wir wollten. Sie lächelte den SS-Mann an, während sie mit ihm sprach, und er reagierte mit einem freundlichen Gesicht darauf. Er sagte ihr, sie könne diesen Teil des Lager mit «der Kleinen» betreten. Damit war ich gemeint. Es war offensichtlich, dass Schwester Luba ein ausserordentlich gewinnendes Lächeln hatte, auf das die SS-Wachen reagierten. Ausserdem wussten sie von ihrer Arbeit im Kinderhaus. Schwester Luba hatte vor fast zwei Monaten die Sorge für uns übernommen, und an manchen Tagen war sie zweimal durch dieses Tor gegangen, um in der Küche etwas zu essen für uns aufzutreiben. Was für einen Mut diese kleine Frau hatte, die es wagte, sich immer wieder diesen bösartigen Männern zu stellen!

«Danke», sagte Schwester Luba und zog mich vom Wachhaus weg, nachdem man ihr die Erlaubnis gegeben hatte.

Sie hielt meine Hand fest, während wir durch das Hauptlager zum Vorratslager gingen. Als wir dort ankamen, sah ich zwei Frauen vom Albalager (Sternlager), die hier arbeiteten. Sie waren sehr überrascht, mich zu sehen, und stellten mir viele Fragen, die ich nicht sofort beantworten konnte. Während wir miteinander sprachen, kam Fritz, der für das Vorratslager verantwortliche Scharführer, herüber, und die Frauen erklärten ihm, dass ich eine der «Waisen» sei, die am Nikolaustag zurückgeblieben waren. Fritz befahl einer der Frauen, sie solle mir eine Salami geben.

Sie tat es und sagte: «Versteck die Wurst unter deinem Mantel, damit niemand sie sieht.»

In der Zwischenzeit kam die andere Frau mit einer zweiten Salami zurück. «Hier», sagte sie, «nimm die auch. Schnell, bevor der Aufseher es merkt.»

Ich nahm auch die zweite Salami. Aber es war gar nicht so einfach, die Würste unter meinem Mantel festzuhalten, sie waren sehr schwer und ich war nicht mehr besonders kräftig. Aber trotzdem war ich fest entschlossen, beide Würste zu den Kindern zu bringen. Schwester Luba konnte mir nicht beim Tragen helfen, weil sie keinen Mantel anhatte. In der klirrenden Kälte trug sie nur eine blaue Baumwollbluse mit kurzen Ärmeln und einen schwarzen Rock.

Ich kämpfte mich den langen Weg zurück zu unserem Lager, ein Weg, auf dem die Würste immer schwerer und schwerer wurden. Ich war völlig erschöpft, wurde aber belohnt von den erfreut lächelnden Gesichtern der Kinder, als sie erfuhren, dass sie zum Abendessen Brot mit Salami bekommen würden.

Nach dieser Erfahrung überlegte ich mir, dass es eine bequemere Art geben müsse, eine Salami zu tragen, ohne dabei erwischt zu werden. Ein paar Tage später hatte ich eine Idee. Die lange Hose, die Sonja mir geschickt hatte, hatte weite Beine. Ich konnte die Taschen am unteren Saum öffnen und sie verlängern, indem ich je einen Socken meines Vaters daran-

nährte. So bekam ich Taschen, die ungefähr die Länge einer Salami hatten. Ich könnte sie, falls es mir noch einmal gelänge, welche zu bekommen, in meine Taschen stecken und, von aussen unsichtbar, in meiner Hose transportieren. Da mir dieses Versteck so perfekt erschien, nähte ich alle Socken, die ich finden konnte, in die Hosen von Max, Jackie, lesie und Loukie.

Schwester Luba war im ganzen Lager als unsere Beschützerin bekannt. Sie hatte eine Gruppe von Frauen um sich gesammelt, die sie bei ihrer Arbeit unterstützten. Es bestand kein Zweifel, dass sie die treibende Kraft war, während Schwester Hermina als ihre Stellvertreterin fungierte, wenn sie selbst, Schwester Luba, zur Essensbeschaffung unterwegs war.

Bei den Prominenten wurde es «Mode», Röcke aus karierten Stoffen zu tragen. Wo sie diese herbekamen, wusste nur Gott, aber man konnte sie damit herumlaufen sehen. Bald ergatterten Schwester Luba und Schwester Hermina ebensolche Röcke. Unsere Schneiderin war Schwester Hella, und nun hatte Schwester Luba noch eine zweite gefunden, Maria aus Paris, die unsere Kleidungsstücke flickte und sich damit Essen und Schutz verdiente. Wann immer ich sie im Esszimmer traf, war sie sehr freundlich zu mir. Allerdings war mir klar, dass sie deshalb so freundlich war, weil ich Schwester Lubas Liebling war.

Unser ganzes Leben konzentrierte sich um Schwester Luba. Sie gab uns die Sicherheit, die wir so dringend brauchten. Immer, wenn sie morgens wegging, um Essen für uns zu organisieren, warteten die Kinder am Tor zu unserem Hof auf ihre Rückkehr. Wenn sie sie auf der Strasse entdeckten, rannten sie zurück in die Baracke und riefen: «Schwester Luba kommt! Schwester Luba kommt!»

Eines Nachts, als wir alle im Bett waren, hörten wir Schritte im Flur unserer Baracke. Ich beschloss, nachzusehen, was los war. Als ich vorsichtig die Tür unseres Schlafrums öffnete, sah ich ein paar Gefangene, die Karren mit Brotlaiben in Schwester Lubas Zimmer brachten. Schwes-

ter Luba sah mich und legte einen Finger auf die Lippen, um mir zu bedeuten, dass ich keine Fragen stellen sollte. Als die Gefangenen gegangen waren, erzählte sie mir, ein junger SS-Offizier sei ihr behilflich gewesen, das Brot für die Kinder zu organisieren.

Am nächsten Tag kam der Offizier zu uns in die Baracke und wir konnten unseren Wohltäter sehen. Er war jung, vielleicht fünfundzwanzig Jahre alt, gross, mit schwarzen Haaren. Er hiess Maximilian. Bald war zu merken, dass er etwas für Schwester Hella übrig hatte. Er besuchte unsere Baracke oft, meistens nachts, wenn Brot oder Mehl gebracht wurden, die er für uns organisiert hatte.

Es war in der zweiten Februarwoche 1945, als ich lautes Weinen aus dem Esszimmer hörte. Gefolgt von ein paar Kindern, rannte ich so schnell wie möglich hinüber und erkannte Schwester Luba und zwei andere Schwestern. Schwester Luba wiederholte immer wieder: «Es ist so schrecklich, es ist so schrecklich.»

«Was ist denn passiert?», fragte ich.

Keine der Frauen gab mir eine Antwort, und die Situation verschlimmerte sich, als auch die Kinder anfangen zu schluchzen. Sie waren erschrocken und verwirrt, Schwester Luba in diesem ungewohnten Zustand zu sehen. Ich versuchte die Kinder in dem entstandenen Chaos wieder zu beruhigen. Nach einer Viertelstunde legte sich das Weinen, und erst jetzt schien Schwester Luba bemerkt zu haben, dass ich mit den Kindern dastand. Sie sah schrecklich aus. Ihr Gesicht war tränenüberströmt, mit roten, geschwollenen Augen. Auch ich war erschrocken, und als ich zu ihr hinging, legte sie ihren Kopf an meine Schulter und weinte von Neuem.

«Oh Gott», sagte sie, «Philipje ist tot.»

Ich erstarrte. Ich wusste, dass Philipje krank war, denn die Frau Doktor war mit Kurt, dem SS-Arzt, vor einigen Tagen in unsere Baracke gekommen. Ich hatte zugeschaut, wie sie Philipje untersucht und dann für eine

Operation am Mittelohr ins Krankenhaus mitgenommen hatten. Philipje war an jenem Abend um acht Uhr zu uns zurückgebracht worden. Am Tag nach der Operation hatte es ausgesehen, als erhole er sich gut, doch nun war er tot. Ich war tieftraurig und fragte mich, ob Philipje wirklich den Willen gehabt hatte, zu leben. Er war so ein stilles Kind gewesen. Er sass nur, wenn man ihn hinsetzte, und er weinte selten. Ich glaubte, er hatte seine Mutter so sehr vermisst, dass er nicht leben wollte. Und natürlich hatte der Kleine nie ausreichend Nahrung bekommen, um zu wachsen. Ich weinte, zusammen mit allen andern.

Als es etwas ruhiger geworden war, forderte Schwester Luba Schwester Hermina auf, ihr dabei zu helfen, Philipje zum Leichenhaus zu bringen. Beide gingen zum Schlafraum. Ich folgte ihnen, blieb aber in einer gewissen Entfernung von Philipjes Bett stehen. Ich sah, wie Schwester Luba den Kleinen sehr sanft in eine blaue Babydecke wickelte. Schwester Hermina nahm das kleine Bündel und ging, gefolgt von der weinenden Schwester Luba, an mir vorbei. Ich konnte das blaue Bündel sehen, aber es kam mir so unwirklich vor, als wäre es nicht Philipje, der sich in der Decke befand. Vielleicht hatte seine kleine Seele bereits den Körper verlassen und suchte nach seiner Mama.

«Ruhe in Frieden», murmelte ich, als Schwester Luba und Schwester Hermina die Baracke verliessen, Richtung Leichenhaus.

Es war der erste Todesfall in unserer Gruppe und wir waren während der folgenden Tage verstört und sehr bedrückt.

Eines Nachts kamen drei polnische Kinder von Ravensbrück. Ihre Köpfe waren geschoren, aber sie sahen gesund aus. Sie waren die ersten Kinder einer anderen Nationalität, die zu unserer Gruppe stiessen: zwei Mädchen und ein Junge. Wir verstanden, dass das ältere Mädchen, das etwa in meinem Alter war, Mala hiess, aber unterhalten konnten wir uns nicht

mit ihnen. Deshalb blieben sie im Esszimmer, bei Schwester Hermina, Schwester Hella und der Hexe, die alle Polnisch sprachen.

Wegen des schlechten Wetters mussten die Kinder in der Baracke bleiben und der Schlafraum und das Esszimmer waren sehr voll. Trotzdem gab es keinen Streit. Wir wussten alle, dass wir lieb zueinander sein mussten. In all dem Elend hatte sich so etwas wie Solidarität und gegenseitige Verantwortung entwickelt.

Leni war schon sehr krank und bewegte sich nicht mehr aus dem Bett. Aber immer waren einige Kinder in ihrer Nähe, redeten mit ihr und versuchten, sie aufzumuntern. Leni war ein süßes Mädchen, das sich nie beklagte und alles, was sie sagte, mit einem freundlichen Lächeln vorbrachte. Es gab keinen Weg, sie gesund zu machen, so lieb wir sie auch hatten.

Es gab nichts zu tun, deshalb hingen die meisten nur so herum oder lagen auf ihren Betten. Wir langweilten uns sehr. Als ich mich im Schlafraum umschaute, wurde mir klar, dass uns das nicht gut bekam. Wir mussten unseren Geist beschäftigen, um gesund zu bleiben. Also schlug ich lesie vor, noch einmal eine Vorstellung für die Kinder zu versuchen. lesie stimmte zu und ich erzählte den Kindern im Schlafraum von unserem Plan. Wie durch ein Wunder verschwand ihre Lethargie und allen fiel etwas ein. Ich plante einen rhythmischen Tanz, den ich in einer Gymnastikstunde in Amsterdam gelernt hatte. Weil wir keine Musik hatten, mussten ein paar Kinder den Donau-Walzer singen. In der kleinen Ecke neben der Tür zum Schlafraum begannen wir zu proben. Anfangs hörte es sich schrecklich an, aber nach ein paar falsch klingenden Versuchen kapierten sie es. Ich probte den Tanz, so gut ich konnte, während lesie mit ein paar älteren Jungen Sketche einübte. Wir nahmen das alles sehr ernst, und vor allem hatten wir eine Beschäftigung, die uns die Langeweile vertrieb.

Der Tag der Vorstellung kam. Wie beim letzten Mal schoben wir alle Tische im Esszimmer zu einer Bühne zusammen. Mit der Hilfe einiger

Schwestern spannten wir ein Seil (keine Ahnung, woher sie das hatten) quer durch den Raum und wir hängten zwei Decken darüber. Diese dienten uns als Bühnenvorhang. Vier Jungen wurden dazu bestimmt, den Vorhang nach Bedarf zu öffnen und zu schliessen. Jeder Stuhl wurde zu unserem improvisierten Theater gebracht, und als der Vorhang aufging, traute ich meinen Augen nicht. In der ersten Reihe sassen die Lagerälteste, Frau Stana, und vier Aufseherinnen, um sich unsere Aufführung anzusehen. Ich flüsterte den Schauspielern zu, sie sollten ihr Bestes geben, damit wir Schwester Luba keine Schande machten. Dann war ich dran. Während die Kinder sangen «Die Donau so blau, so blau, so blau», tanzte ich den Tanz, wie ich es so oft in Amsterdam getan hatte.

Unsere Vorstellung dauerte eine Stunde und war ein grosser Erfolg. Natürlich waren wir manchmal ungeschickt, natürlich hatten wir weder Bühnenbilder noch Kostüme, aber das Publikum war nachsichtig und applaudierte an den richtigen Stellen. Als sich das Ganze dem Ende näherte, verliessen die Lagerälteste und die Aufseherinnen den Raum. Schwester Luba begleitete sie zur Tür und stiess einen erleichterten Seufzer aus, als sie draussen waren. Sie verlor keine Zeit und sagte uns, wie stolz sie auf uns sei, und wir konnten sehen, wie glücklich sie war, dass alles geklappt hatte.

Der Erfolg der Aufführung führte dazu, dass das Kinderhaus ins Bewusstsein der Aufseherinnen gerückt war. Ein paar Tage danach kamen zwei von ihnen nachmittags in unseren Schlafraum. Alle Kinder hielten in ihren Beschäftigungen inne. Niemand sprach, niemand bewegte sich, während sie langsam zwischen uns hindurchgingen. Eine Aufseherin schien einen Narren an Max gefressen zu haben, sie fragte ihn freundlich nach seinem Namen. Obwohl Max sehr knochig war, sah er mit seinen schwarzen Haaren und den blauen Augen noch immer sehr gut aus.

Sie begann eine Unterhaltung mit ihm, während ich sie von meinem Bett aus beobachtete. Sie erzählte ihm, dass sie unsere Vorstellung gesehen und bedauert habe, dass wir keine Musikinstrumente gehabt hatten.

Max stimmte zu und sagte: «Wenn ich eine Mundharmonika hätte, könnte ich sie spielen.»

«Ich werde dir eine Mundharmonika bringen», versprach sie.

Nachdem sie gegangen war, kam Max zu mir.

«Hast du das gehört, Hetty?», sagte er. «Sie bringt mir eine Mundharmonika.»

«Schraub deine Hoffnungen nicht zu hoch, Max», wandte ich ein. «Man kann ihnen nicht trauen.»

Das Erstaunliche bei diesem Treffen war jedoch, dass Max Niederländisch gesprochen hatte und die Aufseherin Deutsch und sie trotzdem einander gut zu verstehen schienen.

Zwei Tage später kamen dieselben Aufseherinnen wieder in unseren Schlafraum. Die Kinder erstarrten und wurden still, aber die Freundlichkeit der Frauen beruhigte sie schnell, sodass sie mit ihren Beschäftigungen fortfuhren. Die eine, die Max so mochte, hiess Hilde. Sie ging sofort zu ihm und gab ihm ein Päckchen. Als er es aufmachte, fand er ein Paar Socken darin und, es war kaum zu glauben, eine wunderbare Mundharmonika. Sein Gesicht strahlte vor Glück. Schon bald brachte er einen einfachen Ton heraus, und die Aufseherin schaute ihm zu und lächelte. Sie hatte sich gegenüber von Lenis Bett auf die unterste Pritsche gesetzt. Wie immer sass ich auf meinem Bett, beobachtete die Szene von oben und überlegte, ob es wirklich sein könne, dass eine SS-Aufseherin ein Herz hat. Nein, beschloss ich, ich bleibe auf der Hut, ich traue ihnen nicht. Ich rief Max zu mir und flüsterte ihm zu, er solle vorsichtig sein. Er nickte. Weil Max ein Geschenk bekommen hatte, kamen auch die anderen Kinder näher. Die Aufseherinnen schienen die Aufmerksamkeit zu geniessen. Als sie weggingen, sagten sie, sie würden bald wiederkommen.

Im Februar 1945 wurde es immer schwieriger, Verpflegung zu bekommen, und Schwester Luba hatte viel zu tun, um genug für uns aufzutreiben. Es war bitterkalt, und wenn sie von einer ihrer fruchtlosen Gänge zurückkam, war sie oft müde und verzweifelt. Dabei fiel mir auf, dass die Hexe in Wirklichkeit eine gute Frau war. Sie zog Schwester Luba die Schuhe aus, massierte ihre müden Füße und beauftragte Schwester Hella, eine Schüssel mit heissem Wasser zu bringen, um Schwester Lubas Füße darin zu baden. Ich beobachtete, wie sich Schwester Luba entspannte und langsam wieder zu Kräften kam, während sie der Hexe auf Polnisch ihr Herz ausschüttete. Diese beruhigte sie mit sanfter Stimme, bis sie bereit war, sich wieder auf den Weg zu machen.

Bei solch einer Gelegenheit wünschte Schwester Luba, dass ich sie bei der Suche nach Essen begleiten solle. Wie wir es schon so oft getan hatten, liefen wir durch das Lager zur Küche. Diesmal steuerten wir die Küche Nummer 1 an, die das Männerlager versorgte und von einem polnischen Kapo beaufsichtigt wurde. Schwester Luba sprach mit diesem Mann, und auf ihrem Gesicht erschien wieder ihr überwältigendes Lächeln. Ich konnte nicht genau verstehen, was gesagt wurde und entnahm seinem Tonfall, dass sie sich wohl in Geduld fassen und eine Weile warten solle. In diesem Moment kam der Scharführer vom anderen Ende der Küche angerannt und rief, er habe sich mit einem Messer geschnitten. Schwester Luba sprang sofort vor, sagte, sie sei Krankenschwester und könne ihm helfen. Er befahl ihr, ihm in sein Büro zu folgen und ihm erste Hilfe zu leisten.

Ich blieb am Eingang zurück und konnte von dort sehen, was sich in der Küche abspielte. Der Dampf aus den riesigen Stahlkochtöpfen erfüllte den Raum, es war heiss und dunstig. Die Häftlinge arbeiteten sehr schnell, viele Befehle wurden gegeben, die ich alle nicht verstand. Ich wartete lange, vielleicht über eine halbe Stunde, bis Schwester Luba mit dem Scharführer zurückkam, dessen Hand nun verbunden war. Als sie

die Küche betra-ten, befahl er dem Kapo, Schwester Luba genügend Essen für das Kinderhaus zu überlassen und dass sie ab jetzt jeden Tag zur Küche Nummer 1 kommen könne. Ausserdem mussten ihr vier Häftlinge helfen, die Kessel zum Kinderhaus zu tragen.

Von diesem Tag an wurde es etwas leichter für uns, Essen zu bekommen. Später erfuhr ich, dass sich der polnische Kapo in Schwester Luba verliebt hatte und sogar gesagt hatte, dass er sie heiraten wolle, wenn der Krieg vorüber sei.

Am 24. Februar 1945 wurde ich fünfzehn Jahre alt. Schwester Luba hatte von einigen Kindern erfahren, dass ich Geburtstag hatte, und morgens umarmte sie mich und wünschte mir noch viele glückliche Jahre.

Als ich ihr sagte, dass ich fünfzehn geworden war, sagte sie: «Sag der SS ja nicht dein wirkliches Alter, dann wirst du als Erwachsene angesehen und das könnte für ein hübsches Mädchen wie dich zu einigen Unannehmlichkeiten führen. Denk dran, Hetty.»

Ich nickte. Mein Wissen über die Deutschen nahm von Tag zu Tag zu.

«Sag mal», wollte Schwester Luba wissen, «hast du Hitze?» Ich verstand nicht, was sie meinte, deshalb wiederholte sie ihre Frage. Dann wurde mir klar, was sie meinte, nämlich ob ich schon meine Periode hatte.

«Ja», antwortete ich.

Sie fragte, ob ich sie auch im Moment hätte. Ich schüttelte den Kopf. Das schien sie aufzuregen, sie nahm meine Hand und fragte: «Willst du sie wieder haben? Ich kann etwas von der Frau Doktor bekommen.»

«O nein», sagte ich in meinem gebrochenen Deutsch. «Ich will es überhaupt nicht.»

Ich konnte mir vorstellen, wie schwierig es unter diesen Umständen sein müsste, zu menstruieren. Widerstrebend gab Schwester Luba nach.

An diesem Tag nahm sie mich mit, um Essen zu holen. Sie hoffte, dass mir Fritz, weil ich Geburtstag hatte, vielleicht etwas schenken würde. Sie hatte Recht. Als wir am späten Nachmittag zurückkamen, zeigte ich den Kindern die wunderbare Salami, die Fritz mir geschenkt und die ich problemlos in meiner tiefen Tasche transportiert hatte. Obwohl die Salami ein Geburtstagsgeschenk für mich war, wäre es mir nicht im Traum eingefallen, sie für mich allein zu behalten. Egal, wer von uns etwas fand oder «organisierte», es wurde gleichmässig unter allen aufgeteilt.

Später an diesem Tag wurde ich ins Esszimmer gerufen und sah, dass wir Gäste hatten, nämlich Frau Stana, die Lagerälteste, und ihre Stellvertreterin. Schwester Luba war angespannt, brachte aber dennoch ein Lächeln zustande.

«Hetty, Frau Stana ist gekommen, um dich auf einen Spaziergang mitzunehmen, also hol deinen Mantel und kämm deine Haare», sagte sie.

Ihr Blick warnte mich, keine Fragen zu stellen. Also tat ich, was sie verlangte, und ging dann zurück ins Esszimmer, wo die beiden Frauen auf mich warteten.

Frau Stana nahm mich an der Hand und sagte: «Komm», dann verliessen wir zu dritt die Baracke. Wir wandten uns zum Rand des Lagers, da, wo das Krematorium war. Das Wetter war mild, die Sonne schien. Wir gingen an der Krankenbaracke vorbei, die «das Revier» genannt wurde und wohin man gebracht wurde, wenn man starb. Es gab dort keine Hoffnung auf Heilung. Anfang Januar war die Baracke als Krankenbaracke bestimmt worden, doch inzwischen waren alle Baracken Krankenreviere und das Krematorium konnte die Mengen der Toten nicht mehr fassen. Kein Ton drang aus dem Krankenrevier, als wir vorbeigingen.

Vorher, als wir das Kinderhaus verliessen, hatte die Lagerälteste mich nach meinem Namen gefragt, doch nun sagte sie kein Wort mehr zu mir, obwohl sie mich sanft an der Hand hielt.

Nach ein paar Minuten erreichten wir den Zaun neben einem Wachturm. Die Stellvertreterin rief etwas zu dem Wachmann hinauf. Ich konnte nicht verstehen, was sie sagte, aber der Wachmann nickte zustimmend. Die Stellvertreterin nahm einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete das Tor, wir gingen hinaus. Es war ein seltsames Gefühl für mich, das Lager zu verlassen. Etwa zwanzig Meter weiter setzte sich die Lagerälteste auf ein Büschel Heidekraut und bedeutete mir, sich neben sie zu setzen. Dann nahm sie ihre Unterhaltung mit der Stellvertreterin wieder auf.

Frau Stana schien vollkommen vergessen zu haben, dass ich da war, und ich konnte sie in Ruhe betrachten. Sie war eine grosse Frau, ihre kohlschwarzen Haare hingen ihr in Locken herunter. Die hohen Backenknochen zeigten mir, dass sie Polin oder Russin sein musste. Sie hatte eine weisse Haut und dunkle, intelligente Augen. Sie war sehr schön. Ich fragte mich, wie eine so schöne Frau eine so grausame Arbeit verrichten konnte. Ihre Vertreterin hingegen sah so aus, wie man es erwartete. Sie war gross und kräftig mit dunkelblonden Haaren. Auch sie hatte die hohen Backenknochen der Slawen, blassgraue Augen und einen harten Mund. Beide Frauen trugen die karierten Röcke der Prominenten und hohe Stiefel, die denen der SS-Aufseherinnen ähnlich sahen. Das Leder glänzte so sehr, dass man sich darin spiegeln konnte.

Als spüre sie meinen forschenden Blick, drehte sich Frau Stana zu mir um und fragte: «Wie alt bist du eigentlich, Hetty?»

Schwester Lubas Warnung schoss mir durch den Kopf, deshalb log ich: «Ich bin heute dreizehn geworden.»

«Ach, du hast Geburtstag», sagte sie, «wie schön.»

Ich nickte. Nach diesem kurzen Wortwechsel wandte sie sich wieder ihrer Stellvertreterin zu. Es war schwierig, sich mit ihr zu unterhalten, denn sie sprach Deutsch und Polnisch, und ich konnte eigentlich nur Niederländisch.

Wieder mir selbst überlassen, betrachtete ich die Umgebung.

Hinter mir, auf einem freien Platz, stand ein kleines Haus aus roten Backsteinen, das von einem hohen Zaun umgeben war. Erschrocken wurde mir klar, dass dies das Krematorium war, der Ort, der jenen beiden hübschen Jungen vor einem Jahr als Arbeitsplatz zugeteilt worden war. Doch im Moment war niemand zu sehen. Das Haus sah verlassen aus, kein Rauch kam aus dem Schornstein. Es lagen auch keine Leichen um das Haus. Ich drehte den Kopf weg, der Anblick bedrückte mich.

Da entdeckte ich ein paar leere Sardinenbüchsen auf dem Boden und stand auf, um mir zwei zu holen. Die Lagerälteste hatte noch nicht einmal bemerkt, dass ich mich ein paar Meter entfernt hatte. Ich kam zurück und füllte die Büchsen mit Sand. Dann nahm ich ein paar Heidepflanzen und schuf ein Miniaturgesteck, das jedes Heim geschmückt hätte. Es war schön, in diesem Elend etwas Hübsches, Zierliches zu schaffen.

Plötzlich erinnerte sich Frau Stana an meine Anwesenheit und schaute mich an. Ich zeigte ihr, was ich gemacht hatte, und sie sagte: «Schön.» Ich hielt ihr eines der Gestecke hin und sagte: «Das ist für Sie.»

Sie betrachtete es und sagte nach einigem Zögern zu ihrer Stellvertreterin, sie solle es tragen, denn wir waren bereit zu gehen. Ich deutete auf das zweite und fragte: «Schwester Luba?» Frau Stana nickte, deshalb nahm ich es hoch und trug es sorgsam.

Als wir das Kinderhaus erreichten, verabschiedete sich Frau Stana freundlich von mir, und ich sah ihr an, dass sie es ernst meinte. Ihre Stellvertreterin war nicht so freundlich, ich merkte, dass sie froh war, mich los zu sein. Ich bedankte mich bei beiden für den Spaziergang und schlüpfte schnell in unsere Baracke, um Schwester Luba das Gesteck zu geben. Sie war sehr froh, mich zu sehen, denn sie hatte sich Sorgen gemacht, warum die Lagerälteste persönlich verlangt hatte, dass ich sie begleite. Die Stunden bis zu meiner Rückkehr waren eine grosse Belastung für sie gewesen.

An diesem Abend gab sie mir eine zusätzliche Scheibe Brot, als Geburtstagsgeschenk, und ich teilte sie sofort mit Max und Jackie.

Als wir alle unser Salamibrot gegessen hatten, sangen die Kinder ein Geburtstagslied für mich. Erica brachte ein Gedicht vor, das sie für mich auf Niederländisch geschrieben hatte. Es ging ungefähr so:

Zum Geburtstag viel Glück.

Ich schenke dir Brot ohne Butter, ich hab nämlich keine, aber bestimmt wirst du es essen können.

Ich hoffe, dass du deinen nächsten Geburtstag in Amsterdam feiern wirst,

mit deinen Eltern und deinen Brüdern

Jackie und Sam. (Max wurde damals Sam genannt.)

Erica überreichte mir eine Scheibe Brot, ihre Abendmahlzeit, aber ich war nicht bereit, es anzunehmen und sagte ihr, sie müsse es selbst essen. Aber dass sie mir überhaupt ihr Brot schenken wollte, zeigte mir, dass sie mich lieb hatte und würdigte, dass ich mich um sie kümmerte. Ich gab ihr einen dicken Kuss und alle Kinder klatschten in die Hände, um mir ihre Zuneigung zu zeigen. An diesem Abend gingen wir alle glücklich ins Bett, und als Schwester Mala sagte, es sei jetzt Schlafenszeit und sie würde das Licht ausmachen, gehorchten wir sofort.

Am Tag darauf wurde ein Päckchen für mich abgegeben, von der Lagerältesten. Darin war ein grau und weiss kariertes Rock und ein hübscher Wollpullover. Die Grösse war genau richtig und passte mir perfekt. Schwester Luba strahlte, sie war so stolz auf mich. Ich hatte das Herz der Lagerältesten gerührt, was Schwester Luba bei ihren Bemühungen, Essen für uns zu bekommen, sehr nützlich sein konnte.

Das Leben im ganzen Lager wurde unerträglich. Das kalte Wetter, der Nah-

rungsmangel, die langen Zählappelle und die unbeschreibliche Überfüllung in den Baracken führten zu immer mehr Todesfällen. Hier, im Frauenlager, wuchs der Leichenberg immer höher, und von unseren Fenstern aus konnten wir Leichen herumliegen sehen, so weit das Auge reichte. Obwohl der Gestank der verwesenden Körper schrecklich gewesen sein muss, rochen wir ihn nicht mehr.

Seit zwei Monaten wachten zwei Frauen nachts über uns. Es hatte angefangen, als Philipje krank geworden war, und sie waren vor allem geblieben, um nach den Kleinen zu schauen. Auch für die Grösseren war es angenehm, wenn sie nachts aufwachten, das schwache Licht sahen und die leise Unterhaltung der beiden Schwestern hörten. Auch ich empfand es, wenn ich manchmal aus meinem unruhigen Schlaf aufwachte, immer als Beruhigung. Ich schlief selten friedlich, da ich innerlich ständig mit nächtlichen Gefahren rechnete.

Während der letzten Februartage 1945 erfuhren wir durch den Lager-telegraphen, dass einige der Männer aus der Diamantengruppe, die am 4. Dezember 1944 deportiert worden war, nach Bergen-Belsen zurückgekehrt waren und sich nun im Häftlingslager befanden. Wir fragten uns, ob unser Vater unter den Zurückgekehrten war. Und als uns die SS-Aufseherinnen wieder besuchten, wandte sich Max mit der Bitte an Hilde, herauszufinden, ob unser Vater im Männerlager war.

Er rief mich hinüber zu seiner Pritsche und sagte: «Hetty, Frau Hilde möchte ein paar Einzelheiten von Papa wissen. Zum Beispiel sein Geburtsdatum.»

Nach einigem Zögern sagte ich: «21. April 1902.»

Den Namen hatte sie schon von Max erfahren. Sie versprach, sich zu erkundigen, aber ich sah ihren Augen an, dass sie falsch und hinterhältig war, und als sie gegangen war, warnte ich Max, sehr vorsichtig zu sein.

An einem Nachmittag besuchte Frau Hilde ganz allein unsere Baracke. Die kleineren Kinder, denen sie nun schon vertraut war, drängten sich um

sie. Sie hatten keine Ahnung von der Gefahr, die sie repräsentierte, und ich glaubte, sie benutzte diese Methode, um die vertrauensseligen Kinder über Schwester Luba auszuhorchen. Sie wollte zum Beispiel wissen, ob wir genug zu essen bekamen.

Sie rief mich zu sich auf eine untere Pritsche, und ich tat, was sie verlangte. Dann drehte sie sich zu mir und fragte: «Wie alt bist du?»

«Dreizehn», log ich, weil ich noch immer an Schwester Lubas Warnung dachte.

Ich weiss nicht, ob sie wusste, dass ich log, es wäre für sie ein Leichtes gewesen, in den Unterlagen nachzuschauen. Es war Max, der mir weitere Fragen ersparte.

«Frau Hilde», sagte er, «glauben Sie, wir könnten einen Cremekuchen bekommen? Ich hätte so gerne einen.»

Mein Gott, dachte ich, was für ein Mut, um so etwas zu bitten, aber Frau Hilde antwortete, sie wolle es versuchen. Dann zog sie Max näher zu sich, legte eine Hand über seine Genitalien und gab ihm einen Kuss. Max versuchte, sich aus ihrer Umarmung zu befreien, und die Frau liess ihn, als sie unser Erstaunen sah, schnell los, stand auf und wandte sich zur Tür.

«Bis bald», sagte sie zu Max und war verschwunden.

Max war ziemlich schockiert über diese Erfahrung, aber er fasste sich bald wieder.

Frau Hilde kam ein paar Tage später und drückte ihm eine Schachtel in die Hand. Darin fand er zwei Cremekuchen und ein mit Schinken und Salsami belegtes Brot. Max gab mir die Schachtel und bedankte sich bei Frau Hilde für das Geschenk. Sie tätschelte seinen Kopf und ging bald darauf. Die Schachtel mit ihrem kostbaren Inhalt wurde Schwester Luba übergeben, die die Kuchen und das belegte Brot in winzige Stücke schnitt, sodass jedes Kind etwas abbekam.

Die winzigen Krümel schmeckten köstlich, und ich glaube auch nicht, dass einer von uns einen ganzen Kuchen hätte essen können, da unsere Mä-

gen an solche Nahrung nicht mehr gewöhnt waren.

Bevor Frau Hilde gegangen war, hatte Max sie noch einmal gefragt, ob sie etwas über unseren Vater herausgefunden hatte, und sie hatte geantwortet, dass sie noch Nachforschungen anstellte.

Wären wir älter und klüger gewesen, hätten wir uns davor gehütet, uns mit einer solchen Bitte an eine SS-Frau zu wenden, denn die Fragerei gefährdete die Anonymität unseres Vaters im Lager. Max' Bitte, unseren Vater zu finden, würde die Aufmerksamkeit der SS auf ihn ziehen und das konnte fatale Folgen haben. Aber in unserer Naivität dachten wir nicht an so etwas.

Am Tag nach meinem Geburtstag kam mir der Gedanke, dass wir gar nicht wussten, wann Schwester Lubas Geburtstag war, und deshalb fragte ich sie danach, als sie von der Küche zurückkam. Es dauerte eine Weile, das Datum herauszufinden, denn anscheinend werden Geburtstage in Russland und Polen unterschiedlich definiert. In Holland ist es der Tag, an dem man geboren ist, in Russland oder Polen hingegen der Namenstag, das heisst der Tag, an dem man den Namen des Heiligen bekommen hat, nach dem man benannt ist. Jedenfalls kamen wir nach vielen Diskussionen über kulturelle Verschiedenheiten zu dem Schluss, dass ihr Geburtstag am 5. März sein musste.

Damit blieb mir nicht viel Zeit, um etwas Besonderes zu organisieren. Genau genommen nur neun Tage. Ich beschloss, mich mit Inge und Gretel zu beraten, zwei Niederländerinnen deutscher Herkunft, die uns manchmal besuchten. Gretel arbeitete in der Praxis der SS-Ärzte, wodurch es ihr gelang, einige Medikamente zu besorgen, die Schwester Luba benötigte, wenn einer von uns krank wurde. Inge und Gretel hatten keinen freien Zutritt zu unserer Baracke, deshalb hatte ich unsere Torwächterin informiert, sie hereinzulassen, wenn sie uns besuchen wollten. Als Inge und Gretel nachmittags kamen, bat ich sie um ihre Hilfe. Zu Inge sagte ich,

dass ich ein Geschenk für Schwester Lubas Geburtstag brauchte, irgendetwas wirklich Hübsches, wenn es möglich wäre. Mein zweiter Wunsch aber war, dass Inge ein Geburtstagsgedicht auf Deutsch schrieb, das ich dann vortragen wollte.

Inge meinte, sie würde es versuchen, und ich versprach ihr dafür etwas zu essen. Diese Unterhaltung fand am späten Nachmittag auf unserem Hof statt, ausser Hörweite irgendwelcher kleiner Plappermäuler, die Schwester Luba unsere Überraschung hätten verraten können.

Inge und Gretel kamen erst vier Tage später wieder. Auf einem nicht ganz weissen Blatt Papier hatte Inge ein Gedicht für Schwester Luba aufgeschrieben. Sie hatte all ihre Tugenden aufgelistet. Nachdem sie mir die Bedeutung mancher Worte übersetzt hatte, konnte ich sie alle verstehen und war ganz glücklich mit dem Ergebnis. Dann fragte ich nach einem Geschenk für Schwester Luba, und Inge zeigte mir einen wunderschönen Seidenschal in Schwarz und Weiss, mit dem niederländischen Handelszeichen «De Bonnetterie». Ich zitterte vor Aufregung, weil sie es geschafft hatte, so etwas Schönes in Bergen-Belsen zu finden, noch dazu etwas aus der «Maison de Bonnetterie» in Amsterdam, wo nur ganz reiche Leute einkaufen konnten. Ich fragte sie, wo sie diesen wunderschönen Schal herhatte.

«Von einer der alten Damen im Sternlager, sie hatte ihn noch immer im Koffer», antwortete Inge.

«Wie viel will sie dafür?», erkundigte ich mich.

«Sie möchte anderthalb Laibe Brot», sagte Inge.

«Und was wollt ihr beiden für das Gedicht?»

Inge schaute Gretel an, dann sagte sie: «Wir hätten gern einen halben Laib Brot.»

Ich dachte eine Weile darüber nach. Ich wollte diesen wunderbaren Schal für Schwester Luba, da gab es keinen Zweifel, und das Gedicht wollte ich auch.

«Gut, ich besorge die beiden Laibe Brot, aber es geht nur in Scheiben»,

sagte ich. «Vollständige Laibe kann ich nicht besorgen.»

Inge und Gretel waren einverstanden.

«Ich glaube, ein Laib Brot hat siebzehn Scheiben», sagte ich. «Was meinst du?»

Inge nickte.

«Also machen vierunddreissig Scheiben zwei Laibe aus.»

Nun nickten beide.

«Ich werde euch in zwei Raten bezahlen, nämlich vierunddreissig halbe Scheiben an einem Abend und vierunddreissig halbe Scheiben am nächsten.»

Inge stimmte zu. Nachdem wir unseren Handel abgeschlossen hatten, bat ich Inge, mir bis zum nächsten Tag das ganze Gedicht zu bringen, damit ich etwas Zeit hatte, es bis zu Schwester Lubas Geburtstag einzuüben. Inge versprach, es in Blockbuchstaben zu schreiben und am nächsten Tag zu bringen, denn ihr war aufgefallen, dass ich ihre Handschrift nicht so gut lesen konnte.

Als sie gingen und ich ihnen nachschaute, fiel mir auf, dass ich noch nicht einmal wusste, in welcher Baracke sie lebten. Ich hatte keine Ahnung und es kümmerte mich auch nicht, aber ich war sehr froh, dass sie in unser Leben getreten waren.

Ich ging zurück in unsere Baracke und suchte lesie, um ihm von meinem Plan zu erzählen.

«Ich muss zwei Laibe Brot zusammenbekommen, um diesen wunderbaren Schal zu kriegen und um Inge und Gretel für das Gedicht zu bezahlen», sagte ich.

lesie antwortete nicht sofort, und ich konnte ihm ansehen, dass er das für gar nicht so leicht zu bewerkstelligen hielt. Schliesslich wurden hier Leute für eine Scheibe Brot umgebracht, und wir mussten vierunddreissig Scheiben zusammenbringen. Aber wir wussten, dass wir es unbedingt hinkriegen mussten. Schwester Luba war etwas ganz Besonderes für uns.

«Jeder von uns gibt zweimal die Hälfte seiner Scheibe Brot her, die er

zum Abendessen bekommt», sagte ich, nur so geht es. «Nun, was hältst du davon, lesie?»

lesie machte ein ernstes Gesicht. «Das ist ein ziemlich grosses Opfer», sagte er. «Wir haben in den letzten Tagen nicht besonders viel zu essen bekommen.»

«Ich weiss, dass es für jeden von uns ein Opfer ist, aber ich sehe keinen anderen Weg, das Brot zu bekommen, ausser ins Vorratslager einzubrechen», sagte ich.

lesie schwieg eine Weile, dann schlug er vor, die anderen zu fragen, ob sie einverstanden waren. Ich wandte mich an einige Kinder, die in der Nähe standen, und sagte, sie sollten die anderen in den Schlafrum rufen. Bald umstanden mich alle, ausser den ganz Kleinen. Ich erzählte ihnen von den Plänen zu Schwester Lubas Geburtstag und was wir von ihnen brauchten.

«Es ist eure Brotration, und wenn ihr nicht zweimal die Hälfte abgeben wollt, müsst ihr es wirklich nicht tun», sagte ich.

Aber sie waren alle einverstanden, und das allein zeigte schon, wie sehr die Kinder Schwester Luba liebten. Somit war es ausgemacht, dass ich an diesem und dem folgenden Abend von jedem eine halbe Scheibe Brot einsammeln würde.

Am nächsten Morgen, als Inge und Gretel zurückkamen, sagte ich ihnen, sie könnten am Abend um halb sechs kommen und die Hälfte des Brotes abholen.

Den ganzen Tag über lernte ich das Gedicht.

Ich beschloss auch, eine Geschenkschachtel für den wunderbaren Schal zu basteln. Irgendwie gelang es mir, Karton aufzutreiben. Ich schnitt zwei herzförmige Stücke heraus und überzog sie mit Stoff von einem hübschen Sommerkleid, das ich immer noch besass. Es war sowieso zu kalt, um es zu tragen. Auf diese Weise gelang es mir, eine wunderschöne Schachtel herzustellen, mit einem Deckel, der sich öffnen und schliessen liess. Zwei Tage dauerte es, aber das Ergebnis war so, dass sich die Mühe gelohnt hatte.

Die Broteinsammlung am Abend verlief glatt. Ich fand zwei einigermas-

sen saubere Geschirrtücher in meinem Fach und beschloss, eines für jeden Abend zu benutzen. Am ersten Abend sammelte ich das Brot während des Essens ein, ohne dass die diensthabende Schwester etwas bemerkte. Es gab eine zweite Tür, die vom Esszimmer zum Korridor führte und selten benutzt wurde. Ich beschloss, durch diese Tür zu gehen, um auch den scharfen Augen Schwester Lubas zu entgehen, und rannte mit dem Brot den Korridor hinunter zu Inge und Gretel, die am Tor zu unserem Hof warteten. Ich übergab Inge das Päckchen und sie gab mir den in ein Papier gewickelten Schal. Dann gingen sie schnell weg, denn es wurde schon dunkel, und Bergen-Belsen war kein Platz, an dem man bei Dunkelheit herumlief. Ich ging hinein und versteckte den Schal in meinem Schränkchen.

Am nächsten Abend begnügten sich die Kinder wieder mit der Hälfte ihrer Brotration. Obwohl wir sehr, sehr hungrig waren, war unsere Liebe zu Schwester Luba doch grösser als unser Hunger. Schwester Luba bedeutete uns alles. Sie war unsere Mutter in Bergen-Belsen, unser Vertrauen in sie war grenzenlos, unsere Liebe bedingungslos. Sie war der Engel, der sich um uns kümmerte.

Der 5. März 1945 kam. Früh am Morgen wuschen wir Gesicht und Hände und kämten uns die Haare, die älteren Kinder sorgten für die jüngeren. Alle standen in einer Reihe, als ich eine letzte Inspektion durchführte, bevor wir zum Esszimmer gingen. Wir setzten uns nicht an den Tisch, wie wir es sonst taten, sondern stellten uns in einer doppelten Reihe auf, die Kleinen vorn, die grösseren hinten, und schauten zur Tür. Schwester Luba, der wir am Abend gesagt hatten, dass sie anwesend sein müsse, betrat den Raum, und spontan sangen die Kinder das niederländische Geburtstagslied: «Lang soll sie leben, hurra!» Schwester Luba war überrascht und ihr Gesicht erstrahlte in einem glücklichen Lächeln. Die Kinder hatten das Geheimnis gut gehütet.

Nach dem Lied sagten wir, sie solle sich auf ihren besonders geschmückten Stuhl setzen, dann sagte ich das Gedicht auf:

*Schwester Luba, diesen Namen wohl genannt,
mit Achtung und Liebe ist sie bekannt,
Sie schafft von früh bis abends spät,
sie ist es, die sich in unserer Mitte dreht.*

*Der Tag hat noch nicht angefangen,
wo ist Schwester Luba? Zu der Küche ist sie schon gegangen.
Für ihre Kinder schafft sie den Morgenbrei,
das ist ihr bestimmt nicht einerlei.
Die Kinder warten mit grosser Frage,
was bringt Schwester Luba heute für uns zutage?
Ganz hochbeglückt kommt sie zurück,
wenn sie aus der Küche Kartoffelsuppe mit Speck hat herausgekriegt.
Alle am Platze, alle sind froh,
denn das Essen macht das Leben erträglicher noch so.
Keine Mühe, kein Gang ist Schwester Luba zu viel,
sie hat nur einen Gedanken, zu erreichen ihr Ziel.
Und dieses galt ihren Kindern, die ihr sind anvertraut,
sie schützt mit beiden Händen jedes einzelne Haupt.
War der lesie krank viele Wochen schwer,
gönnte die Luba sich keine Ruhe mehr.
Ihr Sinn und Gedanke galt dem kranken Kinde,
wie konnte Schwester Luba es bessern geschwinde.
Und endlich, mit Geduld und mit Macht,
bekam der lesie wieder Kraft.
So hat die Luba immer ein Sorgenkind
und weiss auch immer Rat geschwind.
Die Leni ist krank und recht schwer,
Luba läuft traurig umher,
und abends, wenn alles schön liegt in tiefer Ruh,
Luba kommt rein und steckt ihrem Schützling noch eine Kräftigung zu.*

*Und dann das eine Mal, dass die Kinder hatten keine Schuh,
die «organisiert» Schwester Luba im Nu.
Und so ruht unser ganzes Leben in ihrem Schoss,
und wir sind ihr dankbar, klein und gross.
Viel zu sagen habe ich nicht mehr,
jetzt nur noch ein Wunsch, schnell komme die Freiheit für uns alle hier.*

*

Schwester Luba sass wie verzaubert auf ihrem Stuhl. Ich ging zu ihr, überreichte ihr das Geschenk und erzählte, welches Opfer die Kinder gebracht hatten, damit wir den Seidenschal für sie bezahlen konnten. Dann legte ich ihr die Arme um den Hals, küsste sie und sagte: «Wir haben dich so lieb, Schwester Luba.» Bei diesem Zeichen von Hingabe waren ihre Augen nicht trocken geblieben, auch nicht die der anderen Schwester. Schwester Luba stand auf und ging die Reihe der Kinder entlang. Sie umarmte jedes Einzelne und bedankte sich. Und dann setzten wir uns alle zusammen mit ihr um den Tisch, um gemeinsam zu frühstücken.

An diesem Tag ging sie nicht weg, sie schickte Schwester Hermina, die Max mit zur Küche nahm.

Den ganzen Tag über war Schwester Luba mitten unter uns und einige der kleinen Mädchen verlangten immer wieder einen Kuss und eine Umarmung. Es war ein glücklicher Tag, bis am späten Nachmittag zwei SS-Aufseherinnen zu Besuch kamen. Ich war wie immer im Schlafraum, als ich ins Esszimmer gerufen wurde. Dort sah ich, dass Schwester Luba mit den beiden SS-Aufseherinnen sprach, die mit dem Rücken zu mir sassen. Als sie mich entdeckte, kam sie zu mir, nahm mich bei der Hand und sagte:

* deutsch im Original.

«Die Aufseherinnen möchten, dass du noch einmal das Gedicht von heute Morgen aufsagst.» Mit diesen Worten schob sie mich in ihre Richtung.

Eine der beiden war Juana Bormann, die wegen ihrer Grausamkeit gefürchtet war. Jede Faser meines Körpers warnte mich, ja vorsichtig zu sein. Diese Aufseherinnen waren nicht dieselben, die uns früher schon im Schlafraum besucht hatten. Mein Instinkt sagte mir, dass sie sehr böse waren. Irgendwie schaffte ich es, meinen Mut zusammenzunehmen und das Gedicht aufzusagen, aber als ich zur letzten Zeile kam, «jetzt nur noch ein Wunsch, schnell komme die Freiheit für uns alle hier», zögerte ich und sagte stattdessen: «Und ich wünsche dir einen fröhlichen Geburtstag von uns allen.»

Woher ich die Worte nahm, weiss ich nicht. Ich sprach nur ein bisschen Deutsch und bin fest überzeugt, dass irgendeine höhere Macht mir die Worte eingegeben hatte, damit ich sie aussprechen konnte. Schwester Luba sah sehr erleichtert aus, und die Aufseherinnen sagten, das sei ein sehr schönes Gedicht, aber sie sahen nicht aus, als würden sie es wirklich so meinen. Dann durfte ich wieder in den Schlafraum zurückgehen.

Doch damit war die Sache noch nicht zu Ende.

Zwei Tage später wurde ich wieder zum Esszimmer gerufen. Dort stand Schwester Luba mit einigen ihrer Helferinnen vor einem SS-Offizier mit einem brutalen Gesicht, der auf einem Stuhl sass. Juana Bormann und die andere Aufseherin, die ebenfalls mein Gedicht mit angehört hatte, standen neben ihm. Schwester Lubas Gesicht war rot und ihr Mund war zu einem schmalen, geraden Strich zusammengepresst, sodass ich gleich wusste, dass etwas sehr, sehr schlecht gelaufen war.

Juana Bormann drehte sich zu mir, als ich eintrat, und sagte: «Obersturmführer Herr Fuchs möchte mit dir sprechen.»

Er war ein sehr knochiger, kleingewachsener Mann, dessen stechende Augen sich hinter einer Brille mit dunklen Gläsern versteckten. Seine Haare waren pechschwarz. Er trug keine Mütze, nur eine schwarze Uniform, und

in der rechten Hand hielt er eine kurze Lederpeitsche. Da er sass, waren seine Augen in einer Höhe mit meinen.

Er starrte mich an, dann fragte er mit einer sanften Stimme: «Wie heisst du?»

«Hetty Werkendam, Herr Obersturmführer.»

«Wie heisst du?», fragte er noch einmal sehr weich. Er starrte mich direkt an. Seine Augen erinnerten mich an eine Schlange, ich fühlte mich alarmiert.

Mit klopfendem Herzen sagte ich wieder: «Hetty Werk...»

«Esther, du meinst Esther, nicht Hetty», schrie Obersturmführer Fuchs.

Ich taumelte erschrocken rückwärts und brachte nur ein geflüstertes «Ja» heraus: «Ja, Esther.»

«Ich habe gehört, dass du dich nach deinem Vater erkundigt hast», sagte er.

«Ja, Herr Obersturmführer.»

«Und wie ist der Name deines Vaters?», fragte er sehr sanft.

Wieder starrte er mir in die Augen, als wollte er mich hypnotisieren.

«Mein Vater heisst Maurice Werkendam.»

«So», sagte er sanft, «Maurice Werkendam.»

Ich nickte zustimmend, doch dann explodierte Fuchs wütend. «Moses, du meinst Moses, nicht Maurice.»

Ich zitterte vor Schreck, und ohne mich umzudrehen, konnte ich fühlen, dass auch Schwester Luba und die anderen Angst vor dem hatten, was mir geschehen könnte.

Dann beruhigte sich Fuchs wieder und fragte mit seiner sanften Stimme: «Wie alt bist du?»

Ich erinnerte mich zwar an Schwester Lubas Warnung, aber er wusste meinen Geburtsnamen und den Namen meines Vaters, also musste er in den Akten nachgesehen haben. Wenn ich jetzt sagen würde, ich wäre dreizehn, wüsste er sofort, dass ich log.

«Ich bin vierzehn Jahre alt, Herr Obersturmführer», antwortete ich vor lauter Schreck.

Fuchs schaute die beiden Aufseherinnen an, als er meine Antwort hörte, doch bevor er etwas sagen konnte, trat Schwester Luba vor und stellte sich neben mich.

«Herr Obersturmführer, die Kleine hat eine besondere Erlaubnis vom Kommandanten, um im Kinderhaus zu sein», sagte sie mit ihrem bezaubernden Lächeln.

Das war neu für Fuchs, und nachdem er sich leise mit den beiden Aufseherinnen beraten hatte, sagte er zu mir, ich könne gehen. Schwester Hella schob mich ins andere Zimmer, denn ich zitterte wie Espenlaub. Ich brach in Tränen aus und presste schutzsuchend mein Gesicht an ihren Körper. Schwester Hella hielt mich fest und versuchte, mich zu beruhigen. Ich hörte, wie Fuchs Schwester Luba etwas zuschrie, konnte aber nicht verstehen, was es war.

Gott sei Dank gingen er und seine beiden Damen bald wieder, doch nicht, ohne Schwester Luba und Schwester Hermina befohlen zu haben, in Zukunft Häftlingskleidung zu tragen. Wenn sie nicht gehorchten, so drohte er, würde er sie höchstpersönlich bestrafen.

Schwester Luba tobte, nachdem sie weg waren.

«Wer hat der SS etwas über das Kinderhaus erzählt?», fragte sie. «Es muss jemand von uns gewesen sein.»

Doch wer von uns hätte so etwas tun können? Waren es vielleicht die beiden Aufseherinnen gewesen, die uns im Schlafraum besucht hatten? Sie hatten den Eindruck gemacht, als würden sie die Kinder aushorchen. Andererseits gab es viele Leute, die Schwester Luba um ihre Position beneideten. Neid und Hass auf jene, die sich in einer glücklicheren Lage befanden, waren im Lager an der Tagesordnung.

Schwester Luba war sehr aufgeregt, weil sie keine Zivilkleidung mehr tragen durfte, schliesslich war sie als Prominente bekannt. Über ihre «Beziehungen» besorgte sie einige Männerjacken aus grau-weiss gestreiftem Stoff und Hella und Maria wurden sofort an die Arbeit geschickt. Maria

zerschnitt sorgfältig den Stoff und stellte mit Schwester Hellas Hilfe hervorragend sitzende Sportjacken und je einen engen Rock her. Schwester Luba sah richtig gut darin aus und trug dazu immer noch die gewohnte blaue Bluse. Und als sie das Ergebnis betrachtete, ergab sich Schwester Luba in ihr Schicksal. Einen Tag später, als sie die Sachen trug, sagte ich zu ihr, sie sehe sehr schmuck darin aus. Sie lächelte und gab mir einen Kuss. Von diesem Tag an trug sie dieses Kostüm, als wäre es ein Pariser Modell.

9. KAPITEL

Aus irgendwelchen geheimnisvollen Gründen hatte die SS entschieden, alle Leichen auf einer Holzkonstruktion aufschichten zu lassen. Die Insassen des Männerlagers waren zu dieser Arbeit abkommandiert worden. Lastwagen mit Holzbrettern waren angekommen und die Häftlinge mussten die Leichen stapeln. Von morgens früh bis spät am Abend arbeiteten sie unter der Aufsicht eines Kapo und einiger SS-Aufseher. Viele der Häftlinge starben an Erschöpfung und wurden dann einfach zusammen mit den anderen Leichen aufgestapelt.

Das Wetter war angenehm geworden, die Sonne schien über die nun schon vertraute Landschaft. An einem sonnigen Tag beschloss ich, mir den Leichenberg näher anzuschauen, verliess die Baracke und überquerte die schmale Strasse, die uns von diesem schrecklichen Schauplatz trennte. Während der Nacht waren viele Gefangene gestorben und frische Leichenhaufen lagen herum. Ich stieg über einige und schaute mich prüfend um, ob ich irgendeinen kannte, als ich aus dem Augenwinkel zwei Frauen sah, die auf das «Revier» zgingen.

Sie hielten sich aufrecht und schienen mir stark und gesund zu sein. Beide schauten mich nicht an, sondern setzten einfach ihren Weg fort. Dann bemerkte ich eine kleine, ältere Frau, die aus der Gegenrichtung heranschlurfte, ein Stück Brot in der Hand. Sie war erkennbar in einem schlechten Zustand und murmelte oder sang leise vor sich hin. Die beiden grossen Frauen gingen an ihr vorbei, doch etwa zehn Schritte weiter drehten sie

sich plötzlich um und liefen zu ihr zurück. Sie schlugen sie zu Boden, schnappten sich das Stück Brot und rannten davon.

Ich war entsetzt und stand wie festgenagelt da. Es war alles so schnell passiert. Die beiden Frauen waren bereits ausser Sichtweite. Als ich mich wieder bewegen konnte, ging ich zu der alten Frau. Sie war tot und ihr Körper versperrte mir den Weg. Ich zögerte einen Moment, dann stieg ich vorsichtig über sie hinweg. Ich war noch immer entsetzt und beschloss, zur Latrine vor unserer Baracke zu gehen. Sie war nicht weit, ich konnte sie von hier aus sehen.

In der Latrine war es stockdunkel, denn es gab keine Fenster. Ich wartete, bis sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten und ging dann zum Ende des Gebäudes. Die Latrine war ziemlich neu und noch nicht so viel benutzt worden. Sie bestand aus Baumstämmen, auf die man sich setzen konnte, dahinter klappte ein tiefes Loch im Boden. Die Tiefe war nicht zu schätzen, weil es nur das Licht gab, das durch den Eingang hereinflie. Gerade hatte ich mich hingesetzt, als ich polnisch sprechende Stimmen näherkommen hörte. Der Eingang verdunkelte sich und zwei Gestalten traten ein. Zu meinem Schrecken erkannte ich die beiden, die die alte Frau wegen eines kleinen Stückes Brot niedergeschlagen hatten. Die Haare in meinem Nacken richteten sich auf, und mir wurde klar, in welcher Gefahr ich mich befand. Ich war immerhin die einzige Zeugin der Tat gewesen. Die Frauen kamen herein, ohne mich zu bemerken. Ich hielt die Luft an und bewegte mich nicht. Sie waren ganz offensichtlich in eine Unterhaltung vertieft.

Ich wartete darauf, dass sie sich auf den Baumstamm neben mir setzen würden, doch dann passierte etwas Seltsames. Keine der Frauen setzte sich hin, stattdessen hoben sie ihre Röcke und urinierten, aufrechtstehend, gegen die Wand. Als sie fertig waren, liessen sie ihre Röcke wieder fallen und verliessen die Latrine. Ich seufzte erleichtert, weil sie mich nicht bemerkt hatten. Und erst dann erkannte ich, dass die Frauen eigentlich Män-

ner waren, die verkleidet durch das Frauenlager liefen und ihre Körperkraft dazu nutzten, Essen zu stehlen. So schnell ich konnte, lief ich zum sicheren Kinderhaus zurück.

Weil ich schon viele Male mit Schwester Luba zur Küche gegangen war, kannte ich den Weg durch das Lager und die Prozedur, wie man durch die SS-Kontrolle kam. Eines Tages beschloss ich, allein zum Vorratslager zu gehen, um eine zusätzliche Ration für Max und Jackie aufzutreiben, da unsere Verpflegung immer schlechter wurde. Eine Gruppe von vielleicht zwanzig polnischen und ungarischen Kindern war vor einer Woche angekommen, weswegen unser Schlafraum jetzt völlig überfüllt war und wir auch weniger zu essen bekamen. Die SS dachte gar nicht daran, die Rationen zu erhöhen. In der Luft hing eine Vorahnung von Frühling, als ich mich auf den langen Weg machte.

Das Frauenlager war gross, und die Baracken waren nicht in einer geraden Linie nebeneinander gebaut worden, sondern standen in verschiedenen Winkeln auf einem mit Bäumen bewachsenen Areal. Es war nicht mit dem Sternlager zu vergleichen, wo die Baracken auf einem viel kleineren, völlig überfüllten Gelände eine neben der anderen standen. Dies hier sah aus, als wäre es ursprünglich einmal als Feriensiedlung geplant gewesen, dachte ich, während ich die Strasse entlangging, die sich durch das Lager schlängelte. «Was ist bloss daraus geworden», murmelte ich vor mich hin.

Als ich am Leichenhaus vorbeiging, konnte ich sehen, dass sich der Leichenberg jetzt über eine Fläche ausdehnte, die etwa einem Fussballplatz entsprach. Links von mir waren die beiden Krankenbaracken. Max und Jackie, die unerlaubt abgehauen waren, hatten mir ein paar Tage vorher erzählt, dass Tante Bet dort war, weshalb ich dem Gebäude jetzt einen besonderen Blick zuwarf, als ich vorbeiging. Und tatsächlich konnte ich sie sehen, wie sie auf einem Bett am Fenster sass. Ich blieb stehen und winkte. Erst re-

agierte sie nicht, dann erkannte sie mich und winkte zurück. (Ab da winkte ich ihr immer zu, wenn ich vorbeiging, bis zu dem Tag, an dem sie nicht mehr da war.) Ich ging weiter und liess mir Zeit, denn es war das erste Mal, dass ich so lange allein durch das Lager ging.

Nicht weit entfernt schnippelten zwei Gefangene an einer Leiche herum. So schnell, wie ich konnte, rannte ich weiter, um diesem niederschmetternden Anblick zu entfliehen. Trotz der vielen barbarischen Dinge, die ich gesehen hatte, war ich fassungslos vor Entsetzen. Nie, egal was passierte, würde ich so etwas Kannibalisches tun. Nie! Nie!

Kurz vor dem Tor des Frauenlagers angelangt, hörte ich Schreien und Weinen und sah dann etwa zwanzig Frauen, die in einer Reihe aufgestellt waren. Eine nach der anderen musste sich mit heruntergezogener Hose über einen Stuhl beugen. Eine Kapo hielt eine lange Peitsche in der Hand und schlug aus voller Kraft den Frauen aufs Gesäss. Ich konnte das Surren der Peitschenschnur hören, bevor sie traf. Alle waren gezwungen, bei dieser Grausamkeit zuzuschauen, während daneben eine breit lächelnde Aufseherin stand.

Ich lief weiter zum Tor, um diesem teuflischen Anblick zu entfliehen. Das Schreien der Frauen würde leiser werden, wenn ich das Tor erst einmal passiert hatte. Schliesslich ging ich langsamer, um wieder zu Atem zu kommen. Nun konnte ich, Gott sei Dank, nichts mehr vom Frauenlager hören.

Der Teil des Lagers, in den ich jetzt gekommen war, schien friedlich. Niemand war zu sehen. Ich war allein und traf keine Menschenseele. Auch am Tor war niemand. Zwischen den Bäumen hindurch konnte ich einen Blick auf die Strasse werfen, über die wir nach Bergen-Belsen gekommen war. Das schien so lange her zu sein, aber in Wirklichkeit lag es nur ein Jahr und zwei Monate zurück.

Als ich mich dem SS-Kontrollpunkt näherte, klopfte mein Herz. Das war die Probe, ob ich allein durch das Lager gehen konnte oder nicht. So,

wie ich es auch mit Schwester Luba getan hatte, ging ich zu dem kleinen Gebäude hinüber, wo die SS jeden kontrollierte, der kam oder ging.

Zwei SS-Offiziere sassen hinter einem Tisch am offenen Fenster und beobachteten die Strasse. Ich ging zu ihnen hin. Sie schauten mich an und einer fragte: «Wohin gehst du?»

«Ich bin vom Kinderhaus und möchte zu Herrn Fritz im Proviantlager.»

«Hast du eine Nummer?»

«Ja, Nummer 10564.»

«Du kannst passieren», sagte er, nachdem er etwas in ein Buch notiert hatte.

Das war leicht, dachte ich, als ich durch das Tor ging. Nun war es nicht mehr weit.

Das Vorratslager war links, auf der anderen Strassenseite. Ich hatte Glück, Fritz stand in der Tür, als ich ankam. Ich packte den Stier bei den Hörnern.

«Guten Morgen, Herr Scharführer. Können Sie mir bitte eine Salami für das Kinderhaus geben?»

Er schaute auf mich herunter und ich schenkte ihm mein schönstes Lächeln.

«Gehörst du zum Kinderhaus?», fragte er.

«Jawohl, Herr Scharführer.»

Er drehte sich um und rief irgendjemandem zu, er solle mir eine Salami bringen. Der Mann fragte: «Eine kleine oder eine grosse?»

Einen Moment zögerte Fritz, dann sagte er: «Eine grosse.»

Der Mann verschwand, und Fritz sagte mir, er habe zu arbeiten, und verschwand auch. Ich stand, für mein Gefühl ziemlich lange, an der Tür und wartete, bis der andere mit einer grossen Salami kam.

«Warum hat es so lange gedauert?», fragte ich.

Der Mann sagte, er habe Fritz die Salami gezeigt, um sicher zu gehen, dass es die richtige war. Gut präpariert, sie unbemerkt zur Kinderbaracke zu

bringen, machte ich mich auf den Weg «nach Hause». Die Salami rutschte in den Socken meines Vaters, den ich unten an meine Tasche genäht hatte, und hing nun unsichtbar in meinem weiten Hosenbein.

Am Kontrollpunkt winkte ich dem SS-Offizier zu, und er winkte zurück, um mir zu bedeuten, dass ich passieren konnte. So weit, so gut. Als ich mich wieder dem Tor zum Frauenlager näherte, war niemand zu sehen und ich konnte ungehindert weitergehen. Bei den Baracken, wo ich Zeugin der grausamen Bestrafung der Frauen gewesen war, war es still und leer geworden.

Nun beeilte ich mich, denn es war inzwischen später Nachmittag und die Dämmerung brach ein. Ein grauer Nebel senkte sich auf das Lager, und obwohl ich die Strasse noch deutlich erkennen konnte, verschwammen die Baracken langsam im Dunst. Ich wusste, dass ich noch an dem Leichenberg vorbeigehen musste, und ausserdem lauerten noch andere Gefahren auf mich, falls jemand auch nur irgendwie merken würde, dass ich eine Salami bei mir trug. Menschen wurden für ein Stück Brot umgebracht. Also ging ich schneller, doch Atemnot zwang mich bald, wieder langsamer zu gehen.

Ganz ruhig, sagte ich mir. Wenn du rennst, kann dich jemand sehen und wissen, dass du Angst hast.

Mir war inzwischen klar, dass man in Bergen-Belsen nie zeigen durfte, dass man Angst hatte. Sonst war man in Gefahr, von einem Stärkeren beherrscht oder getötet zu werden. Deshalb zwang ich mich dazu, nicht zu rennen. Die unheimliche Stille des Leichenhauses zu meiner Linken zeigte mir, dass ich fast zu Hause war, und schon konnte ich das kleine Licht über dem Eingang sehen. Entgegen meinen guten Vorsätzen lief ich den letzten Teil des Weges dann doch zum sicheren Kinderhaus.

Als ich den Schlafraum betrat, waren alle Kinder schon drin. Wir hatten an diesem Tag unsere Abendration früher bekommen, und Max zeigte mir die Scheibe Brot, die auf meinem Kissen auf mich wartete. Das Kissen war zwar nicht sauber, denn ich hatte nun schon viele Monate darauf

geschlafen, aber wen kümmerte es. Die jüngeren Kinder drängten sich um mich, sie waren immer froh, wenn sie mich sahen. Sie hängten sich an meine Arme und an meinen Mantel und so kam ich nur langsam zu meinem Bett am anderen Ende des Raums. Ich umarmte sie, küsste sie und sagte, sie sollten ganz brav sein, ich hätte nämlich etwas Besonderes für sie.

Zuletzt stieg ich hinauf auf mein Bett und holte die Salami aus meiner Tasche. Sie war tiefbraun vom Räuchern und roch köstlich. Ich versteckte sie hinter mir unter meiner Decke und ass mein Stück Brot. Jemand hatte mir einen Becher mit Wasser gefüllt. Als ich fertig war, rief ich Jackie und Max zu mir und zeigte ihnen die Wurst.

«Woher hast du sie?», fragte Max.

«Von Fritz, vom Vorratslager», sagte ich. «Bring ein Messer, bitte.»

Die Kinder hatten sich um mein Bett versammelt, alle wollten die wunderbare Salami sehen und ich sah die Sehnsucht ihren Augen an. Jemand gab mir ein Messer, und ich sagte den anderen, sie sollten sich in einer Reihe aufstellen. Dann zerschnitt ich die Salami und gab jedem Kind ein kleines Scheibchen, nur Jackie und Max bekamen ein grösseres Stück, sie waren ja meine Brüder. Alle genossen die Salami, denn sie war mit Salz und Pfeffer gewürzt und das benötigten unsere Körper dringend. Wir hatten so lange kein Salz bekommen, dass sogar dieses kleine Stück Wurst uns stärkte.

Dankbar löste sich die Kindergruppe auf. Das letzte kleine Stück Wurst verbarg ich in meinem Regal, um es Max und Jackie am nächsten Tag zu geben.

Schwester Mala kam in den Schlafrum, um die Kleinen ins Bett zu bringen, bald würde das Licht ausgemacht. Wir legten uns ebenfalls hin. Schwester Mala hatte Nachtwache bei uns. Manchmal, wenn ich aufwachte, konnte ich sie mit einer anderen Frau zusammensitzen sehen und hörte, wie sie sich leise unterhielten.

Mitte März wurde uns gesagt, dass eine Delegation «des Roten Kreuzes» das Lager inspizieren wolle. Es war erstaunlich, wie sich die Dinge änderten. Unsere Baracke wurde gründlich geputzt. Schwester Luba organisierte weitere Helfer. Unsere gesamte Kleidung wurde von Schwester Hermina kontrolliert, Zosua und Helen, die sich tagsüber um den Schlafraum und die kranken Kinder kümmerten, unterstützten sie dabei. Ich half beim Kontrollieren und Sortieren der Kleider, die jedes Kind bei dieser Inspektion tragen sollte. Wenn Sachen geflickt werden mussten, brachte ich sie zu Schwester Hella und Maria, schmutzige Kleidungsstücke wurden gewaschen. Frau Stana, die Lagerälteste, hatte einen Boten mit strengen Anweisungen geschickt. Wir sollten sauber aussehen und einen glücklichen Eindruck machen. Wenn jemand aus der Delegation uns fragen sollte, ob wir gut behandelt würden, müssten wir Ja sagen. Und wenn sie wissen wollten, ob wir genug zu essen bekamen, müssten wir ebenfalls Ja sagen. Überhaupt wurde uns in den folgenden Tagen ständig gesagt, was wir zu tun und zu lassen hatten. Schwester Hermina sagte, dass wir an dem bestimmten Tag unsere Hauptmahlzeit mittags bekämen.

Als der Tag endlich kam, bot das Esszimmer einen festlichen Anblick. Auf den langen Tischen lagen Decken und jedes Kind hatte eine dicke, mit Butter geschmierte Scheibe Weissbrot vor sich liegen. Die Tür ging auf und drei Männer und eine Frau betraten den Raum. Sie wurden von Frau Stana begleitet, der Frau Doktor und ein paar anderen aus dem medizinischen Stab.

Zu unserer grossen Überraschung befand sich auch Herr Weiss unter der Gruppe. Wie glücklich ich war, ihn wiederzusehen. Ich sass am Tischende, und wir fanden einen Stuhl, damit Herr Weiss sich zwischen uns setzen konnte. Der Besuch der Delegation fiel zufällig auf das jüdische Pessachfest, und Herr Weiss las aus dem Gebetbuch, das er mitgebracht hatte, einige Passagen vor, bevor wir mit dem Essen begannen. Es gab keine Mazzes, aber das spielte jetzt keine Rolle – wir hatten lebenser-

haltendes Weissbrot. Herr Weiss brachte auch eine grosse Schachtel Schokolade mit, vermutlich eine Spende des Roten Kreuzes für uns. Eine Frau in Schwesternkleidung ging zu ihm hin, nahm ihm die Schachtel aus der Hand und sagte, sie wolle die Schokolade unter den Kindern verteilen. Ich kannte die Frau. Es war die Krankenschwester, die bei dem mutigen Zahnarzt assistiert hatte. Ich hatte sie damals nicht gemocht und mochte sie nun auch nicht.

Herr Weiss stellte mir viele Fragen. Waren die Schwestern gut zu uns? Wie verbrachten wir unsere Tage? Ich erzählte ihm, wie wir lebten, und fragte ihn natürlich, ob mein Vater nach Bergen-Belsen zurückgekommen sei. Er sagte, zwanzig Männer seien von Mauthausen zurückgekommen, aber er wisse nicht, wo sie seien.

«Es ist schwer, das herauszufinden», sagte er. «Das Häftlingslager ist vom Sternlager durch das Ungarnlager getrennt, das macht es nicht leichter.»

Aber er versprach mir, es zu versuchen.

Der Raum war überfüllt. Die Kinder plapperten aufgeregt. Die Gäste der Delegation unterhielten sich mit Schwester Luba und den anderen Schwestern, die strahlend lächelten. Einer der Männer dieser Abordnung sprach Deutsch. Frau Stana stand daneben, um ja kein Wort von dem zu verpassen, was gesprochen wurde.

Dann kamen die Leute zum Tisch, um sich mit den Kindern zu unterhalten. Einer der Männer fragte mich nach meinem Namen, den er in ein Notizbuch schrieb. Dann wollte er wissen, ob die Lagerleitung uns gut behandelte, ob wir genug zu essen bekamen und ob uns auch niemand schlug.

Die beiden ersten Fragen beantwortete ich mit Ja, die dritte mit Nein. Der Mann lächelte und schrieb wieder etwas in sein Buch. Dann wurde er gerufen, weil die Gruppe unseren Schlafraum und den Rest der Baracke besichtigen wollte.

Einige der Räume auf der anderen Seite des Korridors wurden von ein

paar rumänischen Frauen benutzt, die erst ein paar Wochen zuvor angekommen waren. Eine von ihnen hatte ein wunderschönes Baby, das ich schon ein paar Mal gesehen hatte. Ich wusste, dass Schwester Luba der Frau und ihrem Kind Essen abgab, obwohl sie unseren Teil der Baracke nicht betreten durften.

Herr Weiss blieb bei uns, während die anderen ihre Inspektion fortsetzten. Als die Krankenschwester des Zahnarztes zurückkam, stellte er mich ihr vor.

«Ich kenne sie schon von der Zahnarztpraxis im Sternlager», sagte ich. Die Frau starrte mich an, dann schien sie sich zu erinnern.

«Ich arbeite nicht mehr im Sternlager», sagte sie. «Ich bin jetzt für das SS-Krankenhaus verantwortlich.» Und dann befahl sie: «Zeig mir deine Zähne.»

Ich grinste breit, um meine Schneidezähne sehen zu lassen.

«Der Zahn sieht nicht schlecht aus», sagte sie. «Aber die Farbe deines Zahnfleisches gefällt mir nicht. Komm demnächst mal zu mir ins Krankenhaus, ich will sehen, ob ich etwas tun kann.»

Ich machte den Mund fest zu und beschloss auf der Stelle, diese Frau nicht aufzusuchen. Sie war falsch. Ich wusste, dass ich unter anderen Umständen nie zu ihr gegangen wäre, auch wenn ich alle Zähne verlieren würde. Die Kinder, die uns beobachtet hatten, kamen nun auch an, und die Frau war gezwungen, sich ihre Zähne ebenfalls anzuschauen. Max bekam das gleiche Urteil zu hören wie ich. Sein Zahnfleisch war ebenfalls zu rot. Bei der Ernährung kein Wunder, wir litten Mangel.

Die Tür zum Esszimmer ging auf und Schwester Luba kam mit Schwester Hermina von der Inspektion zurück. Sie sagten Herrn Weiss, dass die Gruppe die Baracke bereits verlassen hatte. Widerstrebend erhob er sich. Dann nahm er meine Hände und schaute auf mich herunter.

«Du bist ein tapferes Mädchen, Hetty», sagte er. «Ich werde sehen, was ich über deinen Vater herausbekomme, und es dich wissen lassen.»

Ich wollte nicht, dass er ging. Ich klammerte mich an seine Hände. Aber er löste sich sanft aus meinem Griff, er musste gehen. Die Zahnarztschwester war schon gegangen, deshalb streichelte er uns zum Abschied noch einmal über den Kopf und ging schnell hinaus, um die anderen noch einzuholen.

Als er gegangen war, fühlten wir uns unendlich verlassen, aber das grosse Stück Schokolade, das jeder von uns noch besass, tröstete uns. Ausnahmsweise erlaubte uns Schwester Luba, es zu behalten und zu essen, wann wir es wollten. Aber sie warnte uns auch, es langsam zu tun, denn wir könnten krank werden, wenn wir alles auf einmal verschlingen würden. Bald gingen wir zurück in den Schlafrum, wo wir die Ereignisse des Mittags besprachen. Die älteren Kinder wurden ganz optimistisch, was unsere Zukunft betraf. Seit vielen Monaten waren wir zum ersten Mal mit Menschen von ausserhalb des Lagers in Kontakt gekommen. Aber was für ein Theater die SS mit unser aller Hilfe aufgezogen hatte!

An diesem Tag bekamen wir kein Abendessen, doch das spielte jetzt keine Rolle, denn wir hatten das meiste von unserer Schokolade aufgegessen. Ich besass noch die Hälfte, und da ich nichts mehr essen konnte, versteckte ich den Rest in meinem Regal für den nächsten Tag.

Der Besuch der Delegation hatte eine wilde Sehnsucht nach Freiheit in mir geweckt. Die engen Grenzen der Baracke bedrückten mich, deshalb beschloss ich, noch einmal zum Proviantlager zu gehen und mein Glück zu versuchen. Es war Mitte März und das Wetter war sehr mild für diese Jahreszeit. Früh am Morgen schlüpfte ich aus der Baracke, im Lager war es sehr still. Als ich am Leichenhaus vorbeikam, bemerkte ich, dass sich der Leichenberg beträchtlich erhöht hatte, achtete aber nicht mehr besonders da-

rauf. Inzwischen war ich an den Anblick von Leichen gewöhnt, an die offenen Augen und die zu einem Grinsen verzerrten offenen Münder. Vielleicht war es ihre Art, zu sagen, dass sie von dem unmenschlichen Leiden und den Entbehrungen des Lagers erlöst waren.

Ich ging an der Krankenbaracke vorbei und suchte mit den Augen Tante Bet, aber sie war nicht mehr da. Ich wagte nicht, in die Baracke hineinzugehen und nach ihr zu fragen, deshalb ging ich die Reihe der Leichen, die am Strassenrand lagen, entlang, um zu sehen, ob sie unter ihnen war, konnte sie aber nicht entdecken. Eine ganze Weile stand ich da und betrachtete die toten Frauen. Ich war traurig, denn ich war sicher, dass sie gestorben war. Tante Bet war eine sanfte, freundliche Frau gewesen, die für jeden ein Lächeln übrig hatte. Ihr Mann, Onkel Harrie, der hinter seinem Rücken von den Kindern «Onkel Hase» genannt wurde, war ebenfalls immer freundlich zu uns.

Ich ging weiter und hatte noch immer einen langen Weg vor mir. Vor den Baracken war niemand zu sehen. Ich kam auch an kleineren Lager teilen vorbei, eingezäunt wie unsere Baracke. Mir war erzählt worden, dass dort Ungarn lebten. Sie bekamen eine besondere Behandlung. Und dann gab es auch noch die von den anderen getrennten Baracken für die Familien Asscher und Soep.

Wieder war niemand am Tor, als ich das Frauenlager verliess. Zwischen den Bäumen konnte ich das Badehaus sehen, daneben das Magazin für Kleidung und solche Dinge. Hier arbeiteten polnische Gefangene unter der Kontrolle von Frau Hilde. Wo waren sie alle, fragte ich mich, während ich die Hauptstrasse entlangging. Plötzlich entdeckte ich, direkt vor dem SS-Kontrollpunkt, die armselig gebeugte Gestalt eines Häftlings, kaum mehr als ein Skelett in seinem grau gestreiften Anzug, den er trug. Er hielt einen grossen Kürbis in Augenhöhe, und zu seinen Füßen war ein Schild, auf dem stand: «Ich habe euch bestohlen.» Ich hatte in Bergen-Belsen schon viel Schlimmes gesehen, doch das verminderte nicht mein Mitleid mit diesem bedauernswerten Geschöpf. Seine hohlen

Wangen und die tief eingesunkenen, glanzlosen Augen erschütterten mich zutiefst.

Als ich näher kam, konnte ich hören, wie ein SS-Mann den Unglücklichen anschrie: «Los, Arme hochhalten, Dieb!», und ich konnte sehen, wie er den Kürbis ein paar Zentimeter höher hielt. Ich konnte seine Schmerzen nachempfinden. Dieser Kürbis musste für ihn tonnenschwer sein. Seit wann er schon dastand, wusste ich nicht, aber selbst ein Mann in guter körperlicher Verfassung hätte einen solch grossen Kürbis nicht sehr lange hochhalten können. Dieses bedauernswerte Skelett besass noch genug Lebenswillen, dass es die Qual aushielt. Doch wie lange noch?

Mit abgewandtem Blick ging ich zum offenen Fenster und sagte dem SS-Offizier meine Nummer.

«Du solltest brav sein, wenn du nicht so bestraft werden willst wie er», sagte er.

Ich nickte und lächelte, so freundlich ich konnte. Ich durfte passieren und erreichte bald das Proviantlager, doch nur um zu erfahren, dass Fritz nicht da war. Die beiden niederländischen Frauen aus dem Albalalager waren ebenfalls nicht da, und der polnische Kapo, der die Aufsicht hatte, wollte mir nichts geben.

«Komm wieder, wenn Fritz da ist», sagte er.

Enttäuscht, weil ich mich schliesslich in der Hoffnung, wieder eine Salami zu bekommen, auf den langen Weg gemacht hatte, machte ich kehrt. Als ich mich der SS-Kontrollstelle näherte, sah ich, dass der Gefangene nun auf den Knien lag, aber noch immer den Kürbis hochhielt.

Ich winkte dem Offizier zu, und er nickte als Zeichen, dass ich passieren durfte. Es machte mir etwas aus, jetzt keine Zusatzration für Max und Jackie zu haben, doch ich würde es bald wieder versuchen. In den letzten Tagen war das Essen sehr knapp geworden. Manchmal kam Schwester Luba ohne etwas zurück, und unsere Rationen wurden auf eine Scheibe Brot am Tag gekürzt, die wir abends bekamen.

Ohne es zu merken, war ich schon durch das Tor des Frauenlagers gegangen und näherte mich einem zweistöckigen Haus, das auf einer Lichtung stand. Vor dem Haus stand ein Karren, wie man ihn zum Transport von Leichen benutzte, und von einem Fenster im ersten Stock führte eine Holzrutsche in den Karren. Als ich näher kam, sah ich, wie zwei Gefangene Brotlaibe auffingen, die über die Rutsche herunterkamen, wobei sie die Nummer eines jeden Laibs wiederholten, die ein anderer Gefangener ihnen von oben vorzählte. «Siebenundachtzig», zählten sie laut, «achtundachtzig.» Beim Anblick des vielen Brots auf dem Karren ging ich hinüber und stellte mich neben den SS-Scharführer, der den Vorgang beaufsichtigte. Der Scharführer musterte mich kurz, dann lächelte er.

Ich hatte den Beschluss gefasst, einen dieser Laibe zu stehlen. Über die Folgen eines Misslingens wollte ich gar nicht erst nachdenken. Langsam schob ich mich näher zum Karren und fühlte, wie die Holzplanken des Karrens meine Brust berührten. Dann trat ich einen Schritt zurück, um genug Platz zu haben, den Laib unter meinem Mantel zu verstecken. Ich stand sehr still in der Nähe des Scharführers, der mich nicht weiter beachtete. Zwei Gefangene starrten mich von der anderen Seite des Karrens an, während sie die Laibe von der Rutsche nahmen und sie in ordentlichen Reihen auf dem Karren aufschichteten. Sie zählten laut. Tatsächlich wiederholten sie nur die Nummern, die vom Gebäude herunter verkündet wurden. Drei Männer waren oben mit dem Verladen des Brotes beschäftigt, zwei unten. Dann kam meine Chance. Die Männer unten waren nicht mit der Zahl einverstanden, die von den Männern oben angegeben worden war.

«Neunundachtzig Laibe», sagte ein Mann.

«Nein», sagte der, der mir gegenüber auf der anderen Seite des Karrens stand. «Nein, siebenundachtzig.»

Der Mann oben am Fenster begann, laut auf Polnisch zu argumentieren. Ich tat, als würde ich mich für diesen Streit interessieren und hob den

Kopf, um den Mann oben anzuschauen. Ich konnte kein Wort von dem verstehen, was gesagt wurde, auch der Scharführer verstand nichts. Er fragte den Mann oben an der Rutsche, was los sei. Dieser sagte wohl, er habe neunundachtzig Laibe nach unten geschickt, nicht siebenundachtzig. Der Mann am Karren widersprach heftig.

Ich wusste, dass dies der richtige Moment war. Ich hielt meinen Kopf noch immer hoch, als betrachtete ich den Mann dort oben. Die beiden Männer am Karren hatten mir den Rücken zugekehrt. Sie und der Scharführer schauten hinauf zu dem Mann am Fenster. Ich stand ruhig da. Langsam bewegte ich die Hand in den Karren, tastete nach einem Brot und hob es ebenso langsam über den Rand des Karrens. Abgesehen von meinem Arm stand ich ansonsten bewegungslos in der Nähe des Scharführers. Der Laib war über dem Rand des Karrens, und noch immer langsam bewegte ich den Arm nach unten und versteckte das Brot unter meinem weiten Mantel. Erst dann konnte ich wieder atmen. Die Männer stritten über die korrekte Zahl und der Scharführer gab seinen Senf dazu. Ich blieb noch ein paar Sekunden länger am Karren stehen, dann machte ich langsam ein paar Schritte.

Der Scharführer war so beschäftigt mit den streitenden Männern, dass er mich noch nicht einmal anschaute, als ich ging. Auf den ersten zehn Metern erwartete ich noch, dass mein Diebstahl entdeckt würde, doch nichts geschah und ich beschleunigte meine Schritte. Als die streitenden Männer ausser Hörweite waren, fing ich an zu rennen, bis ich den Schlafraum erreichte.

Die Kinder starrten mich erschrocken an, als ich durch die Tür stürzte, doch bald lächelten sie glücklich. Ich hielt den Laib hoch über meinen Kopf und tänzelte förmlich zu meinem Bett. Ich war stolz, nicht nur, weil ich einen ganzen Laib Brot «organisiert» hatte, nein, ich hatte auch den SS-Scharführer überlistet und vor seiner Nase Brot gestohlen.

Bald umringten mich die Kinder und bombardierten mich mit Fra-

gen. Einer fragte, ob ich Angst gehabt hätte, und erst in diesem Augenblick kam mir das gewaltige Ausmass meiner Handlung zu Bewusstsein. Wenn ich erwischt worden wäre, hätte man mich schwer bestraft und nur Gottes Gnade hätte mir noch helfen können. Ich zitterte und schob diesen Gedanken zur Seite. Aber was war, wenn der Scharführer sich daran erinnerte, dass ich aus dem Kinderhaus war? Lieber keine Beweise herumliegen lassen. Deshalb nahm ich ein Messer, zerschnitt das Brot in Scheiben und gab allen Kindern um mich herum eine. Max und Jackie bekamen die grössten. Als das ganze Brot aufgegessen war, fühlte ich mich wohler, und je mehr Stunden vergingen, umso sicherer war ich, dass der fehlende Brotlaib nicht mit mir in Verbindung gebracht worden war.

Über Nacht hatte sich das Wetter plötzlich geändert. Ein graupeliger Regen fiel, und starker, kalter Wind blies durch das Lager und machte das Leben der Häftlinge noch elender. Wir hörten, dass die Erwachsenen stundenlange Zählappelle ertragen mussten, von früh am Morgen bis spät am Nachmittag, wenn die grauen Wolken dafür sorgten, dass es früh dunkel wurde. Ohne angemessene Kleidung oder Nahrung brachen viele Häftlinge während dieser grausamen Stunden zusammen, und wenn die Kapos erbarmungslos auf sie einschlugen und sie nicht aufstanden, liess man sie im Schmutz liegen und sterben, da, wo sie niedergefallen waren.

Zwei Tage nach meinem Abenteuer mit dem Brotlaib kamen Judie und Mickie zu mir und sagten, dass Jackie vor einer Stunde unseren Hof verlassen hatte. Er wollte zum Brotlager gehen und versuchen, einen Laib zu organisieren. Vor ein paar Minuten wäre er zurückgekommen und offenbar von einem SS-Offizier erwischt worden. Um nachzuschauen, dass ihm nichts passiert war, verliess ich gerade meinen üblichen Platz auf dem Bett, als er in den Schlafsaal kam, umringt von anderen Kindern. Ich verlangte eine Erklärung, warum er den Hof verlassen habe. Jackie zuckte

mit den Schultern, mit einem aufsässigen Ausdruck im Gesicht.

«Du hast es gemacht, also wollte ich es auch», sagte er.

«Aber Jackie», sagte ich, «hast du nicht begriffen, dass das, was du getan hast, sehr gefährlich war?»

Jackie nickte.

Mein Ärger schwand, und ich fragte, was tatsächlich geschehen war.

«Ich habe ein Brot erwischt und bin damit weggerannt, aber der Scharführer ist mir nachgelaufen und hat mich erwischt. Er hat mir das Brot abgenommen und mich ein paar Mal hart auf den Kopf geschlagen und mich angeschrien, dann hat er mich laufen lassen.»

«Wie geht es dir jetzt?», fragte ich.

«Ich bin in Ordnung», sagte Jackie und hob stolz sein Gesicht. «Es hat überhaupt nicht wehgetan», log er.

Ich legte die Arme um ihn und bat ihn, so etwas nie wieder zu machen.

Das Wetter war schlecht und die Kinder konnten nicht draussen spielen. Der Schlafraum war deshalb sehr voll, was andererseits dazu führte, dass die Raumtemperatur durch unsere Körperwärme erträglich wurde. Der Geruch ungewaschener Körper und schmutziger Bettwäsche muss schrecklich gewesen sein, doch wir spürten das nicht. Wir kuschelten uns mit denen zusammen, denen wir uns am nächsten fühlten.

Leni war seit Anfang Februar krank und konnte schon wochenlang das Bett nicht verlassen. Wir leisteten ihr Gesellschaft und brachten ihr abwechselnd ihre tägliche Scheibe Brot. Das arme Mädchen konnte kaum mehr essen und wurde immer schwächer. Folgsam kaute sie ein paar Bissen Brot, aber manchmal war ihr auch diese Anstrengung zu viel. Bella, die am geduldigsten war, versuchte jeden Morgen, Leni zu füttern, und durfte, mit unserer Erlaubnis, den Rest des Brotes essen, den Leni nicht herunterbrach-

te. Bella hob es immer für ihren Bruder Bram auf, der uns jeden Tag besuchte und der, obwohl er nicht über Nacht bleiben durfte, zu einem Mitglied unserer Gruppe geworden war.

Es war immer jemand neben Lenis Bett, und wir halfen ihr herunter, damit sie den Topf benutzen konnte. Es war mitleiderregend, zu sehen, wie knochig sie war, aber sie beklagte sich nie. Leni war so schwach, dass ihr der Darm aus dem Körper trat, wenn sie den Topf benutzte. Wenn das passierte, ergriff uns Panik. Wir wollten Leni jeden Schmerz und jedes Unbehagen ersparen. Schwester Zosua oder Helen kamen dann und halfen. So vorsichtig wie möglich drückten sie zusammen, was von Lenis Pobacken übrig war, und zwangen den Darm zurück in ihren Körper. Wir fühlten uns dann so hilflos, waren aber immer bereit, Leni zurück in ihr Bett zu helfen. Wir waren so jung, aber auch so weise. Im Laufe der Zeit gewöhnten wir uns daran, anderen kleinen Kindern zu helfen, die durch die Unterernährung ebenfalls ihren Mastdarm nicht mehr halten konnten. Gerrie C. war besonders geschickt, und er wurde immer gerufen, wenn der zweijährige Gerrie v. P. dieses Problem hatte.

In der dritten Märzwoche kamen Judie und Loukie zu mir, um mir zu sagen, dass Jackie sehr krank war. Ich ging sofort zu seinem Bett, um mich selbst von seinem Zustand zu überzeugen. Jackie döste, doch als ich seinen Namen rief, richtete er sich mühsam auf und blickte mich aus fiebrig glänzenden Augen an.

«Wie geht es dir, Jackie?», fragte ich. «Bist du sehr krank?»

«Ich fühle mich nicht so wohl», sagte er. «Ich habe schreckliche Kopfschmerzen. Kannst du mir ein bisschen Wasser bringen?»

«Natürlich», sagte ich. Ich drehte mich zu Loukie und beauftragte ihn, sofort Wasser für Jackie zu besorgen. Zu Jackie sagte ich, er solle sich hinlegen, während ich ihm eine Aspirin-tablette holte, von denen ich immer noch ein paar in meinem Regal hatte. Als Jackie wieder ruhig dalag,

bat ich Judie, auf ihn aufzupassen, weil ich mit Schwester Luba zur Küche gehen müsse. Doch als ich ins Esszimmer kam, war sie schon mit lesie und Gerrie losgegangen. Es war mir egal, denn draussen war es eiskalt. Ich ging zurück zu meinem Bett, von wo aus ich ein Auge auf Jackie haben und beobachten konnte, was draussen passierte.

Der Leichenberg wuchs jeden Tag höher. Das Essen wurde immer knapper. Maximilian, unser SS-Wohltäter, hatte uns ein paar Säcke mit Mehl besorgt, die in der Nacht gebracht worden waren. Schwester Hella, Maria und die Hexe hatten kleine Knödel davon gekocht, nachts, um nicht von der SS entdeckt zu werden. Das Problem war nur gewesen, wie man den Ofen im Esszimmer am Brennen halten konnte, um die Mehlbällchen in Wasser zu kochen. Bei allen Pritschen im Schlafraum fehlten bereits Bretter, denn sie waren unser einziges Heizmaterial für den Ofen. Der Topf, den wir früher als Nachttopf benutzt hatten, war sauber geschrubbt worden und diente jetzt dazu, die Knödel zu kochen. Niemand dachte sich etwas dabei, dass wir den Topf nun auch zum Essenkochen benutzten.

Ich wollte noch einmal nach Jackie schauen, kletterte von meinem Bett und ging zu ihm. Loukie stand neben ihm und trat zur Seite, um mir Platz zu machen.

In diesem Moment hörten wir Lärm aus dem Esszimmer. Alle im Schlafraum erstarrten, aus Angst vor einer vielleicht drohenden Gefahr. Die Tür des Schlafraums wurde aufgerissen, und herein stürmte Rau, der Arbeitsführer. Sein Gesicht war verzerrt, in seinen Mundwinkeln stand Schaum. Er brüllte: «Verbrecher! Schweine!», und begann, mit einem Gummiknüppel auf uns einzuschlagen. Mit erhobenem Arm schaute er mir direkt in die Augen, als er mit dem Knüppel zuschlug. In seinem Ärger verfehlte er mich, traf aber stattdessen den armen Loukie direkt auf den Kopf. Ich hörte, wie Loukie die Luft ausstieß, als er unter dem brutalen Angriff zusammen-

brach. Panik brach im Schlafrum aus, aber plötzlich war alles ebenso schnell vorbei, wie es begonnen hatte. Rau war gegangen, wir konnten ihn noch im Korridor schreien hören, als er die Baracke verliess.

Ein paar Sekunden lang sagte niemand etwas, wir waren viel zu erschrocken. Ich drehte mich zu Loukie um und fragte, ob er in Ordnung sei. Er war sehr blass, brachte aber ein schwaches Lächeln zustande, um mir zu zeigen, dass es ihm so weit gut ging. Ich rief Lesie, damit er sich um Loukie kümmerte, denn ich wollte hinüber ins Esszimmer gehen, um zu erfahren, was dort geschehen war.

Im Esszimmer herrschte Chaos. Tische und Stühle waren umgeworfen, und der Ofen brannte mit weit offenen Türchen, durch die Teile der hölzernen Pritschenbretter hervorschauten. In einer Ecke des Zimmers lag Schwester Hella auf ihrem Bett, und ihre Mutter, die Hexe, kümmerte sich um sie. Hella bot einen schrecklichen Anblick. Sie hatte dicke, blaue Schwellungen an den Augen und ihre Oberarme waren mit Striemen und Quetschungen übersät, weil sie versucht hatte, mit erhobenen Armen ihren Kopf vor den brutalen Schlägen zu schützen, die Rau ihr versetzt hatte. Maria, die auch ein paar Schläge abbekommen hatte, war in einem viel besseren Zustand und in der Lage, mir zu erzählen, was Rau so in Rage gebracht hatte.

Schwester Hella war gerade dabei, ein Pritschenbrett in den Ofen zu stopfen, als Rau ins Esszimmer kam. Niemand hatte sie vor seiner Ankunft gewarnt, deshalb hatte er sie auf frischer Tat ertappt. Wir hatten kein Werkzeug, um die Bretter in kleinere Stücke zu zerlegen, deshalb verbrannten wir sie immer in voller Länge, indem wir sie tiefer in den Ofen drückten, wenn der untere Teil verbrannt war.

Der Anblick des brennenden «deutschen Eigentums» hatte zu Raus Tobsuchtsanfall geführt. Aber Rau brauchte keine besonderen Anlässe für so etwas. Er wurde im gesamten Lager wegen seiner Grausamkeiten gegenüber den Gefangenen gefürchtet. Zum Glück waren sie nur zu dritt im

Esszimmer gewesen: Schwester Hella, ihre Mutter und Maria. Ich ging in den Schlafrum zurück, wo sich die anderen langsam von ihrem Schrecken erholten. Jackie schien die ganze Aufregung verschlafen zu haben. Er fühlte sich sehr heiss an, deshalb legte ich einen nassen Waschlappen auf seine Stirn, um das Fieber zu lindern.

Damals hatte ich keine Ahnung, dass Jackie Typhus hatte. Im Lauf der folgenden Tage erkrankten noch andere Kinder an dieser schrecklichen Seuche, die von Läusen und den Wanzen übertragen wurde, die uns nachts plagten. Tagsüber waren die Wanzen nicht zu sehen, aber nachts bissen sie uns, sodass wir morgens mit schmerzenden, roten Beulen am ganzen Körper aufwachten.

Ich betrachtete die Kinder, ihre ungewaschenen Haare und Gesichter, und beschloss, dass etwas unternommen werden musste. Ich befahl ihnen, ihre Gesichter und Hände zu waschen und wollte dann am Eingang zum Korridor ihre Haare nach Läusen absuchen. Jemand brachte mir einen Stuhl und ich nahm die Friseurschere meiner Mutter aus meinem Regal, einen Kamm und einen Läusekamm.

Ich begann mit den Jungen. Die Haare von manchen waren inzwischen schulterlang. Ich schnitt sie ihnen ab und wurde im Lauf der nächsten Stunden ganz geschickt bei dieser Arbeit. Nachdem ich ihre Haare beträchtlich gekürzt hatte, fuhr ich mit dem Läusekamm hindurch. Die Jungen waren einigermaßen sauber. Nicht viele hatten Läuse und auch nur wenige von den kleinen Mädchen, die nachmittags an die Reihe kamen. Trotzdem war ich erschöpft von der Arbeit und machte erst am nächsten Morgen weiter.

Zuerst kam Phoebe an die Reihe. Ich schnitt ihre Haare und untersuchte dann ihren Kopf nach Läusen. Phoebe teilte mit mir das Bett, und ich war froh, nur ein paar Läuse bei ihr zu finden. Ich kämmte sie heraus und zerdrückte sie zwischen Finger und Daumennagel. Das Knacken freute mich,

denn es sagte mir, dass sie tot waren. Ich hatte keine Ahnung, dass ich damit mein Leben gefährdete.

An diesem Morgen schnitt ich den meisten Mädchen die Haare, bis Bella an die Reihe kam. Bella hatte dicke, schulterlange schwarze Haare, und noch bevor ich sie berührte, konnte ich die Nissen auf der oberen Haarschicht erkennen und die Läuse sehen, die auf ihrem Kopf herumliefen. Ich fragte Bella, ob ihr Kopf juckte.

«Ja», sagte sie, «aber was kann ich tun?»

«Als Erstes könntest du dir die Haare am Wasserhahn waschen», sagte ich.

«Brrr!» Bella schüttelte sich. «Das ist zu kalt.»

Ich stimmte zu. Dann sagte ich, sie solle stillsitzen, ich wolle versuchen, ihr zu helfen. Ich zog den Läusekamm durch ihre Haare und das Ergebnis war schrecklich. Der ganze Kamm war voller Läuse, von kleinen zu größeren. Ich gab jeden Versuch auf, sie zu töten, und schüttelte sie einfach auf den Boden, wo sie in alle Richtungen davonliefen. Ein paar Mädchen und ich versuchten, sie zu zertreten. Natürlich war es ein Fehler, sie auf den Boden zu schütteln, aber obwohl ich im Lager schon viele Läuse gesehen hatte, ekelte es mich vor der Menge in Bellas Haaren. Ich sagte ihr, ich könne es nicht tun. Bella, die ein sehr ungezwungenes, umgängliches Mädchen war, zuckte mit den Schultern, um mir zu zeigen, dass sie nicht gekränkt war.

In diesem Moment kam Bram, Bellas Bruder, in die Baracke, was eine willkommene Abwechslung war. Bella stand von ihrem Stuhl auf und holte das Stück Brot, das Leni morgens nicht gegessen hatte. Sie hatte es für Bram aufgehoben. Die beiden Geschwister standen sich sehr nahe und waren immer für einander da, wenn einer den anderen brauchte.

Ich unterbrach mein Friseurgeschäft und suchte Schwester Hermina. Sie war im Esszimmer und unterhielt sich mit Schwester Hella, die sich langsam von Raus Schlägen erholte. Ihre Augen waren nicht mehr so ver-

schwollen und sie brachte sogar ein Lächeln für mich zustande. Ich erzählte Schwester Hermina von Bellas Haaren und den Läusen, von denen wohl die meisten von uns befallen worden waren, und drängte darauf, dass etwas getan werden müsse. Schwester Hermina sagte, sie würde mit Schwester Luba sprechen. Sie hielt Wort, denn ein paar Tage später kamen vier grosse Behälter mit einer matschigen, gelblichen Salbe, und wir wurden angewiesen, unsere Haare über Nacht damit einzuschmieren.

Es war eine ekelhafte, aber notwendige Prozedur. Alle schmierten sich das matschige Zeug auf den Kopf, ausser denjenigen, die schon sehr krank waren. Jackie war einer der Ersten, der Typhus bekommen hatte, aber in den Tagen danach waren noch einige andere Kinder im Bett geblieben. Wir schmierten das Zeug auch in die Scharniere der Betten, um die Wanzen zu töten, die uns nachts nicht in Ruhe liessen. Die Jungen verzogen das Gesicht, wenn sie sich das Zeug auf die Haare schmierten. Die Mädchen sahen angeekelt aus und banden sich die Haare hoch, um nichts von der widerlichen Salbe an Kinn oder Hals zu bekommen. Die älteren Kinder halfen den Kleineren, bis wir alle wie gelbe Zirkusclowns aussahen. An diesem Abend gingen wir später als üblich ins Bett, doch dann wurde es endlich ruhig und wir schliefen ein.

10. KAPITEL

An einem Abend in den letzten Märztagen, das Licht sollte gerade ausgemacht werden, stieg Schwester Mala auf einen Stuhl, damit sie über die Pritschen hinausragte, und forderte uns auf, still zu sein. Dann erzählte sie uns, dass die britische Armee näher komme, sie sei nur noch hundert Kilometer von Bergen-Belsen entfernt. Wir konnten es kaum glauben. Jemand fragte, woher sie das wisse. Sie erzählte von einem heimlichen Radio im Männerlager, daher stamme die Information. Du lieber Gott! Sollte es wirklich wahr sein? Würden wir wirklich bald frei sein? Alle auf einmal begannen wir zu sprechen, aber Schwester Mala warnte uns, still zu sein, denn die SS würde allmählich sehr nervös.

In den letzten Wochen hatte es viele Warnungen vor Luftangriffen gegeben, denn immer wieder waren englische Aufklärungsflugzeuge über das Lager geflogen. Die SS hatte strenge Anweisungen gegeben, dass nachts nirgendwo ein Licht brennen dürfe, und uns wurde gedroht, dass jeder, der nicht gehorchte, zur Strafe erschossen würde. So verhängten wir jeden Abend unsere Fenster mit ein paar Decken, damit Schwester Helen eine Kerze anzünden konnte. Sie brauchte Licht, denn etliche Kinder hatten inzwischen Typhus und waren ernsthaft krank.

Die SS begann nachts durch das Lager zu patrouillieren. Die Luftaufklärung nahm zu, je näher die Front rückte. Manchmal konnten wir das Donnern von Geschützen hören und in unseren Ohren klang es wie Musik.

Jeden Abend berichtete uns Schwester Mala, wie nah die Truppen der Befreier schon gekommen waren.

«Kinder», sagte sie zum Beispiel, «es sind nur noch siebenzig Kilometer.» Und am folgenden Abend: «Sechzig Kilometer.»

Für uns konnte es nicht schnell genug gehen. Die Bedingungen im Lager wurden von Tag zu Tag schlimmer. Essen war so knapp, dass die Gefangenen nach jedem grünen Blatt an den Bäumen oder nach Grashalmen suchten.

Die Menschen fielen da, wo sie standen, tot um. Niemand trug die Leichen weg.

Es war der 30. März 1945. Schwester Luba war erschöpft und Schwester Hermina übernahm die Aufgabe, zur Küche zu gehen, um etwas Essen zu erbetteln. Sie forderte mich auf, sie zu begleiten, und wir machten uns auf den langen Weg.

In der Nacht hatte es geschneit, über dem ganzen Lager lag eine dicke Schneedecke und verschluckte unsere Schritte. Der Himmel über uns war bleigrau, die Luft kalt. Es war sehr still. Nach ungefähr einer Stunde erreichten wir die Küche und Schwester Hermina führte ein langes Gespräch mit einem Polen. Ich verstand nicht, was sie sagten, aber als wir wieder draussen waren, erzählte sie mir, dass sie am späten Nachmittag wiederkommen könne, um ein paar Behälter Essen für das Kinderhaus zu holen. Das war eine gute Nachricht, und ich unterhielt mich fröhlich mit Schwester Hermina, die ich sehr gern hatte.

Wir gingen durch das schöne, bewaldete Gebiet und näherten uns dem Tor zum Frauenlager, als ich einige bräunliche Flecken im Schnee bemerkte. Ich starrte hin und sah plötzlich, dass es wunderbare, ganz grosse Kartoffeln waren. Langsam zog ich meine Hand aus Schwester Herminas kuschelig warmer Manteltasche und rannte zu den halb im Schnee begrabenen Kartoffeln. Mit einem entzückten Aufschrei hob ich sie auf. Bald hatte ich eine, dann zwei, dann drei in der Hand. Als ich mich nach weiteren

Kartoffeln bückte, fiel ein dunkler Schatten über den weissen Schnee und ein glänzendes Paar schwarzer Stiefel kam in mein Blickfeld.

Ich richtete mich langsam auf, die Kartoffeln noch immer in der Hand, und stand Auge in Auge mit der berühmten SS-Aufseherin Irma Grese. Mein Blut gefror und mein Herz klopfte wie verrückt.

«Na?», sagte sie, eine Erklärung verlangend.

Bevor ich antworten konnte, stand Schwester Hermina neben mir und sagte: «Bitte, das Mädchen hat nicht gestohlen. Sie dachte doch nur, es wäre schade, etwas Essbares im Schnee liegen zu lassen, deshalb wollte sie sie für die Kinder aufheben.»

Einen Moment lang schaute mir die Aufseherin in die Augen, als wollte sie sich versichern, dass Schwester Hermina die Wahrheit gesagt hatte, dann sagte sie zu meiner Überraschung: «In Ordnung, du kannst noch ein paar mehr nehmen.»

Ich glaubte meinen Ohren nicht und machte keine Anstalten, weitere Kartoffeln aufzuheben.

«Du darfst noch ein paar Kartoffeln nehmen», sagte Schwester Hermina.

Ich traute der Aufseherin nicht, und als ich mich nach den Kartoffeln bückte, war ich darauf gefasst, geschlagen zu werden. Ich nahm zwei Kartoffeln. Schwester Hermina stiess mich an, damit ich mich bedankte. Ich schaute zu der Frau hinauf, die mein Schicksal in den Händen hielt, und sagte: «Vielen Dank, Frau Hauptaufseherin.»

Sie nickte als Zeichen, dass wir gehen durften.

Ich hatte insgesamt sechs Kartoffeln und schob sie in meine Taschen. Sie waren sehr schwer und ich konnte nur noch langsam laufen. Meine Beine taten mir von den Knöcheln bis zu den Hüften weh. Ich sagte es Schwester Hermina, und sie übernahm vier der Kartoffeln und steckte sie in ihre Manteltaschen. Jetzt hatte ich weniger Gewicht zu tragen und wollte schneller gehen, aber ich konnte es nicht. Meine Füsse bewegten sich schleppend und ich bekam schreckliche Kopfschmerzen. Ich verstand

nicht, was mit mir los war. Schwester Hermina ging voraus und drängte mich zur Eile, aber ich konnte nicht.

Schliesslich erreichten wir die Baracke. Ich ging direkt zu meinem Bett und schaffte es irgendwie, hinaufzusteigen. Zum Glück hatte ich noch ein paar Aspirintabletten, und nachdem mir ein kleines Mädchen einen Becher Wasser gebracht hatte, nahm ich eine. Mit zitternden Händen zog ich meinen Pullover und die Hose aus und fand oben in meinem Regal einen Flannelschlafanzug meiner Mutter, den ich anzog. Er war mir viel zu gross, aber wen störte das schon. Inzwischen wurde mein ganzer Körper geschüttelt und ich erkannte, dass ich hohes Fieber hatte. Ich kroch unter die Decke und blieb reglos liegen, in dem Versuch, die Kopfschmerzen dadurch zu lindern. Nach einer Weile ging es mir etwas besser und ich merkte, dass sich auch Max ins Bett gelegt hatte.

Die Nachricht von meiner Erkrankung verbreitete sich offenbar sehr schnell, denn ein ständiger Strom von Kindern kam zu meinem Bett und fragte, wie es mir gehe. Das war ein Segen, denn sie konnten mir Wasser bringen, wenn ich sie darum bat. Max klagte ebenfalls über Kopfschmerzen und ich kämpfte mich zum Fussende meines Bettes, damit ich an mein Regal kam. Ich nahm eine Aspirintablette heraus und gab sie ihm. Jemand brachte Max Wasser, und nach einer Weile sah ich, dass er in einen unruhigen Schlaf gefallen war. Zum Glück ging es Jackie schon viel besser, er sass aufrecht im Bett.

Dann packte mich das Fieber wieder. Mein ganzer Körper schmerzte und meine Beine fühlten sich an wie Blei. Es mussten Stunden vergangen sein, ohne dass ich es bemerkt hatte, denn Phoebe stieg in unser Bett, bereit zu schlafen. Wir schliefen jede an einem Ende und hatten bisher nie Probleme gehabt, denn wir waren beide ziemlich klein und hatten uns in kalten Nächten gegenseitig gewärmt. Aber jetzt, in meinem fiebrigen Schlaf, störte mich die kleinste Bewegung, die sie machte, und ich bar sie, soweit wie

möglich von mir abzurücken und, wenn es ging, ganz am Rand des Bettes zu schlafen. Das Fieber jagte durch meinen Körper und ich hatte eine sehr unruhige Nacht.

Kurz bevor das Licht ausgemacht wurde, kam Schwester Luba noch zu meinem Bett, berührte mit ihrer kalten Hand meine Stirn und legte mir dann einen kalten Waschlappen auf, um das Fieber zu senken.

Phoebe wachte früh am Morgen auf und brachte mir Wasser. Es war so kalt, dass ich nur ein paar Schlucke runterbrachte. Der Rest diente dazu, den Waschlappen wieder nass zu machen, um meine Stirn zu kühlen. Jemand brachte mir ein zusätzliches Kissen, damit ich mich höher legen konnte. Die Kopfschmerzen waren schrecklich, und ich wagte nicht, mich zu rühren. Ich wusste bereits, dass bei dieser Krankheit die ersten vier Tage die schlimmsten waren. Wenn man überlebte, würde das Fieber am zehnten Tag brechen, danach würden rote Flecken die Arme, die Beine und den Bauch bedecken. Ich lag auf dem Rücken, die Hände auf den Oberschenkeln. Meine Beine taten so weh, dass ich sie nicht rühren konnte. Ab und zu machte ich die Augen ein bisschen auf, aber mein Blick war so verschwommen, dass ich sie schnell wieder schloss. Auch tat mir das Licht in den Augen weh.

Obwohl ich kein Gefühl mehr für Zeit hatte, schien es mir, dass die Tage unendlich langsam vorbeingingen. Es musste Abend sein, wenn Phoebe ins Bett kletterte und mich dadurch weckte, aber dann, wenn sie unter die Decke kroch, bewegte sie sich so abrupt, dass mein Körper es nicht aushielt. Ich bat sie, still zu liegen. Phoebe, die nicht krank geworden war, versuchte es, aber ein gesunder Körper dreht sich beim Schlafen eben von Zeit zu Zeit um. Dann, als sie sich wieder bewegte, verlor ich, krank, wie ich war, die Beherrschung und fuhr sie laut an, still zu liegen. Leni, deren Bett hinter meinem stand, forderte Phoebe auf, zum Schlafen zu ihr zu kommen, damit ich Ruhe fand. Phoebe bewegte sich in der Dunkelheit und kroch an

meinem schmerzenden Kopf vorbei zu Lenis Bett. Was für eine Erleichterung war es, ungestört daliegen zu können.

Die Kopfschmerzen waren manchmal so schlimm, dass ich das Gefühl hatte, in einem schwarzen Schacht zu stecken. In meinem Kopf herrschte oft vollkommene Stille, ich hörte nichts mehr, ich wusste nur, dass ich noch lebte. Wenn ich aus meiner Dunkelheit zurückkehrte, vernahm ich nur Gesprächsfetzen. An einen Satz, den ich deutlich verstanden hatte, konnte ich mich erinnern, nämlich als Schwester Helen sagte: «Sie haben wieder das Wasser abgestellt, diese verdammten Schweinehunde.»

Während der langen Stunden, in denen mein Körper vom Fieber geschüttelt wurde, gab mir immer wieder jemand Wasser und feuchtete den nassen Waschlappen auf meiner Stirn an. Doch nach ein paar Minuten war er schon wieder so heiss, dass ich ihn herunternahm. Selbst das Gewicht des Stoffs auf meiner Stirn war mir zu viel.

Ich wusste nicht, wie viele Tage ich krank gewesen war, als Schwester Lubas Stimme mich aufforderte, aufzuwachen. Mein Kopf wurde langsam klarer und mit etwas Mühe konnte ich für einen Moment die Augen aufmachen. Ich fühlte mich nicht wohl, aber Schwester Luba bestand darauf.

«Hetty, aufwachen», sagte sie. «Der Arzt ist gekommen, um nach dir zu schauen.»

Für einen Moment öffnete ich die Augen und sah Schwester Luba und einen Arzt neben meinem Bett stehen. Doch dann fielen sie mir auch schon wieder zu.

«Mach den Mund auf, Hetty, ich will dir ein bisschen Traubenzucker geben, den der Doktor uns mitgebracht hat», sagte Schwester Luba.

Ich machte den Mund auf und spürte etwas sehr Kühles, sehr Delikates.

«Runterschlucken», drängte Schwester Luba.

Ich bemühte mich, die Substanz durch meine ausgetrocknete Kehle zu bekommen.

«Hier, trink einen Schluck Wasser», sagte sie, stützte meinen Kopf und hielt einen Becher an meinen Mund.

Das kalte Wasser half mir beim Schlucken, aber ich war erleichtert, als sie meinen Kopf zurück aufs Kissen sinken liess. Mit geschlossenen Augen konnte ich hören, wie der Arzt zu Max und allen anderen kranken Kindern im Schlafraum ging. An diesem und den beiden folgenden Abenden bekamen alle erkrankten Kinder einen Löffel voll Traubenzucker, als Energiespender in ihrem Kampf gegen die furchtbare Krankheit.

Ich hatte keine Ahnung, wie viele Tage inzwischen vergangen waren, aber eines Morgens wachte ich auf und spürte, dass das Fieber vorbei war. Langsam hob ich den rechten Arm und entdeckte nun auch die verräterischen roten Typhusflecken. Sie waren auch auf meinem linken Arm. Ich schaute zu Max hinüber und fragte ihn, wie es ihm ging.

«Ich habe immer noch ein bisschen Kopfschmerzen», sagte er. «Aber es ist viel besser als vorher.»

Vom Bett unter ihm sah mich Robbie mit fiebrigen Augen an.

«Bring Robbie ein bisschen Wasser, dann komm herauf auf mein Bett und hole Aspirin für Max und Robbie aus meinem Regal», sagte ich zu einem Kind, das mir einen Becher Wasser hinhielt.

Die Tabletten wurden gefunden, und als ich beruhigt war, weil jemand sich um Robbie und Max kümmerte, drehte ich mich mit dem Gesicht zum Fenster und fiel in einen tiefen, heilsamen Schlaf.

Ich muss den ganzen Tag geschlafen haben, obwohl ständig Geschrei von draussen hereindrang. Sogar im Halbschlaf hatte ich gehört, dass das Wasser wieder einmal abgedreht worden war und die Frauen draussen schrien, ausgedörrt vor Durst. Doch nichts konnte mich wirklich wecken. Das geschah erst, als ich eine leise Stimme hörte, die meinen Namen rief.

Ich öffnete die Augen und sah Judie und ihre Schwester Mickie, die zu mir heraufschauten.

«Geht es dir jetzt ein bisschen besser?», fragte Judie.

«Ja, Judie, ein kleines bisschen.»

Beide lächelten glücklich, als sie das hörten.

«Judie», fuhr ich fort, «kannst du mir einen Becher heisses Wasser bringen? Ich brauche dringend eine Tasse Tee.»

Judie und Mickie liefen zum Esszimmer, wo, wie ich annahm, die Hexe bestimmt einen Topf mit Wasser auf dem Ofen haben würde. Wieder döste ich ein, sehr lange für mein Gefühl, bis Judie und Mickie zurückkamen. Mühsam stützte ich mich auf die Ellenbogen. Das war sehr anstrengend, und mir wurde bewusst, dass ich zum ersten Mal, seit ich krank geworden war, den Kopf hob.

Judie stellte den Becher mit heissem Wasser auf meine Matratze. Ich bat sie, die kleine Teedose aus meinem Regal zu nehmen und zu öffnen, denn dazu fehlte mir die Kraft. Judie tat es, nahm ein paar Teeblätter heraus und liess sie in den Becher mit heissem Wasser fallen. Langsam hob ich den Tee an den Mund und nahm einen winzigen Schluck. Es war ein wunderbares Gefühl, als der Tee durch meine Kehle lief. Es war mein erstes heisses Getränk seit vielen Tagen.

Max hatte mich von seinem Bett gegenüber beobachtet, jetzt fragte er mit schwacher Stimme: «Was trinkst du da, Hetty?»

«Ein bisschen Tee», antwortete ich. «Willst du auch welchen?»

«Ja», sagte Max.

Ich nahm noch ein paar Schlucke, dann gab ich Judie den Becher, damit sie ihn zu Max brachte.

Der kleine Robbie im Bett unter Max schaute sehnsüchtig zu mir herauf.

«Möchtest du auch ein bisschen Tee, Robbie?», fragte ich.

Er nickte, deshalb sagte ich zu Max, er solle ein bisschen für ihn übrig lassen. Max beschwerte sich, er wollte mehr Tee.

«Gut», sagte ich, «gib Robbie ein bisschen, wir können noch welchen machen.»

Deshalb holten Judie und Mickie, als Robbie den Rest Tee ausgetrunken hatte, noch einmal heisses Wasser. Ich sank völlig erschöpft auf mein Kissen zurück. Die Teeparty hatte mein bisschen Energie verbraucht.

Zum ersten Mal bekam ich wieder mit, was sich um mich herum abspielte. Ich schaute aus dem Fenster und sah eine Gruppe Häftlinge, die einen Karren voller Leichen in Richtung des Krematoriums schoben. Draussen schien es eiskalt zu sein. Der SS-Aufseher trug eine weisse Binde um seinen linken Arm. Er war dick angezogen gegen die Kälte und hatte den Kragen aufgestellt, um seine Ohren zu schützen. Die Gefangenen sahen schrecklich aus. Sie hatten bei ihrer grausamen Arbeit lediglich die gestreiften Baumwollpyjamas an und trugen nur noch ihre Haut über den Knochen. Ihre Bewegungen blieben langsam, aber zu meinem Erstaunen benahm sich der SS-Mann gleichgültig und trieb sie nicht zur Eile an. Sie waren ohnehin zu schwach, um den Karren schneller zu schieben, und alle paar Meter mussten sie anhalten, um wieder zu Atem zu kommen. Es war wirklich ein makabrer Anblick.

Schwester Hella stand neben meinem Bett. Sie lächelte über das ganze Gesicht, so glücklich war sie darüber, dass ich auf dem Weg der Besserung war. Neben ihr standen Judie und Mickie.

«Wir geht es dir, Hettylein?», fragte Schwester Hella. «Ich bin so froh, dass du ausser Gefahr bist, und Max auch.»

Sie ging hinüber zu ihm, küsste ihn und schüttelte sein Kissen auf, damit er es etwas bequemer hatte.

Judie, die den zweiten Becher heisses Wasser in der Hand hatte, hielt ihn mir hin. Dann kletterte sie auf mein Bett, griff nach der kleinen Dose mit dem bisschen Tee und gab sie mir, damit ich mit den Fingerspitzen etwas herausnehmen und in den Becher tun konnte. Ich trank ein paar

Schlucke, bevor ich Judie den Becher gab, damit sie ihn zu Max brachte. Zum ersten Mal fühlte ich, wie meine Kraft zurückkam. Max genoss den Tee sichtlich, liess aber etwas für Robbie übrig. Schwester Hella gab den Becher an ihn weiter.

Nachdem der letzte Tropfen getrunken war, erzählte mir Schwester Hella, dass alle SS-Aufseher nun ein weisses Band um den Arm trugen, denn die englische Armee sei ganz dicht vor dem Lager und die SS würde sich ergeben. Alle warteten ängstlich auf das, was in den nächsten Tagen geschehen würde. Schwester Hella erzählte weiter, dass Häftlinge vor ein paar Tagen eine tiefe Grube weiter oben, vor den Revierbaracken, gegraben hätten, wohin die Leichen jetzt gebracht würden, in ein Massengrab.

Ich schaute hinaus. Nasser Schnee fiel und das Tageslicht verblasste.

«Wie viel Uhr ist es?», fragte ich.

«Ungefähr sechs», sagte jemand.

Sechs Uhr, und die Gefangenen schoben noch immer Karren mit Leichen! Wann würden sie in ihre Baracke zurückgehen können?

Jemand brachte mir ein kleines, flaches Stück harten Mehlapp. Das Ding sah aus wie ein Keks, aber abgesehen davon, dass es Steinhart war, hatte es einen unbeschreiblich mehligem Geschmack und war nur halb gar. Es war gekocht und auf dem Ofen im Esszimmer getrocknet worden. Doch etwas anderes gab es nicht zu essen. Seit vier Tagen hatten sie hier nichts anderes in den Mund gekriegt, erfuhr ich, und ebenso, dass es schwer war, Wasser zu bekommen. Ich selbst war zwei Tage lang nicht bei Bewusstsein gewesen. Aber alles konnte unsere erwartungsvollen Gefühle nicht dämpfen.

Wir hörten Schritte im Korridor. Im Schlafraum wurde es still. Die Schritte gingen an unserer Tür vorbei zum Esszimmer. Da keine Gefahr zu drohen

schien, unterhielten wir uns weiter, doch dann ging unsere Tür auf und Schwester Hermina kam mit einem Abgesandten von Frau Stana herein. Stille kehrte ein, als Schwester Hermina berichtete, dass unser Lager am nächsten Tag von der englischen Armee inspiziert würde. Der Befehl des Kommandanten lautete, sich am kommenden Tag keinesfalls ausserhalb der Baracken aufzuhalten. Und wir hätten uns während der Inspektion absolut still zu halten. Jeder, der nicht gehorchte, würde erschossen.

Nachdem er seinen Auftrag losgeworden war, zog der Abgesandte ab, doch Schwester Hermina blieb und wiederholte den Befehl noch einmal, damit wir auch verstanden, wie ernst er gemeint war. Es war Schlafenszeit. Die meisten der Kinder waren noch sehr krank, obwohl sich einige schon auf dem Weg der Besserung befanden. Wir sprachen an diesem Abend nicht viel, wir waren viel zu versunken in unsere eigenen Gedanken. Ich fragte mich, ob die Freiheit wirklich so nah war. Da ich sehr müde war, wollte ich schlafen, und als ich das Gesicht zum Fenster drehte, sah ich, dass die Häftlinge im Schein einer Kerosinlampe noch immer Karren mit Leichen wegschoben.

Am nächsten Morgen waren die Gesünderen unter uns bereits früh wach. Man konnte die Spannung spüren, doch wir mussten noch einige Stunden warten, bis der Kapo, der vor unserer Baracke postiert war, den Befehl schrie, jetzt mucksmäuschenstill zu sein. Alle im Schlafraum erstarrten. Kein Ton war zu hören. Einige Minuten lang blieb das so, doch dann näherten sich schwere Schritte. Ich hielt die Luft an und schaute aus dem Fenster. Da waren sie.

Zwei SS-Männer gingen, jeder an einer Seite, neben einem jungen englischen Soldaten her, der eine weisse Fahne trug und den Kopf stolz gereckt hielt. Die SS-Männer wirkten verbissen. Der Engländer schaute geradeaus, doch ab und zu glitt sein Blick über den Leichenberg. Die kleine Gruppe ging schnell an unserer Baracke vorbei, und als ich sie in der Fer-

ne verschwinden sah, hätte ich dem englischen Soldaten am liebsten etwas zurückgerufen, um mich zu versichern, dass die Freiheit direkt um die Ecke wartete.

Sobald die Inspektion vorbei war, fingen alle im Esszimmer an zu sprechen. lesie, dem es schon länger besser ging, bemühte sich, zu meinem Bett zu kommen. Er war noch immer sehr schwach, hatte aber einen Stock gefunden, auf den er sich stützen konnte. Er schaute zu mir hoch. Aus seinen tief eingesunkenen Augen mit den dunklen Ringen strahlten Glück und Hoffnung.

«Hetty, werd schnell gesund, es dauert jetzt nicht mehr lange und wir sind frei.» Er lachte, wie nur lesie lachen konnte, wenn er sich einer Sache sicher war.

Ich konnte nur nicken.

Max hatte von der Inspektion nichts sehen können, sein Bett stand nicht am Fenster.

«Wie hat er ausgesehen?», fragte er. Er meinte den englischen Soldaten.

«Ich finde, er hat gut ausgesehen», sagte lesie.

«Mir hat seine Nase gefallen, die er so stolz in die Luft gereckt hat», fügte ich hinzu.

Alle lachten.

Schwester Luba betrat den Schlafraum und verlangte unsere Aufmerksamkeit. Als es ruhig geworden waren, sagte sie, dass niemand unseren Hof verlassen dürfe. Ihr Mund war eine gerade Linie, was bedeutete, dass sie absoluten Gehorsam forderte. Unsere glückliche Stimmung verschwand, als wir verstanden, dass uns noch immer etwas passieren konnte.

Bevor sie ging, kam sie noch einmal zu meinem Bett, um zu sehen, welche Fortschritte meine Genesung machte. Sie schaute auch nach Max und Robbie und den Kindern in der anderen Ecke des Schlafraums, die noch immer sehr krank waren.

Ruhe kehrte in den Schlafraum ein, als die gesunden Kinder hinausgingen.

gen, um zu spielen. Man konnte ihre aufgeregten Stimmen hören, wie von ganz normal spielenden Kindern. Max und Robbie waren wieder eingedöst, und Leslie war auf sein Bett geklettert, um sich ein bisschen auszuruhen. Ich war hellwach, blieb aber still liegen. Das Glück des Vormittags schien das bisschen Kraft, das ich hatte, aufgebraucht zu haben. Ich schaute aus dem Fenster und sah den Leichenberg. An diesem Tag kamen keine Häftlinge, um ihn weiter abzuräumen.

Es war, als stünde die Zeit still, nichts bewegte sich dort. Es gab nur den grauen Himmel und die Leichen. Ich schloss die Augen und sah im Geist den englischen Soldaten vor mir, zusammen mit den grimmig aussehenden SS-Männern. Der kurze Augenblick, als sie an meinem Fenster vorbeigegangen waren, würde für immer in mein Gedächtnis eingeritzt bleiben.

Im Lauf des Tages bekam ich noch einmal diese trockenen Mehlkekse, aber ich lehnte sie ab, ich hatte einfach nicht genug Kraft, sie zu kauen. Also ass ich nichts. Ich war über das Stadium hinaus, den Hunger noch zu fühlen. Ich wollte einfach nur im Bett liegen und mich ausruhen. Wie dünn ich tatsächlich geworden war und wie schwach, war mir nicht bewusst. Wie immer kamen manchmal Kinder zu meinem Bett, um zu sehen, wie es mir ging und ob ich zum Beispiel einen Becher Wasser brauchte oder auf den Topf musste. Sie hielten mich fest, wenn ich auf dem Topf sass, und keine erfahrene Krankenschwester hätte mir besser helfen können, als es die neun und zehn Jahre alten Mädchen mit ihren helfenden Händen taten.

Die Nacht kam und brachte Schlaf, und mit dem Schlaf kamen das Vergessen und die Genesung für die Kranken.

Am Samstag, dem 14. April, erfuhren wir schon bei Sonnenaufgang durch den Lagertelegraphen, dass die SS-Männer in den Wachtürmen durch ungarische Soldaten ersetzt worden waren. Das Lager selbst war sehr still. Es war, als wären alle in ein verschwommenes, unwirkliches Warten ver-

sunken, ein Warten auf das, was kommen würde. Manchmal schlief ich für ein paar Stunden, ein guter Weg der Natur, mich gesunden zu lassen. Abends kam Schwester Luba zu meinem Bett und fragte, ob es mir gut genug gehe, um ein bisschen aufzustehen und herumzulaufen. Ich wusste es nicht, da ich ja bisher noch nicht aufgestanden war.

«Warum?», fragte ich. «Was ist los?»

Schwester Luba flüsterte, Maximilian habe eine Nachricht geschickt, dass das Tor neben dem Krematorium unverschlossen sei und dass er um Mitternacht zwei Lastwagen schicken werde, um die Kinder herauszuholen. Die SS habe Sprengstoff um das Lager verteilt, man wolle es in die Luft jagen, nachdem man den Gefangenen vergiftetes Brot gegeben habe. Vielleicht war es die Lethargie, in die man nach einer schweren Krankheit häufig verfällt, ich weiss es nicht, jedenfalls sagte ich zu Schwester Luba, ich wolle nicht gehen, ich hätte nicht genügend Kraft. Sie betrachtete den Saal mit den vielen kranken Kindern und beschloss, den Fluchtplan zu ignorieren. Sie küsste mich auf die Wange und wünschte mir eine gute Nacht.

Als sie gegangen war, wollte Max wissen, was wir geflüstert hatten. Ich sagte: «Nichts, wirklich.» Er glaubte mir nicht, hörte aber auf, weitere Fragen zu stellen.

«Ich glaube, ich stehe morgen auf», sagte er.

«Bist du sicher, dass du schon so weit bist?», fragte ich.

«Ich werde es versuchen. Ich werde einen Stock benutzen, so wie lesie.»

Schwester Mala sagte, wir sollten still sein und schlafen, und machte das Licht aus. Aber ich konnte nicht schlafen. Die Nacht war nicht friedlich. In der Ferne waren das Rattern von Maschinengewehren zu hören und wilde Schreie. Schwester Mala löschte sogar die Kerze, die sie sonst brennen liess, um nach einem kranken Kind zu schauen, wenn es nötig war. Sie wollte keine Aufmerksamkeit auf uns ziehen, solange geschossen wurde. Durch das Fenster war nichts zu sehen, es war stockdunkel. Ich hatte solche Angst,

dass ich die Decke über den Kopf zog, als könnte ich damit alles Schlimme von mir fernhalten.

Als ich durch die Geräusche der anderen Kinder aufwachte, stellte ich voller Erleichterung fest, das wieder Tag war. Max hatte seinen Plan, das Bett zu verlassen, tatsächlich verwirklicht und unterhielt sich gerade mit Leni. Als er sah, dass ich aufgewacht war, schlurfte er zu mir herüber, wobei er sich an den Pritschen festhielt, um nicht zu fallen. Er setzte sich unten auf Robbies Bett und schaute zu mir herauf.

«Wie geht es dir heute?», fragte er.

«Ich bin noch nicht kräftig genug, um aufzustehen», antwortete ich.

«Vielleicht schaffst du es morgen», sagte Max optimistisch.

lesie kam ebenfalls herüber und fragte, wie es mir gehe. «Hast du gehört?», fragte er.

«Was?»

«Das Schiessen heute Nacht», fuhr lesie fort. «Das waren die ungarischen Wachleute. Sie haben hunderte von Leuten erschossen, weil die über den Zaun wollten.»

«Wie schrecklich. Wurde deswegen so geschrien?»

«Ja», sagte er.

Die Nachricht erschütterte uns.

«Warum haben die Gefangenen das getan, wo doch die Engländer so nah sind?», fragte ich.

«Ja, warum?», sagte lesie. «Sie müssen im letzten Moment den Verstand verloren haben.»

Max stand auf und bat lesie, mit ihm ins Esszimmer zu gehen, um nachzuschauen, was dort los war. Robbie wollte ebenfalls aufstehen, deshalb rief ich Judie und Phoebe, die in der Nähe waren, und bat sie, Robbie warm anzuziehen. Wie dünn er aussah, als er unter der Decke hervorkroch. Seine Kleider waren ihm zu gross, aber ich war froh, ihn auf den Beinen zu sehen. Judie nahm Robbie mit auf einen Spaziergang.

Als sie hinausgegangen waren, kam der kleine Jiddele schüchtern zu mir herüber. Der Dreijährige war vor ein paar Wochen mit einer polnischen und rumänischen Gruppe in unsere Baracke gekommen, alles gut genährte und gesunde Kinder. Ich konnte mich mit Jiddele nicht unterhalten, verstand seine Sprache nicht, aber er hatte sich schon an mich gehängt, noch bevor ich krank geworden war.

«Hallo, Jiddele», sagte ich. «Schön, dich zu sehen. Wie geht es dir, Schätzchen?»

Jiddele schaute mich mit grossen Augen an. Ich hatte keine Ahnung, ob er mich verstand. Entweder genoss er meine Gesellschaft oder er fühlte sich sehr einsam, er blieb jedenfalls neben meinem Bett. Nach einer Weile bat ich Phoebe, ein polnisches Mädchen zu holen, die mit ihm sprechen sollte. Das polnische Mädchen kam, und ich bedeutete ihr mit den Händen, was ich von ihr wollte. Sie beugte sich zu dem Jungen und sprach Polnisch, aber er schaute mich an, genau wie vorher, und sagte kein Wort. Nach einer Weile gab das polnische Mädchen auf. Sie schaute zu mir hoch und zuckte mit den Schultern, als wollte sie sagen: «Ich kann's auch nicht ändern», und ging.

Der Lagertelegraph informierte uns, dass die meisten SS-Männer das Lager um Mitternacht verlassen hatten. Frau Stana, die Lagerälteste, und viele Prominente und Kapos waren mit ihnen gegangen.

Es war der 15. April, der Geburtstag meiner Mutter, und meine Gedanken wanderten zu ihr. Wo war sie jetzt? Ich betete, dass es ihr gut ging.

Der Schlafraum war sehr voll. Vielen der kranken Kinder ging es besser, sie erholten sich vom Typhus, aber die meisten waren noch nicht kräftig genug, um hinauszugehen. Sie unterhielten sich miteinander. Es herrschte eine erwartungsvolle Stimmung.

Die Mittagszeit kam, aber es gab nichts zu essen. Wir hatten schon kein

Frühstück bekommen, aber niemand dachte an Essen. Die Luft war wie elektrisiert.

Ich lag flach im Bett, die Erregung hatte mich völlig erschöpft.

«Hetty, Hetty», hörte ich jemanden rufen.

Ich hob den Kopf und sah Inge, die sich durch eine Gruppe Kinder drängte. Inge war die Niederländerin deutscher Herkunft und hatte zusammen mit ihrer Freundin Gretel für mich das Gedicht für Schwester Lubas Geburtstag geschrieben.

«Oh, Inge», sagte ich. «Wie schön, dich wieder zu sehen. Wo hast du die ganze Zeit gesteckt?»

«Ich war sehr krank, aber ich wollte dich unbedingt sehen, deshalb bin ich gekommen.»

Ich betrachtete sie. Sie sah noch immer krank aus und war sehr dünn.

«Komm, Inge», sagte ich. «Setz dich auf mein Bett. Hier, nimm den Stuhl, dann kommst du leichter rauf.»

Inge stieg mühsam auf den Stuhl und ich half ihr auf mein Bett. Nachdem wir wieder zu Atem gekommen waren, fragte Inge: «Wie fühlst du dich, Hetty? Du bist immer noch sehr krank, man sieht es dir an.»

«Mir geht es gut», sagte ich, «ich bin nur noch ein bisschen schwach.»

Bevor Inge etwas sagen konnte, hörte man aus dem Korridor lauten Lärm. Eine Frau schrie hysterisch etwas auf Polnisch. Im Schlafräum wurde es still. Dann wurde die Tür aufgerissen und jemand rief: «Die Engländer sind da, die Engländer sind da!»

Einen Moment lang bewegte sich niemand, doch dann liefen alle, die dazu fähig waren, hinaus zum Zaun, um unsere Befreier zu sehen.

Ich sass auf dem Bett, unfähig, mich zu bewegen. Mein Herz klopfte. Ich hätte alles darum gegeben, auch zum Zaun laufen zu können. Ich schaute aus dem Fenster und sah, dass die Kinder unserer Gruppe schon ver-

schwunden waren. Nur lesie war noch zu sehen, wie er sich, auf den Stock gestützt, vorwärts kämpfte, und hinter ihm lief Jiddele, so schnell er es mit seinen kleinen Beinen konnte.

Der Anblick lesies, der sich über ein Gelände voller Leichen kämpfte, und Jiddeles, der ihm folgte, trieb mir die Tränen in die Augen, und erst als ich mich zu Inge umdrehte, traf mich die Erkenntnis, dass wir frei waren, wie ein Schlag.

«Wir sind frei, Inge», brach es aus mir heraus. «Wir sind frei.»

Wir weinten beide, als wir uns umarmten und hin- und herschaukelten. Freiheit! Freiheit! Endlich waren wir wieder frei.

Nach ein paar Stunden kamen die meisten Kinder in den Schlafraum zurück und erzählten uns, was geschehen war, als unsere Befreier das Lager betreten hatten. Die Panzer seien die Hauptstrasse entlangefahren, erzählten sie, und über einen Lautsprecher hätten sie gesagt, dass wir frei seien. Sie erzählten auch, dass englische Soldaten die Kontrolle der Küche übernommen hätten, denn es habe das Gerücht gegeben, die SS habe Gift in unser Essen getan. Deshalb müssten die Kessel erst gereinigt werden, aber morgen würde es dann etwas zu essen geben. Niemand fragte, wie die Engländer das erfahren hatten, es war uns auch egal. Wir waren frei und die Zukunft sah wieder gut aus.

Inge versprach, bald wieder zu kommen, dann ging sie gegen fünf Uhr hinaus. Sie wollte selbst sehen, was im Lager geschah, und sie wollte Gretel suchen.

Es wurde schon dunkel, als Max in den Schlafraum zurückkam. Stolz zeigte er mir zwei Paar Wollsocken und einen Pullover.

«Woher hast du das?», fragte ich.

«Die Gefangenen haben das Magazin überfallen», sagte er. «Und ich bin hineingegangen und habe mir was genommen.»

Ich begriff, dass er den ganzen Weg bis zum anderen Ende des Lagers

gegangen war. Woher hatte er die Kraft dazu genommen? Er war an diesem Morgen zum ersten Mal aufgestanden und musste sich auf einen Stock stützen, und doch hatte er diese lange Strecke zurückgelegt. Er war viel stärker als ich. Ich konnte noch nicht einmal den Versuch wagen, aus dem Bett zu kommen, geschweige denn herumzulaufen. Der Typhus musste mich härter getroffen haben als manche der anderen Kinder.

An diesem Abend gab es keine feste Schlafenszeit, die Schwestern ließen uns tun, was wir wollten. Niemand dachte an Essen, wir waren zu aufgereggt. Doch irgendwann forderte die Müdigkeit ihr Recht. Die Kleinen wurden nach meinen Anweisungen von den älteren Kindern ins Bett gebracht. Schliesslich kehrte Stille in unseren Schlafrum ein.

Früh am nächsten Morgen begann ein Exodus aus unserer Baracke. Die Jungen zogen los, um etwas zu essen zu suchen und weitere Kontakte mit unseren Befreiern zu knüpfen. Die kleineren Kinder blieben zurück und spielten im Hof. Im Lauf des Vormittags kamen Schwester Luba und Schwester Hermina und schauten, wie es uns ging. Sie blieben nicht lange, denn sie wollten zur Küche gehen, auf der Suche nach etwas zu essen. Wir hatten seit zwei Tagen nichts mehr bekommen. Am frühen Morgen hatte es Tee gegeben, und die heisse, süsse Flüssigkeit hatte geschmeckt, «als lande ein Engel auf der Zunge», wie mein Onkel Max es immer ausgedrückt hatte. Man konnte die heilende Wirkung fühlen, als die Wärme sich im leeren Magen ausbreitete.

Ich erholte mich langsamer als die meisten anderen und war zufrieden, in dem nun ruhigen Schlafrum im Bett zu liegen. Es musste um die Mittagszeit sein, als ich meinen ersten Besuch von unseren Befreiern bekam. Umringt von einigen Kindern kam er zu meinem Bett und stellte sich als Pfarrer Ted Aplin vor, aus Kanada. Die Verständigung war schwierig, da ich nicht Englisch sprach.

Er fragte mich, ob ich okay sei.

Ich verstand «okay» und nickte. Dann fragte er mich etwas über Leni. Ich konnte ihm nicht antworten. Dass es um Leni ging, hatte ich nur verstanden, weil er auf sie deutete.

«Das ist Leni», sagte ich.

Er betrachtete sie und ich konnte das Mitleid in seinen Augen sehen. Unsere Leni sah so zerbrechlich aus, sie war nur noch Haut und Knochen. Ein Fotograf kam herein und der Pfarrer bedeutete ihm, ein Foto von Leni zu machen. Jackie, der auf der unteren Pritsche sass, reckte den Hals, um auch auf das Bild zu kommen. Der Fotograf machte noch ein paar Aufnahmen, dann ging er. Die Kinder, die mit dem Pfarrer und dem Fotografen hereingekommen waren, um zu sehen, was passierte, verliessen den Schlafraum nun ebenfalls wieder, um draussen zu spielen. Das Wetter war mild, der Himmel so grau wie üblich.

Etwa eine Stunde später kam Max ganz aufgeregt herein, begleitet von einem grossen englischen Soldaten, der ein rotes Barett trug, das Kennzeichen der Fallschirmjäger, wie ich später erfuhr. «Hetty, das ist Max Monash und er ist ein Cousin von Papa. «

«Wirklich?», fragte ich den lächelnden Soldaten, der einen schwarzen Schnurrbart und warme, braune Augen hatte.

«Ja», sagte er, «ich glaube schon. Euer Vater ist Maurice, nicht wahr?»

Ich nickte. Meine Augen erforschten sein Gesicht nach einer Familienähnlichkeit, entdeckten aber keine. Max Monash stellte mir viele Fragen nach meinem Vater und über den Aufenthalt anderer Familienmitglieder. Ich konnte nur sagen, dass ich nicht wusste, was mit ihnen geschehen war. Etwa eine halbe Stunde später ging er wieder, begleitet von Lesie und Max. Er hatte versprochen, am nächsten Tag wieder zu kommen. Und er hatte mir noch eine grosse Tafel Schokolade gegeben, die ich mit einigen der Kinder teilte.

Als der Schlafraum wieder ruhig geworden war, erkannte ich, dass mich

gesunde, an den Aufenthalt im Freien erinnernde Aussehen Max Monashs am meisten beeindruckt hatte. Er hatte so sauber ausgesehen und durch den offenen Hemdausschnitt hatte ich einen Blick auf die Kette mit seinem Namen und auf das goldene Chaj* werfen können.

Ich wünschte, ich wäre kräftig genug, um aufzustehen, dachte ich. Draussen schien alles Mögliche zu passieren.

Am nächsten Tag kam Max Monash wieder, wie er versprochen hatte. Er wurde von einigen Leuten vom Roten Kreuz begleitet. Unter ihnen befanden sich auch ein junger Niederländer namens Jaap Ebeling Koning und eine hübsche niederländische Krankenschwester. Alle anderen waren Engländer. Jaaps charismatische Ausstrahlung führte dazu, dass sich sofort etliche Kinder um ihn drängten. Sie berührten ihn, um sicher zu sein, dass er wirklich da war, und fragten ihn alles Mögliche durcheinander. Jaap ging wunderbar mit den Kindern um und gab allen Schokolade, nicht ohne sie zu warnen, zu viel auf einmal zu essen.

Nach einer Weile sagte er zu den gesunden Kindern, sie sollten hinausgehen, spielen, denn die Kranken brauchten Ruhe und Erholung. Dann kam er zu meinem Bett und fragte, wie es mir gehe.

Was für ein freundlicher und wunderbarer Mensch er war. Er war ungefähr zwanzig Jahre alt und hatte sich, nachdem der Süden der Niederlande befreit worden war, den Sanitätern angeschlossen. Sein offenes Lächeln zeigte uns, dass man ihm trauen konnte. Er blieb länger als die anderen. Die Lebensbedingungen in unserer Baracke hatten sich nicht verbessert und der Geruch nach Krankheit und ungewaschenen Körpern muss ekelregend gewesen sein, doch er kümmerte sich nicht darum, und sein glückliches Lächeln trug dazu bei, dass wir uns besser fühlten.

* Goldenes Chaj – chet und jod sind zwei Buchstaben des hebräischen Alphabets und bedeuten Chaj, «Leben». Ein Chaj aus Gold wird neugeborenen Kindern geschenkt, um sie vor Unheil zu beschützen. Viele Männer tragen es auch noch als Erwachsene.

Der Dienstag, 17. April, begann mit noch mehr Tumult. Es war ein wunderschöner Tag. Die Fenster des Schlafraums standen weit offen, um die warme, frische Luft hereinzulassen. Schon früh am Morgen fuhren an unserer Baracke Lastwagen mit Leichen vorbei, auf denen auch ein paar SS-Männer sassen. Die Lastwagen fuhren zum Massengrab neben dem Krematorium. Inzwischen war ein grosser Bagger gekommen und grub ein zweites Massengrab direkt vor meinem Fenster. Etwa vierzig ungarische Soldaten marschierten an unserer Baracke vorbei und bekamen den Befehl, sich in zwei Reihen aufzustellen. Ein englischer Offizier beaufsichtigte das, was wie ein Zählappell aussah. Ich hatte keine Ahnung, was es bedeuten sollte, aber das Ganze ging noch eine Stunde weiter, bis die Soldaten in Richtung Leichenhaus davonmarschierten.

Als die Grube für das Massengrab gross genug war, kam ein Lastwagen mit verwesenden Leichen, zwischen denen sechs SS-Männer sassen. Sie bekamen den Befehl, die Leichen abzuladen und in das Massengrab zu werfen. Die englischen Bewacher waren sichtlich angespannt und wütend über die Verbrechen, die die Deutschen begangen hatten. Wenn sich ein SS-Mann nicht schnell genug bewegte oder beim Transport der Leichen einen Arm fallen liess, schlugen sie mit dem Gewehrkolben auf ihn ein und schrien: «Vorsichtig, sei vorsichtig.» Den SS-Männern war anzusehen, unter welchem Druck sie standen. Ihre früher so makellosen Uniformen waren schmutzig und in Unordnung.

Ein SS-Mann trug noch immer seine Mütze, was einen Engländer direkt vor meinem Fenster so wütend machte, dass er ihm die Mütze mit einem Hieb seines Gewehrkolbens herunterschlug und nur knapp den Kopf des Mannes verfehlte. Die Mütze flog taumelnd durch die Luft und landete auf meinem Fensterbrett. Als der Engländer das sah, kam er zu meinem Fenster und stiess die Mütze, nachdem er mich begrüsst hatte, mit seiner Gewehrspitze hinunter.

Den ganzen Tag über brachten die SS-Offiziere verwesende Leichen zum Massengrab. Diese Männer, die in der ganzen Zeit einen sicheren Abstand von all dem Entsetzlichen und Makabren gehalten hatten, auch um sich ja nicht anzustecken, standen nun knietief zwischen den faulig riechenden, verwesenden Körpern.

Ich war nur Zeugin der Beerdigung vor meinem Fenster, aber später erfuhr ich, dass die Engländer am Leichenhaus den SS-Männern beim Aufladen der Leichen manchmal ordentlich was übergezogen hatten, auch, wenn sie die Leichen nicht mit genug Respekt behandelten.

Eine der Häftlingsfrauen entdeckte Dr. Fritz Klein unter den SS-Männern. Sie rief ihm zu: «Dr. Klein, wie fühlt es sich an, wenn man am anderen Ende des Stocks ist?»

Er antwortete: «Wart's nur ab, eines Tages wirst du wieder bei mir in Auschwitz sein.»

Dieser fanatische Unmensch würde seine Niederlage nie akzeptieren.

Dr. Klein war in Auschwitz für medizinische Experimente verantwortlich gewesen, wo er Gefangene als Versuchskaninchen benutzt hatte. Er trug auch die Verantwortung für Selektionen, bei denen entschieden wurde, ob Gefangene noch arbeitsfähig waren oder in die Gaskammern gingen. Später wurde er von einem britischen Militärgericht in Lüneburg zum Tod durch den Strang verurteilt.

Am nächsten Morgen wurde die Beerdigung der Leichen fortgesetzt, aber die Engländer schlugen die SS-Männer nicht mehr, entsprechend der Order ihrer Vorgesetzten und der Genfer Konvention. Schade. Die Häftlinge hatten den Anblick genossen.

Am Vormittag kam Schwester Luba zu mir. Sie hatte ein Stück Papier in der Hand, auf dem eine Nachricht auf Deutsch stand. Sie erzählte mir, dass Maximilian, unser Wohltäter, sich im Latrinenblock neben unserer Baracke versteckt hielt. Sie brauchte Zivilkleidung für ihn, damit er fliehen konnte.

«Er hat uns früher geholfen und jetzt müssen wir ihm helfen», sagte sie.

Ich sagte, ich hätte nur noch ein paar Hemden meines Vaters, suchte in meinem Regal und fand sie bald. Sie ging weg, und etwa zehn Minuten später sah ich durch die offene Tür, wie Maximilian durch den Korridor schlich. Für eine Sekunde trafen sich unsere Blicke, als er verstohlen hereinschaute. Er sah schlampig und schmutzig aus, aber vor allem verängstigt. Wie sehr er sich seit dem letzten Mal verändert hatte. Damals war er ein mächtiger, arroganter Mann gewesen, der über Leben und Tod entscheiden konnte. Nun war er nur noch ein armseliger und zitternder Feigling.

Schwester Luba kam noch einmal zu mir und sagte, Maximilian verstecke sich in dem kleinen Raum am Anfang des Korridors.

«Hetty, ich möchte, dass du einen Brief schreibst und den Engländern erklärst, dass wir ohne Maximilians Hilfe im letzten Monat verhungert wären und dass du die Befreier bittest, gnädig mit ihm zu sein.»

Sie gab mir ein Stück Papier und einen Bleistift. Ich wollte es nicht tun, aber sie bestand darauf, und ich war noch zu schwach, um mich zu wehren. Ausserdem war ich daran gewöhnt, alles, was Schwester Luba wünschte, ohne Diskussion auszuführen. Deshalb setzte ich mich auf und schrieb auf Niederländisch:

Dieser Mann mit Namen Maximilian hat den Kindern des Kinderhauses im vergangenen Monat mit Essen geholfen, seien Sie deshalb bitte nicht zu hart zu ihm.

Ich schrieb meinen Namen und mein Alter darunter und erklärte Schwester Luba, was ich geschrieben hatte. Sie faltete das Papier zusammen und ging.

Da ich noch immer ans Bett gefesselt war, hatte ich keine Ahnung, was im Korridor passierte, aber je länger ich darüber nachdachte, dass wir einen

Feind versteckten, und dies vor der Nase unserer Befreier, die immer noch Zeuge waren, wie Tausende von Leichen direkt vor unserem Barackenfenster begraben wurden, desto unwohler wurde mir. Aber was sollte ich tun? Ausserdem war ich von dem ganzen Durcheinander sehr müde geworden und wollte einfach etwas ausruhen. Ich drehte mich mit dem Rücken zum Fenster, denn es bekam mir nicht, mit anzusehen, wie eine Leiche nach der anderen in die riesige Grube fiel. Seit unsere Befreier die Order hatten, die SS nicht mehr zu schikanieren, waren diese auch nicht mehr so vorsichtig. Manchmal zertritten sie eine Leiche über den Boden zum Grab, statt sie zu tragen. Glieder lösten sich von den Körpern, die im fortgeschrittenen Zustand der Verwesung waren, und manchmal fehlte der Leiche, die in die Grube geworfen wurde, der Kopf.

Mir wurde alles zu viel, offenbar war ich noch immer sehr geschwächt von der zerstörerischen Krankheit und schien viel länger zu brauchen als die anderen, um wieder zu Kräften zu kommen. Keine Ahnung, ob ich an diesem Tag etwas zu essen bekam oder in den Tagen davor. Alles lag wie im Nebel. Es war so viel passiert. Komme, was wolle, dachte ich, morgen stehe ich auf.

Der Schlafraum war den ganzen Tag über leer, die Kinder spielten draussen in der Sonne oder liefen durch das Lager. Nur Bella, Mala, Leni, Maurice und ich lagen noch immer im Bett. Bella und Maurice hatten die Krise zwar überstanden, waren aber noch ziemlich schlecht dran. Mala und mir ging es schon viel besser. Erstaunlicherweise hatte sich Leni, obwohl sie so schwach und dünn war, nicht mit Typhus angesteckt.

Am Nachmittag besuchte mich Inge. Ich schimpfte mit ihr, weil sie so lange weggeblieben war. Sie hatte sich schon so gut erholt, dass sie ohne Hilfe zu mir aufs Bett steigen konnte.

«Wo warst du so lange?», fragte ich.

«Na ja», sagte sie, «nachdem ich dich am Sonntag verlassen hatte, wollte ich Gretel in der SS-Apotheke besuchen und stellte fest, dass sie

im früheren Schlafquartier der SS ein provisorisches Krankenhaus eingerichtet hat, und da habe ich ihr eben geholfen.»

«Du schläfst im SS-Quartier?», fragte ich. Ein Schauer überlief mich, wenn ich daran dachte.

Als sie den Schrecken in meinen Augen sah, versicherte sie mir, dass kein SS-Mann mehr in dem Gebäude war.

«Sie sind alle eingesperrt worden», sagte sie.

Ich war nicht ganz überzeugt und hatte das schreckliche Gefühl, dass sie jederzeit zurückkommen könnten.

«Du brauchst keine Angst zu haben, Hetty», sagte Inge und legte die Arme um mich. «Die SS ist weg. Wir sind frei.»

Nach einer Weile beruhigte ich mich und akzeptierte Inges Versicherungen. Sie blieb ungefähr zwei Stunden bei mir, redete und redete, doch dann musste sie wieder zu Gretel gehen, um zu helfen, falls sie gebraucht würde. Nur widerstrebend liess ich sie ziehen. Ich umarmte sie und sagte, dass ich am nächsten Tag aufstehen würde.

«Gut», sagte Inge. «Ich komm bald wieder zu dir.»

Sie gab mir einen Abschiedskuss, glitt von meiner Pritsche und verschwand.

Am nächsten Tag wartete ich, bis der Schlafraum fast leer war, dann bereitete ich mich darauf vor, das Bett zu verlassen. Ich nahm meinen grau karierten Rock und meinen Pullover aus dem Regal und zog mich oben auf dem Bett an, so wie ich es in den letzten sieben Monaten immer getan hatte, dann liess ich mich vom Bett auf den Stuhl daneben gleiten. Von da aus konnte ich, indem ich mich an der Pritsche festhielt, leicht den Boden erreichen. Ich stand etwas wacklig auf den Beinen. Der Rock schlackerte um meine Knöchel, und erst da fiel mir auf, wie sehr ich abgenommen hatte, der Rock war mir viel zu gross geworden. Mein Mantel hing an meinem Bettende, und ich erinnerte mich, dass unter dem Kragen eine Sicherheitsnadel

war, die ich benutzt hatte, um beim Zählappell den Kragen gegen den kalten Wind hochzustellen. Ich nahm die Sicherheitsnadel ab und benutzte sie jetzt, um meinen Rock zu halten.

So weit gekommen, versuchte ich zu gehen, aber meine Beine waren wie aus Gummi. Ich konnte kaum stehen, stützte mich an den Pritschen auf beiden Seiten ab und bewegte vorsichtig die Füße.

«O Hetty, ich freue mich, dass du aufstehen kannst», sagte Leni, die meine Fortschritte von ihrem Bett aus beobachtete.

Ich lächelte zu ihr hinauf, als ich mich langsam vorbeisob. Inzwischen hatte ich die Tür erreicht und betrat den Korridor. Niemand war zu sehen. Ich wandte mich zum Esszimmer, dabei stützte ich mich an der Wand ab. Das Esszimmer war leer, alle waren draussen. Ich beschloss, zur Toilette zu gehen, die durch eine grobe Holztür vom Ende des Korridors getrennt war. Natürlich war das keine Toilette mit Wasserspülung, sondern ein Eimer, über den man ein Holzbrett gelegt hatte. Aber immerhin bedeutete es eine gewisse Privatsphäre. Ich wollte den Eimer nicht benutzen, sondern nur auf dem Holzbrett sitzen und beten und Gott danken für die wiedergewonnene Freiheit, ihn bitten, über meinen Vater und meine Mutter zu wachen und sie heil und sicher nach Hause zurückzubringen.

Die Gefühle überschwemmten mich, heisse Tränen liefen über meine Wangen. Nach einer Weile beruhigte ich mich und wischte mir mit dem Ärmel meines Pullovers die Tränen ab. Ich blieb noch ein paar Minuten auf der Toilette sitzen, und als ich hinausging, schloss ich die Tür fest hinter mir.

Langsam schob ich mich den dunklen Korridor zurück zur offenen Tür und zum Tageslicht. Ich sehnte mich nach frischer Luft. Als ich die Tür fast erreicht hatte, kam ein englischer Soldat herein. Einen Moment lang blieb er stehen, und als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, entdeckte er mich und fragte auf Deutsch: «Bist du Hetty?»

«Ja», antwortete ich.

«Gut», sagte der Soldat. «Ich möchte, dass du mit mir kommst. Die Kinder haben mich geschickt. Wir haben sie gebeten, etwas für uns zu singen, aber sie wollen es ohne dich nicht tun.»

Ich zögerte. Ich war noch immer misstrauisch und hatte Angst.

«Wo sind die Kinder?», fragte ich.

Er sah, dass ich mich unbehaglich fühlte, lächelte und sagte: «Du brauchst keine Angst zu haben, ich bringe dich zu ihnen. Sie sind nur ein bisschen weiter die Strasse hinauf.»

Er streckte die Hand aus, um mir die paar Stufen hinunterzuhelfen, und ich ging langsam auf das Tor zu. Er sah, dass ich nicht gut laufen konnte und vergeudete keine Worte. Er hob mich hoch und trug mich die Strasse hinauf, wo sich die Kinder um einen Jeep versammelt hatten. Vorsichtig setzte er mich hinten auf das Fahrzeug.

Die Kinder drängten sich um mich, und Max erzählte mir, dass die Soldaten sie aufgefordert hätten, etwas für das Radio zu singen, aber sie hätten sich nicht auf ein Lied einigen können, bis sie auf «Ferdinand war ein Bulle» gekommen seien. Das war ein Lied des niederländischen Duos Jonnie & Jones, die nach Auschwitz geschickt worden waren. Und natürlich würden wir auch «Baracke 17» singen.

Nach ein paar falschen Anfängen und unter der Leitung von zwei Soldaten wurde das Lied aufgenommen. Als die Soldaten zufrieden waren, sagte einer, er wolle mir ein paar Fragen auf Deutsch stellen und die Antworten aufnehmen. Ich sagte, mein Deutsch sei sehr beschränkt, aber er fand es in Ordnung.

Die meisten Kinder waren inzwischen zur Baracke zurückgegangen und es war ruhig genug für mein Interview. Der Soldat, der mich hergetragen hatte, war immer noch da und lächelte mich ermutigend an. Das Tonbandgerät wurde eingeschaltet und der Soldat stellte die erste Frage.

«Wie heisst du?»

«Hetty Werkendam», antwortete ich.

«Wie alt bist du?», fragte er.

«Ich bin fünfzehn Jahre alt.»

Das Interview* wurde fortgesetzt. Wir machten es zweimal, um sicherzugehen, dass es geklappt hatte. Die Soldaten bedankten sich bei mir, und derjenige, der mich zuvor hergetragen hatte, trug mich jetzt wieder zur Baracke zurück.

Ich war glücklich über das Interview, konnte aber nicht wissen, dass es in der ganzen Welt ausgestrahlt werden würde. Später erfuhr ich, dass Verwandte und Freunde in Belgien, Holland, Schweden und sogar bis Buenos Aires mich gehört hatten, und auf diese Weise erfuhren die wenigen Familienmitglieder, die davongekommen waren, dass ich noch am Leben war.

* vergl. Anhang, Seite 338-339.

11. KAPITEL

Es war Samstag, der 21. April 1945, der Geburtstag meines Vaters. Die Sonne schien strahlend, als früh am Morgen Krankenwagen und Lastwagen ankamen, um uns an einen anderen Ort zu bringen. Soldaten mit Rotkreuzbinden an den Armen kamen in den Schlafräum und sagten, wir müssten alles zurücklassen und dürften nur das behalten, was wir am Leib trugen, um zu verhindern, dass sich der Typhus überall ausbreitete. Wir hatten grosse Angst, weil wir nicht wussten, wohin wir gingen. Die traumatischen Erfahrungen früherer Evakuierungen waren uns noch zu gut in Erinnerung.

Zuerst stiegen alle, die gut laufen konnten, auf die Lastwagen, auch Max und Jackie. Ich rief vom Fenster aus, sie sollten mich mitnehmen, aber der Lastwagen fuhr ohne mich los. So schnell ich konnte, stieg ich vom Bett, aber ich war noch zu schwach, um lange zu laufen. Als ich stehen blieb und nach Luft rang, hob mich ein Soldat hoch und trug mich zu einem wartenden Krankenwagen, in dem sich bereits Leni und Maurice befanden. Beide lagen auf Tragbahnen und etwa zehn andere Kinder sassen auf dem Fussboden.

Plötzlich fiel mir ein, dass ich Robbie drinnen zurückgelassen hatte. Ich versuchte, aus dem Krankenwagen zu steigen, wurde aber von einem Roten-Kreuz-Soldaten daran gehindert. Ich bat ihn, Robbie für mich zu finden. Inzwischen war ich schon ziemlich hysterisch und rief laut Robbies Namen. Als er meine Verzweiflung bemerkte, schickte der Soldat jemanden hinein,

um Robbie für mich zu suchen. Er befahl auch dem Fahrer, der mit seiner Ladung kranker Kinder am liebsten sofort losgefahren wäre, noch zu warten. Etwa fünf Minuten später kam der Soldat mit Robbie und mit Jiddele zurück. Wie glücklich ich war, die beiden Kleinen zu sehen. Sie wurden in den Krankenwagen gehoben und drückten sich sofort an mich. Wie in aller Welt hatte ich sie vergessen können.

Der Krankenwagen fuhr los und wir verliessen den Ort des Schreckens. Das Auto hatte keine Hecktüren, deshalb konnten wir sehen, wohin wir fuhren. Bald lag das Konzentrationslager Bergen-Belsen hinter uns und wir fuhren über eine asphaltierte Strasse. Nach kurzer Fahrt erreichten wir ein Gruppe von Häusern, die, wie wir später erfuhren, Kasernen der Wehrmacht gewesen waren.

Als Erstes sahen wir gepflegte, zweistöckige rote Backsteingebäude mit Gärten und Rasenflächen. Unser Krankenwagen hielt vor einem Haus, das aussah wie eine Garage. Soldaten und Krankenschwestern halfen uns heraus und brachten uns hinein. Durch das hohe Fenster fiel Sonnenlicht. Ich wurde auf einen Tisch gehoben, und ein Arzt untersuchte mich und stellte fest, dass ich vierunddreissig Kilo wog. Dann wurde mir befohlen, still zu stehen. Ein Soldat kam mit etwas, das aussah wie ein Staubsauger. Die Krankenschwester hielt den Schlauch unter mein Hemd, während der Soldat eine Wolke grauen Puders herausblies. Der Vorgang wurde von vorn und von hinten unter meinem Pullover wiederholt, auch meine Haare bekamen eine Dosis dieses seltsam riechenden Pulvers ab. Es war ein Desinfektionsmittel. Ich stand in der grauen Wolke, bis die Krankenschwester mich hinausführte, wo ich zum Glück wieder frische Luft atmen konnte.

Draussen waren grosse Tische mit vielen Kleidungsstücken in allen Grössen und Farben, und jeder konnte sich saubere Sachen zum Anziehen aussuchen. Neben den Tischen sah ich die Frau mit dem süssen Baby, die auf der anderen Seite unseres Korridors gewohnt hatte. Sie trug den wun-

derschönen ungarischen Rock, den mir Schwester Luba gegeben hatte, bevor ich krank geworden war.

In diesem Moment erst wurde mir klar, dass ich vergessen hatte, meine Erinnerungsstücke aus meinem Regal zu nehmen: Hermans Swann-Füller, die Uhr mit seinem Photo und dem Zifferblatt. Vor lauter Angst, weil Max und Jackie ohne mich weggefahren waren, hatte ich die Sachen zurückgelassen. Ich war so aufgeregt, dass ich anfang zu weinen. In der letzten Zeit kamen mir schnell die Tränen. Schwester Luba, die mit einem früheren Lastwagen gekommen war, fragte mich, was los war. Schluchzend erzählte ich es ihr.

«Komm», sagte Schwester Luba, «unser neues Haus ist nur etwa hundert Meter von hier entfernt.»

Sie nahm mich an der Hand und wir gingen langsam über einen Rasen zu einem zweistöckigen Gebäude. Schwester Luba versprach, sie würde jemanden zum Lager zurückschicken, um den Füller und die Uhr zu holen. Ich wusste gut genug, dass die Exgefangenen, wenn wir erst einmal weg waren, sich wie die Geier auf das Kinderhaus stürzen würden, auf der Suche nach irgendetwas Brauchbarem.

Wir betraten unser neues Haus, und ich war glücklich, Schwester Hermina zu sehen, sauber und in einer weissen Schwesternschürze. Ihre dichten, welligen Haare hatte sie zurückgesteckt, sie sah wirklich sehr hübsch aus. Sie lächelte, als sie mich mit Schwester Luba hereinkommen sah. Ich erzählte ihr sofort von meinem Unglück, dass ich meine kostbaren Erinnerungsstücke an meinen Freund Herman verloren hatte. Sie legte die Arme um mich, und Schwester Luba wiederholte abermals, sie würde sofort jemanden hinschicken, um nach ihnen zu suchen.

Schwester Hermina brachte mich in die Küche, den ersten Raum neben dem Eingang. Dort standen Stühle um einen langen Tisch. Sie sagte, ich

solle mich hinsetzen, und stellte mir gleich eine Schüssel Brei und einen Becher heißen Tee hin. Ich brachte aber nur zwei Löffel voll hinunter.

Dann führte sie mich langsam am Geländer der Treppe ins obere Stockwerk hinauf. Ich betrat einen hübschen Raum, in dem nur zwei Betten mit schneeweissem Bettzeug standen. Ich traute meinen Augen nicht.

«Kann ich hier schlafen?», fragte ich.

«Ja», sagte Schwester Hermina. «Eines der ungarischen Mädchen wird das Zimmer mit dir teilen.»

Ich ging zu einem Bett und strich mit der Hand über das weiße Bettzeug. Es roch so angenehm. Schwester Hermina sagte, wir müssten nun hinuntergehen und schauen, ob die anderen Kinder angekommen seien.

Mein Gott, dachte ich, wo sind Max und Jackie?

Und wieder hatte ich Robbie und Jiddele vergessen. Ich folgte Schwester Hermina die Treppe hinunter, wobei ich mich mit beiden Händen wieder am Geländer festhielt. Die Diele war voll, denn inzwischen waren die meisten Kinder angekommen. Schwester Luba stand mitten unter ihnen. Auch ein paar englische Krankenschwestern waren da und halfen, für jeden einen Schlafplatz in einem der vielen Räume des Gebäudes zu finden. Ich sah Leslie und fragte ihn, ob er meine Brüder gesehen habe.

«Ja», sagte er. «Sie sind losgezogen, um das Lager zu erforschen. Sie sind in Ordnung, mach dir keine Sorgen.»

Es war seltsam, nicht mehr im Schlafrum zu schlafen und von Max und Jackie getrennt zu sein, doch die kühlen Laken und der saubere Pyjama fühlten sich so gut an, dass ich sehr schnell einschlief und erst spät am nächsten Morgen wieder aufwachte.

Das ungarische Mädchen war schon weg. Ich zog mich an und ging hinunter. Schwester Luba stand in der Diele und machte ein sehr verärgertes Gesicht. Ich erkundigte mich, was los sei.

«Diese Französin, Maria, hat Essen und Schutz in unserer Baracke bekommen, und jetzt reißt sie hier alles an sich», sagte sie.

Ich schaute in die Richtung, in die Schwester Luba zeigte, und konnte Maria sehen, die sich angeregt mit zwei französischen Roten-Kreuz-Schwestern unterhielt. Ich wollte zu ihr hinübergehen, als Jaap Ebeling mit einer netten niederländischen Krankenschwester hereinkam. Ich erklärte Jaap die Situation und drängte ihn, etwas zu unternehmen. Zusammen mit Jaap ging ich zu Maria und den französischen Krankenschwestern. Zu meiner Überraschung sprach er fließend Französisch und nach einer kurzen Unterredung war Schwester Lubas Position gerettet. Jaap stellte Schwester Luba und mich vor und machte allen klar, dass sie für das Kinderhaus verantwortlich war.

Das Wetter war nieselig, der Himmel grau. Die meisten Kinder spielten und rannten vor dem Haus im feuchten Gras herum. Ich ging ein bisschen neben ihnen her, aber dann wurde ich so müde, dass ich ins Haus zurückmusste.

Es fiel mir sehr schwer, die Treppen wieder hinaufzukommen. Eine Schwester kam mir zu Hilfe und brachte mich ins Bett, nachdem sie mir den Mantel und die Schuhe ausgezogen hatte. Sie deckte mich gut zu, dann ging sie. Langsam liess die Kälte, die in meinen Körper gekrochen war, nach und machte einer angenehmen Wärme Platz. Ich döste ein und musste wirklich tief geschlafen haben, denn als ich aufwachte, war es schon später Nachmittag.

Das ungarische Mädchen kam zurück, als es dunkel wurde. Sie war mindestens so alt wie ich und gross, gut entwickelt für ihr Alter und schon sehr erfahren. Etwa vier Wochen vor der Befreiung war sie nach Bergen-Belsen gekommen und hatte die langen Monate des Mangels, des Hungers und der Verzweiflung nicht miterlebt. Auch mit Typhus hatte sie sich nicht angesteckt. Sie war robust und energisch. Wir konnten uns mit unserem sehr kleinen deutschen Wortschatz nur mühsam verständigen. Als sie ins Zimmer kam, holte sie eine Schachtel Zigaretten nach der anderen aus ihren

Taschen und aus ihrer Bluse und legte sie auf ihr Bett. Ich beobachtete sie erstaunt.

«Was tust du mit all den Zigaretten?», fragte ich. «Rauchst du?»

«Nein», sagte sie. «Aber wenn ich mit diesen Zigaretten nach Hause komme, sind sie viel Geld wert und ich kann Essen dafür kaufen. Ich frage jeden Soldaten nach Zigaretten.»

Daran hatte ich nie gedacht. Kinder aus Osteuropa waren viel gerissener als wir, die wir aus dem Westen kamen. Ich hatte das Gefühl, als hätten wir völlig verschiedene Mentalitäten. Das war mir schon in Bergen-Belsen klar geworden. Ich erinnerte mich noch genau an die Polin, die einmal in der Baracke an die Esszimmertür geklopft hatte. Ich hatte aufgemacht und eine Frau gesehen, die etwas trug, was in ein schneeweisses Tuch eingewickelt war.

«Fleisch», flüsterte sie und lüftete einen Zipfel des Tuchs, um ein wunderbares Herz freizulegen. In meiner Unschuld kam es mir nicht in den Sinn, dass irgendetwas damit falsch sein könnte, deshalb rief ich Schwester Luba. Diese kam zur Tür und fragte die Frau, was sie wolle, doch als ihr das Herz gezeigt wurde, explodierte sie vor Wut und jagte die Frau sofort weg. Dann sagte sie zu mir, ich müsse sehr vorsichtig sein, das sei ein menschliches Herz gewesen. Da erst verstand ich. Wo sonst hätte die Frau ein Herz herbekommen können? In der Küche der Gefangenen gab es solches Essen nicht.

Meine Gedanken kehrten zur Gegenwart zurück, und als das ungarische Mädchen, deren Namen ich nicht wusste, die Zigaretten in einen schon fast vollen Kissenbezug stopfte, beschloss ich, ebenfalls um Zigaretten zu bitten, die ich mit nach Hause nehmen könnte.

Ich sass in der Diele auf einem Stuhl. Mein rechter Arm tat weh, weil ich seit drei Tagen ununterbrochen geschrieben hatte. Jaap Ebeling Koning war eines Tages gekommen und hatte mich gefragt, ob ich das, was ich in

Bergen-Belsen erlebt hatte, aufschreiben könne. Er erklärte, es sei ein Wunsch des englischen Militärhauptquartiers, man wolle sichergehen, dass die Schrecken des Lagers für die Zukunft festgehalten würden. Wie hätte ich unseren Befreiern diesen Wunsch abschlagen können? Ich stimmte also zu, und Jaap brachte mir einen Stift und Papier und richtete mir einen Platz in einem kleinen Raum neben der Treppe her. Dort war ich ungestört. Ab und zu brachte mir eine Krankenschwester eine Tasse Tee oder ein belegtes Brot. Sie fragten, wie ich vorwärts komme, und sagten, ich solle mir Zeit lassen. Nun war ich fertig mit meiner Geschichte und bereit, sie Jaap zu übergeben.

Ich wurde noch immer schnell müde und konnte nicht viel essen. Die Roten-Kreuz-Schwester gaben sich grosse Mühe, eine wie die andere, um mich zu ein bisschen Haferbrei oder sonst etwas zu überreden, wozu ich Lust haben könnte. Eines Morgens bat ich um ein Spiegelei. Während der vielen Monate im Lager hatte ich mich immer nach einem Ei geseht. Die Schwester, die neben mir sass, lächelte glücklich, als sie meine Bitte an den Koch weitergab. Aber als es ein paar Minuten später kam, brachte ich es nicht runter. Beim Geruch nach Essen wurde mir schlecht, und keine Überredungskünste konnten mich dazu bringen, das Ei zu probieren.

Von meinem Platz in der Diele konnte ich durch die offene Haustür die Kinder auf dem Rasen spielen sehen. Max und Jackie waren mit ein paar anderen Kindern morgens losgezogen, um die Gegend zu erforschen, wie sie es nannten. Ab und zu kamen sie zurück und berichteten mir, was sie gesehen und erlebt hatten. Lesie erzählte von einem grossen englischen Soldaten mit strahlend roten Haaren, der Onkel Tinus heisse, und drängte mich, schnell gesund zu werden, damit ich ihn besuchen könne.

Das Nieselwetter hielt an, trotzdem beschloss ich, ein bisschen hinauszu-gehen und frische Luft zu schnappen. Ein paar Engländer stellten Schau-

keln für die Kinder auf. Sie waren wundervoll, unsere Befreier. Ich schaute eine Weile zu, doch dann spürte ich, wie die Kälte durch meine Kleider drang, und ging ins Haus zurück.

Ich war mitten im Flur, als ich hörte, wie mein Name gerufen wurde. Ich drehte mich um und sah Maurice, und mir dämmerte, dass ich ihn in der ganzen letzten Zeit nicht gesehen hatte.

«Hallo, Maurice», sagte ich. «Wo bist du gewesen?»

«Ich war im Krankenhaus», antwortete er. «Leni ist tot, Hetty. Leni ist tot.»

Er sah sehr knochig aus und sein Mantel war ihm viel zu gross. Seine Schultern hingen nach vorn und Tränen liefen über seine hohlen Wangen. Ich vergass auf der Stelle meine Schwäche, ich lief zu ihm und legte die Arme um ihn, während er sich an meiner Schulter ausweinte. Ich fühlte seinen Schmerz und weinte auch. Nach einer Weile fasste ich mich wieder und beruhigte Maurice mit sanfter Gewalt. Als er sein tränenüberströmtes Gesicht hob, fragte ich ihn: «Wann ist sie gestorben?»

«Vor zwei Tagen.»

«Weisst du, wo man sie begraben hat?», fragte ich.

Maurice schüttelte den Kopf, unfähig zu sprechen.

«Mach dir keine Sorgen», sagte ich, «wir finden es heraus.»

Maurice nickte, er bekam noch immer kein Wort heraus. Ich sagte zu einer Krankenschwester, die gerade vorbeikam, dass Maurice aus dem Krankenhaus gekommen sei und ein Bett brauche. Sie führte ihn durch den Flur, nachdem ich ihm versichert hatte, hier auf ihn zu warten.

Ich habe keine Ahnung, was mit mir passiert war, als ich Maurice tröstete, aber danach fühlte ich mich sehr viel stärker und in der Lage, wieder etwas für die Kinder zu tun. Maurice brauchte mich, und ich musste stark sein, um für ihn Lenis Grab zu finden. Als er zurückkam, gingen wir beide in die Küche, und ich schaffte es zum ersten Mal, einen Teller Brei zu essen, ohne dass mir schlecht wurde.

Als wir die Küche verliessen, wollte sich Maurice ein bisschen ausruhen. Ich ging zu Schwester Lubas Zimmer, um ihr die traurige Nachricht von Lenis Tod mitzuteilen. Ihr Zimmer war neben der Küche, und als ich eintrat, waren schon etliche Leute darin, sowohl die Schwestern Luba, Hermina und Hella als auch drei englische Offiziere und ein kanadischer. Sie versuchten, sich miteinander zu unterhalten, was offensichtlich zu lustigen Resultaten führte. Die Männer fingen immer wieder an zu lachen, wenn einer von ihnen nicht die richtigen Worte fand, um den Frauen, die kein Englisch sprachen, irgendetwas zu erklären.

Ausser ihrer Unterhaltung war noch das Radio zu hören. Es war ein deutscher Sender, und der Sprecher verkündete, dass sich die Russen vom Osten und Norden her Berlin näherten. Alle im Raum wurden still und lauschten. Der Sprecher im Radio rief alle Jungen ab zwölf auf, sich zur Verfügung zu stellen und Berlin gegen die Russen zu verteidigen. Fanatisch befahl er den Jungen, aus ihren Wohnungen zu kommen. Immer wieder rief er, wie weit die Russen in Berlin vordrangen, und es hörte sich an, als finde ein Strassenkampf statt, denn er sagte den Jungen genau, zu welchen Strassen sie gehen sollten, um den Angriff der Russen zu stoppen.

Plötzlich wurde die Sendung unterbrochen und eine englische Stimme verkündete Hitlers Tod, gefolgt von der englischen Nationalhymne. Der kanadische Offizier, der bisher faul auf einem Sessel gesessen hatte, die Beine über der Lehne, sprang auf und stand stramm, die Hand zum Gruss erhoben. Die anderen Soldaten folgten seinem Beispiel. Irgendjemand sagte, sie sollten jetzt besser zu ihren Quartieren zurückgehen, denn es könnte nun, da die Russen in Berlin waren und der Führer tot, neue Befehle geben.

Nachdem die Soldaten gegangen waren, sprachen wir über die neuesten Nachrichten, aber eigentlich interessierte uns nicht, was in Berlin passierte, für uns hatte der Krieg am 15. April 1945 aufgehört.

Es war ein warmer Frühling und unsere übliche Gruppe stand in der Diele, als Lesie erklärte, er habe grosse Lust auf Hühnersuppe.

«Warum ziehen wir nicht los und klauen uns ein Huhn von einem Bauernhof?», fragte er.

Alle stimmten zu, nur ich sagte: «Erst müssen wir herausfinden, wo Leni begraben ist.»

Unsere Gruppe bestand aus Lesie, Max, Jackie, Maurice, Loukie und mir. Wir liefen über die Felder zu dem bewaldeten Gürtel ausserhalb des Lagers. Dort, unter den Bäumen, standen kleine Zelte, in denen die englischen Soldaten untergebracht waren. Obwohl es mitten am Tag war, schliefen einige von ihnen, andere sassen vor ihren Zelten. Ein Soldat rief uns zu sich, um sich mit uns zu unterhalten. Das war etwas schwierig, denn unser Englisch beschränkte sich auf einige wenige Wörter. Irgendwie bekamen wir heraus, wo der Friedhof war. Einer der Soldaten schenkte mir eine Zahnbürste und ein kleines, rundes Döschen mit Zahnpasta. Max verlangte ebenfalls eine Zahnbürste und Zahnpasta, denn wir hatten uns seit Monaten nicht mehr die Zähne putzen können. Bald bekamen wir alle Zahnbürsten von den anderen Soldaten, die sich zu uns gesellten. Wir dankten ihnen für ihre Freundlichkeit und machten uns auf den Weg zum Friedhof. Langsam liefen wir zwischen den Bäumen hindurch. Es war ein gutes Gefühl, in Freiheit herumzugehen.

Es dauerte nicht lange, da bemerkten wir zu unserer Rechten eine Lichtung, die von einem weissen Zaun umgeben war, und erkannten den Friedhof. Wir betraten ihn und ein Mann kam über die Lichtung auf uns zu. Er fragte uns auf Polnisch, was wir wollten, oder jedenfalls dachten wir, dass er das fragte. Ich nahm an, dass er den Friedhof bewachte, und reichte ihm ein Stück Papier mit Lenis Namen. Er ging zu einer kleinen Hütte unter den Bäumen, und als er zurückkam, deutete er auf einen Platz in der zweiten Reihe frischer Gräber.

Die erste lange Reihe der Massengräber war schon voll, und Lenis Kör-

per war in der zweiten Reihe begraben worden, die gerade erst angefangen worden war. Wir standen still vor der Stelle, die der Pole uns gezeigt hatte, und dachten, wie traurig es war, dass Leni nicht mit uns zusammen die Freiheit geniessen konnte.

Maurice stand mit gesenktem Kopf da, aber er weinte nicht. Er hatte keine Tränen mehr. Ich konnte sehen, wie erleichtert er war, zu wissen, wo Leni ruhte. Ich drehte mich um und betrachtete die Bäume in der Nähe und merkte mir, wie weit Lenis Grab vom Eingang entfernt war. Ich wollte nicht vergessen, wo wir unsere Leni zurücklassen mussten.

Dann standen wir wieder vor dem Friedhof und überlegten, was wir jetzt tun sollten. Lesie erinnerte uns daran, dass wir ein Huhn finden wollten. Wir folgten der Strasse und wurden wieder vergnügter, je weiter wir den Friedhof hinter uns liessen. Etwa eine Viertelstunde später trafen wir auf einen Bauernhof. Es muss Mittagessenszeit gewesen sein, denn der Bauer und seine Familie sassen auf der Wiese, in der warmen Sonne, und assen. Als wir näher kamen, stand die Frau auf und sagte etwas zu den anderen, bevor sie ins Haus ging. Langsam zogen sie sich alle ins Haus zurück, ausser einem etwa zwölfjährigen Mädchen. Sie blieb sitzen und schaute uns neugierig an. Wie die anderen ihrer Familie auch, sah sie dick und rosig aus, strotzend vor Gesundheit. Nein, sie hatten im Krieg nicht gehungert. Sie waren gut genährt. Wie sollte man glauben können, dass sie nichts von dem gehört oder gewusst hatten, was nur ein paar Kilometer entfernt in Bergen-Belsen geschehen war?

Der Vater kam aus dem Haus und rief das Mädchen hinein, Lesie näherte sich dem Mann und fragte ihn, ob wir ein Huhn haben könnten. Der Mann schüttelte den Kopf und drängte seine Tochter zur Eile. Schnell verschwanden sie im Haus und schlossen die Tür fest hinter sich. Eine Weile lang standen wir da, unschlüssig, was wir als Nächstes tun sollten. Da und dort sahen wir ein Huhn, das neben dem Haus scharrte, aber die Angst in uns

«funktionierte» noch immer, und wir waren, trotz unserer vorigen Angeberei, immer noch zu verschreckt, es einfach zu fangen und mitzunehmen.

Wie gingen weiter. Die Landstrasse war verlassen, die Sonne schien auf die Felder, die sich vor uns erstreckten. Ausser dem Gesang der Vögel war nichts zu hören. Jackie und Max gingen voraus, lesie und Loukie folgten, Maurice und ich bildeten die Nachhut. Nach einer Weile blieben Max und Jackie stehen und warteten auf uns.

«So weit das Auge reicht, gibt es kein anderes Haus, und Jackie und ich sind sehr müde», sagte Max. «Deshalb denke ich, wir sollten lieber zurückgehen.»

lesie war unglücklich, weil wir seiner Meinung nach zu schnell aufgaben, aber Maurice und Loukie wollten ebenfalls zurückgehen, denn wir hatten uns, ohne es zu merken, sehr weit von den Häusern entfernt, in denen wir untergebracht waren. Wir konnten es nicht einmal mehr sehen. Ich stand ganz hinten in unserer kleinen Gruppe, als ich sah, wie sich etwas im hohen Gras bewegte und zwei englische Soldaten mit angelegten Gewehren auftauchten, was sehr bedrohlich aussah. Ich fühlte, wie sich meine Nackenhaare sträubten und erkannte die Gefahr, in der wir uns befanden.

«Halt! Nicht bewegen!», schrie einer der Soldaten.

Wir sechs blieben wie erstarrt stehen. Während uns der erste Soldat in Schach hielt, verlangte der andere unsere Papiere und wollte wissen, wohin wir gingen.

«Keine Papiere, Kinder aus dem Kinderhaus, Bergen-Belsen», sagte ich.

Das schien ihm etwas zu sagen, denn er drehte sich um und rief etwas in die Richtung eines scheinbar leeren Feldes. Sechs andere Soldaten tauchten auf und kamen mit angelegten Gewehren auf uns zu. Sie bildeten einen Kreis um uns und ein Soldat, der aussah, als sei er der Befehlshabende, fragte grob: «Wohin geht ihr und wer seid ihr?»

Ich erschrak und begann zu zittern. lesie sagte: «Wir sind die Kinder vom Kinderhaus in Bergen-Belsen.»

Die Soldaten diskutierten die Antwort, dann sagte einer: «Geht, geht, geht!» Dabei deutete er in die Richtung unserer Häuser.

Das musste man uns nicht zweimal sagen – wir rannten, so schnell uns unsere Füße trugen. Offensichtlich waren wir, ohne es gemerkt zu haben, einer Kontrollpatrouille in den Weg gelaufen. Wir hatten einfach nicht daran gedacht, dass noch immer Krieg herrschte, und mussten die Demarkationslinie jener vierzig Quadratkilometer überschritten haben, die den Engländern von den Deutschen kampfflos übergeben worden waren, bevor Bergen-Belsen befreit wurde.

Ausser Atem liefen wir am Friedhof vorbei, und als wir in der Ferne den englischen Wachposten sahen, wussten wir, dass wir nicht mehr weit von unserem Camp entfernt waren. Wir sagten uns immer wieder, was wir für ein Glück gehabt hatten. Wir sahen schon die Zelte der Soldaten, als wir plötzlich hinter uns ein Motorrad hörten. Wir schauten über die Schulter zurück, und als der Soldat auf dem Motorrad näher kam, hörten wir ihn rufen: «He, he!»

Wir warteten keine Sekunde, sondern fingen wieder an zu rennen, aber der Soldat hörte nicht auf zu rufen: «He! He, Kinder!»

lesie musste die Stimme erkannt haben, denn er drehte sich um und rief dann laut: «Hetty, es ist Onkel Tinus, von dem ich dir schon erzählt habe.»

Wir blieben stehen und wandten uns Onkel Tinus zu, aber aus sicherer Entfernung.

Der Soldat bremste, stieg aber nicht vom Motorrad.

«Children», rief er, «the war is over.»

Wir schauten uns an, konnten aber nicht verstehen, was er meinte. Onkel Tinus hob seinen Arm, als wäre er ein Gewehr, und rief laut: «Peng, peng, peng, vorbei!», und winkte wieder.

Max war der Erste, der es kapierte.

«Hetty», rief er, «der Krieg ist aus.»

lesie rannte zu Onkel Tinus und rief: «Peng, peng, vorbei?»

«Ja, ja», sagte Onkel Tinus, dann liess er sein Motorrad wieder an und fuhr schnell weiter, um die gute Nachricht zu verbreiten.

Wir hüpfen herum vor Glück und schrien uns die Kehlen heiser. Dann rannten wir in Richtung unseres Hauses, und als wir an den englischen Zelten vorbeikamen, verkündigten wir laut die gute Nachricht.

«The war is over, the war is over», riefen wir Schwester Luba zu, als wir in ihr Zimmer platzten, aber wir mussten es auf Deutsch übersetzen, denn sie verstand nicht, was wir ihr zu sagen versuchten. Was für ein Glück! Wir lachten, wir küssten uns, wir sangen. Alle unterdrückten Gefühle brachen aus uns heraus, und wir dankten Gott dafür, dass er unser Leben gerettet hatte.

Am nächsten Tag wurden auf dem Feld vor unserem Haus zwanzig Kanonen in zwei Reihen aufgestellt, je zehn einander gegenüber. Wir erfuhren, dass da eine offizielle Feier zum Kriegsende stattfinden würde. Am Morgen danach kamen Lastwagen, Soldaten luden Munition ab und stapelten sie neben jede Kanone. Ohne dass man es ihnen sagen musste, hielten sich die Kinder in sicherer Entfernung von den gefährlich aussehenden Geschützen, aber wir beobachteten jede Bewegung der Soldaten.

Um sechs Uhr abends stellten wir uns auf, um die Schau zu sehen. Jeeps mit hochrangigen Offizieren kamen, um dem Salut zum Kriegsende beizuwohnen. Es gab weder eine Bühne noch Mikrophone, und wir konnten kaum verstehen, was gesprochen wurde. Danach jedenfalls jubelten alle britischen Soldaten laut, eine Trompete spielte «The Last Post» und dann herrschte für zwei Minuten absolute Stille. Genau um sieben Uhr wurde ein Kommando gegeben und ein Soldat schwenkte eine weisse Fahne. Die

Soldaten, die neben diesen gefährlich aussehenden Kanonen Wache gestanden hatten, traten nun in Aktion und luden die Geschütze mit geübten Bewegungen. Wieder erklang ein Befehl und die Nasen der ersten zehn Kanonen wurden himmelwärts gerichtet und feuerten gleichzeitig. Sofort danach kamen die nächsten zehn dran. Jede Kanone feuerte einundzwanzig Mal. Der Krach war unerträglich. Wir hielten uns die Ohren zu, aber es nützte nichts. Die Erde bebte, die Luft war erfüllt mit schwarzem, stinkendem Rauch, aber dann war es auch vorbei und es wurde wieder ruhig. Die Soldaten senkten die Kanonen, bedeckten sie mit Hauben und der Lastwagen kam zurück, um sie abzuholen.

Innerhalb einer Stunde war das Feld leer, ausser zwanzig Haufen leerer, schimmernder Messinghülsen, die von den Kanonen nach jedem Schuss ausgespuckt worden waren. Wir liefen hin, um sie uns genauer anzuschauen, und ein paar Leute hoben welche als Souvenir auf. Max, Jackie und ich taten es ihnen nach, jeder von uns nahm eine der Hülsen, die uns das Ende des Krieges verkündet hatten. Ich fand sie zu schwer, aber Leslie übernahm das für mich und trug sie in mein Zimmer. Da sass ich dann und streichelte die schimmernde Hülse und versuchte mir die Zerstörungen vorzustellen, die sie verursachen konnte. Diese Hülse aber hatte uns die Freiheit verkündet, und ich hob sie hoch und küsste sie.

Eine Woche nach Kriegsende erfuhr ich, dass die Russen ihre Leute sofort zurückholen wollten. Polnische und ukrainische Exhäftlinge konnten ebenfalls ihre Rückkehr beantragen. Sie bekamen achtundvierzig Stunden Zeit, der Zug sollte abends um sieben Uhr den Bahnhof Celle verlassen. Wir hatten es zuerst vom Lagertelegraphen gehört, doch dann schickte das Rote Kreuz Boten mit genaueren Angaben. In unserem Kinderhaus gab es niemanden, der zurückkehren wollte, und auch Schwester Luba hatte noch keinen Gedanken daran verschwendet. Am nächsten Tag wurde es ruhiger

bei uns, es war nicht mehr so voll, eine ganze Menge Menschen mussten nach Russland und Polen zurückgekehrt sein.

Nun, da der Krieg vorüber war, hatten die Soldaten weniger Dienst und stattdessen mehr freie Zeit. Viele von ihnen besuchten das Kinderhaus, sie brachten Geschenke und Süßigkeiten mit. Sie stellten eine Tischtennisplatte auf dem Feld auf und Jackie wurde ein richtiger Experte in Sachen Tischtennis.

Eines Tages kam ein Filmteam. Ich war als Einzige da und sass wie üblich auf meinem Stuhl in der Diele. Sie baten mich, hinauszukommen auf die Schaukel, wo mich ein netter Soldat sanft ansties. Nach einer Weile musste ich ihn bitten, aufzuhören, mir wurde schwindlig. Ich hatte mich noch immer nicht völlig erholt, obwohl ich nun viel besser ass. Die Kinder, die bis dahin unsichtbar gewesen waren, tauchten plötzlich wie durch Zauberhand auf. Sie wollten alle geschaukelt werden, um Filmstars zu werden. Ich ging zu Schwester Luba, sie war das Herz des Kinderhauses und musste unbedingt dabei sein. Die Filmcrew richtete die Kameras auf die Tischtennisplatte, wo Jack wie ein Profi spielte. Max, der zuschaute, erklärte Jacks Gegenspieler, wie er spielen sollte. Aber Jack spielte einfach toll.

Das Wetter war nicht so gut, und ich fühlte, wie die Kälte in mir aufstieg, deshalb beschloss ich hineinzugehen, gerade als die Kameralente Schwester Luba eine grosse Glocke in die Hand drückten, um zu läuten, damit die Kinder wieder ins Haus gingen. Ich wurde fast überrannt, als die Kinder bei diesem Klang durch die Tür rannten. Die Filmleute verlangten, dass diese Szene mehrmals wiederholt wurde. Schliesslich waren sie zufrieden, packten ihre Sachen zusammen und gingen wieder.

Die Tage und Wochen gingen vorbei und langsam wurden wir kräftiger. Unsere Wangen wurden runder, unsere Körper voller. Die warmen, sonnigen Tage halfen uns, bis zu einem gewissen Ausmass physisch und psy-

chisch zu gesunden. Manchmal konnte man ein Kind nachts schreien hören, aber langsam tauchten wir aus den traumatischen und entsetzlichen Erfahrungen auf, die wir bis vor einem Monat hatten durchmachen müssen. Auch ich hatte mich inzwischen überzeugen lassen, dass die SS nicht zurückkommen würde und wir ausser Gefahr waren.

Ich hatte Jaap ein paar Mal gefragt, wann wir, seiner Meinung nach, heimkehren könnten, aber er hatte gelächelt und gesagt, ich solle geduldig sein. Ich bewunderte Jaap, alle Kinder taten es. Wir drängten uns um ihn, wenn er kam, und hatten ein Gefühl des Verlustes, wenn er ging.

Schon vorher hatte er uns gesagt, wir sollten Briefe an Leute schreiben, denen wir mitteilen wollten, dass wir noch lebten. Ich hatte einen Brief an Familie Pomstra in Amsterdam geschickt und ihnen berichtet, wo wir waren, auch von unseren Sorgen bezüglich unserer Eltern und unseren Zweifeln, ob sie noch am Leben waren. Jaap hatte alle Briefe eingesammelt und versichert, dass sie zugestellt werden würden.

Die letzte Maiwoche kam. Das Camp war nicht mehr überfüllt, denn viele frühere Gefangene waren in ihre Heimat zurückgekehrt.

In der Mitte der Woche kam Jaap mit Captain Samuel Gazan zu uns. Dieser Captain war Niederländer und hatte sich während des Krieges den Alliierten angeschlossen. Er war überrascht und sehr glücklich, dass wir den Schrecken von Bergen-Belsen überlebt hatten, und als er ging, versprach er, er würde für unsere baldige Rückkehr in die Niederlande sorgen. Jaap begleitete ihn zu seinem Auto und kam zu uns zurück, als der Captain weggefahren war.

Wir überfielen ihn mit Fragen, die er geduldig zu beantworten versuchte.

«Was meinst du, wann wir losfahren?», fragte ich.

«Bald, denke ich», antwortete er lächelnd. «Ich werde es euch wissen lassen, wenn ich etwas erfahre.»

Er fuhr mir durch die Haare und ich lehnte mich an ihn. Meine Gedanken waren in Aufruhr, nun, da der Tag unserer Rückkehr näher rückte und wir alles verlassen würden, woran wir uns gewöhnt hatten. Ich fragte Jaap: «Glaubst du, wir können Schwester Luba mitnehmen?»

«Ich denke schon, wenn sie das will», sagte Jaap.

Wir schauten uns an, dann drehten wir uns beide um, ohne ein Wort zu sagen, und liefen zu Schwester Lubas Zimmer. Sie schaute erstaunt auf, als wir eintraten, gefolgt von Max und Loukie. Ihr Lächeln wich einem besorgten Ausdruck, sie spürte, dass etwas Ernstes geschehen war. Iesie erzählte ihr, dass Captain Gazan unsere baldige Rückkehr in die Niederlande organisieren würde und dass wir sie nicht zurücklassen wollten.

«Schwester Luba, du musst mit uns nach Holland kommen», sagte er.

Wir anderen nickten zustimmend. Schwester Luba war tief gerührt von unserer Hingabe, und ohne zu zögern, sagte sie: «Ja, ich komme mit euch nach Amsterdam.»

Sie umarmte uns und das Glück strahlte aus unseren Augen. Wir würden nach Hause zurückkehren, und die Frau, die zu unserer zweiten Mutter geworden war und uns in Bergen-Belsen vor dem Verhungern gerettet hatte, kam mit uns.

Die Tage vergingen nun sehr schnell. Inge und Gretel beschlossen ebenfalls, mit uns zu kommen, und Jaap sagte, er würde Ende Mai aus der Armee entlassen und könne uns daher begleiten. Als ich das hörte, war ich überglücklich, denn ich hatte mich vor dem Moment gefürchtet, uns von ihm verabschieden zu müssen. Dieser Jaap war so gut zu uns gewesen, vom ersten Moment an, und alle Kinder beteten ihn an.

Am letzten Tag im Mai sagte Jaap, wir sollten uns am Morgen des dritten Juni gegen zehn Uhr bereithalten. Das war es also. Der Moment kam, in dem wir alle Verletzungen und Albträume hinter uns lassen und in unser Land zurückkehren würden. Die Kinder waren aufgeregt. Iesie

und ich beschlossen, zum Wald zu gehen und uns bei all den freundlichen Soldaten zu bedanken, die noch immer dort kampierten.

Wir gingen von einem Zelt zum anderen und die Soldaten wünschten uns eine gute Reise und eine glückliche Ankunft zu Hause. Manche gaben uns ihre Adressen in London und forderten uns auf, ihnen doch mal zu schreiben. Nach einem letzten Winken liefen lesie und ich zurück zum Kinderhaus. lesie war ein bisschen traurig, weil wir Onkel Tinus nicht getroffen hatten, der mit irgendeinem Auftrag unterwegs war.

«Das macht nichts», sagte ich, «die anderen werden ihm erzählen, dass wir da waren, um uns zu verabschieden.»

Wir verliessen den Wald und überquerten das Feld unserem Haus gegenüber, als ich einen Krankenwagen bemerkte, der vor unserer Tür hielt. Ein Sanitäter lief ins Haus, die Heckklappe des Autos war offen. Die kleinen Kinder brauchten keine Einladung und schon waren sie in den Wagen hineingeklettert, wobei einige gefährlich nahe an der geöffneten Hecktüre sassen. Ich konnte mir das Unglück vorstellen, das passieren konnte, denn die Soldaten fuhren immer sehr schnell los. Also rannte ich über das Feld auf den Krankenwagen zu, und lesie, der dasselbe fürchtete wie ich, lief neben mir her. Ich schrie die Kinder an: «Los, rein mit euch! Weiter rein!»

Aus dem Augenwinkel konnte ich sehen, wie der Soldat aus dem Gebäude kam und zur Fahrerkabine ging, ohne die Kinder zu bemerken, die hinten auf dem Auto sassen. Ausser Atem erreichte ich den Wagen, sprang auf und schrie die Kinder an: «Los, weiter rein! Schnell!»

lesie sprang ebenfalls auf und befahl den Kindern, sich von der offenen Tür zu entfernen. Der dringende Ton unserer Stimmen brachte die Kinder dazu, tiefer in den Wagen zu rutschen. Es war keinen Moment zu früh.

Der Motor heulte auf und mit einem heftigen Ruck setzte sich der Krankenwagen in Bewegung. Der Ruck war so stark, dass lesie und ich zurückgeschleudert wurden und auf die Strasse stürzten. Mein Po landete

zuerst, dann kam der Kopf. Einen Moment lang lag ich betäubt auf dem Boden, unfähig, mich zu bewegen, doch dann rappelte ich mich mühsam hoch und rieb mein schmerzendes Hinterteil. Iesie, den dasselbe Schicksal getroffen hatte, stand etwas langsamer auf, und ich erinnerte mich an den Schlag, den ich gehört hatte, als sein Kopf auf das Pflaster schlug.

Schwester Luba und Schwester Hermina waren aus dem Haus gerannt, als sie den Tumult gehört hatten, und hatten erschrocken aufgeschrien, als sie uns zu Boden fallen sahen.

Der Fahrer bremste sofort, stieg aus und bemerkte erst jetzt all die Kinder in seinem Auto. Schwester Hermina half Iesie auf die Füße und fragte, ob er in Ordnung sei. Er sah noch ziemlich benommen aus von dem, was uns passiert war, genau das nämlich, was wir bei den anderen Kindern hatten verhindern wollen. Der Fahrer fragte auch mich, ob mit mir alles stimmte, und ich nickte nur, denn ich hatte meine Stimme noch nicht wiedergefunden. Der Schmerz des Aufschlags war gross, ich spürte ihn bis in die Wirbelsäule. Mein Steissbein tat so weh, dass ich mich kaum bewegen konnte, aber als ich es sanft massierte, wurde der Schmerz erträglicher. Der Fahrer sah so geknickt aus, dass ich ihn anlächelte und sagte: «Es wird schon wieder.»

«Willst du eine Runde mitfahren?», fragte er.

Ich lehnte ab. Das muss man sich mal vorstellen, einfach aus einem Krankenwagen zu fallen, schalt ich mich insgeheim.

Trotz des Missgeschicks wollten die Kinder auf eine Runde durch das Camp nicht verzichten. Diesmal fuhren Schwester Hermina und Schwester Hella mit ihnen, um weitere Unfälle dieser Art zu verhindern. Iesie und ich gingen ins Haus, um uns auszuruhen. Er hatte eine riesige Beule am Hinterkopf und Schwester Luba machte ihm mit einem nassen Handtuch einen kalten Umschlag. Mir tat das Hinterteil weh.

Der nächste Tag ging schnell vorbei. Wir hatten nichts einzupacken, denn

, was wir besaßen, waren die Kleider, die wir am Leib trugen. Wir waren voller Erwartung, und es konnte uns nicht schnell genug gehen, diesen Platz für immer zu verlassen. Schwester Luba schickte uns an diesem Abend sehr früh ins Bett.

Ich konnte nicht schlafen, die Gedanken hielten mich wach. Wir gehen morgen nach Hause, sagte ich mir. Aber wo sind mein Vater und meine Mutter? Leben sie noch? Ich hatte einen erfolglosen Versuch gemacht, sie durch das Rote Kreuz zu finden. Unruhig warf ich mich von einer Seite auf die andere, aber der Schlaf kam nicht. Ich hatte Herzklopfen und konnte mich nicht entspannen. Die Nacht kam mir endlos vor, doch endlich sah ich, dass der Morgen kam, und glitt vorsichtig aus dem Bett, um das ungarische Mädchen nicht zu wecken. Mir waren plötzlich Schwester Hermina eingefallen, die immer so gut zu mir gewesen war, und Schwester Hella und ihre Mutter, Zosua, und Helen – sie alle waren mir lieb und teuer geworden und ich musste mich von ihnen verabschieden. Tränen traten mir in die Augen.

Ich ging hinunter. Das Haus war ruhig, doch als ich mich der Küche näherte, konnte ich Licht sehen. Cookie, die Köchin, war vor mir aufgestanden. Sie lächelte mich freundlich an, als ich die Küche betrat. Cookie gehörte zum englischen Militär. Sie war etwa vierzig Jahre alt, eine robuste, kräftige Frau, die vom ersten Tag an hier bei uns war und dafür sorgte, dass wir gute, vollwertige Kost bekamen. Es war wunderbar, dass Schwester Luba sich nicht mehr um das Essen kümmern musste und mehr Zeit für andere Dinge hatte. Es war wirklich kaum vorstellbar, dass wir alle nach dieser Typhusepidemie wieder so gesund geworden waren.

Cookie stellte mir eine dampfende Tasse Tee hin und fragte: «Rührei oder gekocht?»

Ich schüttelte den Kopf. «Es ist zu früh für Eier, nur bitte einen Toast und Marmelade.»

«Ihr geht heute nach Hause», sagte Cookie. «Freust du dich?»

«Ja, ich bin so glücklich, dass ich nicht schlafen konnte, aber ich bin auch sehr traurig.»

«Warum?», fragte Cookie überrascht.

«Weil ich mich von vielen Leuten, die ich lieb habe, verabschieden muss», sagte ich. «Und ich weiss, dass ich sie nie wiedersehen werde.»

Cookie setzte sich mir gegenüber an den Tisch.

«Hetty», sagte sie, «du gehst heim, und ich hoffe, dass du deinen Vater und deine Mutter wiederfinden wirst, also vergiss die Vergangenheit und schaue in die Zukunft. Wir haben für eine bessere Welt gekämpft, und jetzt bist du dran, verstehst du mich?»

Ich nickte.

«Trink deinen Tee», befahl Cookie. «Ich muss mich um das Frühstück kümmern, gleich wird die ganze Bande hier einfallen.»

Ich trank den Tee, bedankte mich bei Cookie und ging zurück ins Zimmer. Das ungarische Mädchen wachte auf, als ich eint rat.

«Hallo», sagte sie. «Hast du gepackt?»

«Da ist nichts zu packen, nur meine Weste und meinen Mantel», sagte ich.

«Hier.» Sie gab mir zwei neue Unterhosen und eine Schachtel Zigaretten. Dann zog sie mein Kissen ab und legte die Zigaretten und die Unterhosen in den Überzug. «Gib mir deine Weste und alles, was du mitnimmst.»

Ich gab ihr meine Weste, die Zahnbürste und das Döschen Zahnpasta. Das waren all meine Besitztümer. Der Kissenbezug sah noch sehr leer aus.

«Warte», sagte ich. «Ich muss noch die Messinghülse mitnehmen.»

Ich tauchte unter das Bett, holte die Hülse und legte sie ebenfalls hin-

ein. Ich war bereit. Wir gingen beide hinunter, um zu sehen, was los war. Ich trug den Kissenbezug, der sich jetzt etwas schwerer anfühlte. Unten war schon viel Betrieb. Die meisten Kinder waren angezogen und warteten in der Diele. Sie drängten sich um mich und stellten tausend Fragen. Obwohl wir alle wussten, dass wir nach Hause fahren, in die Niederlande, waren wir doch besorgt, denn die meisten erinnerten sich nur zu gut, was für eine schwere Zeit wir durchgemacht hatten, bevor die SS uns abgeholt hatte. Und wir verliessen das Heim, an das wir uns gewöhnt hatten. Ich versicherte ihnen, dass es wunderbar sein würde, nach Hause zu kommen.

«Und denkt dran», sagte ich, «Schwester Luba kommt mit uns.»

Es gelang mir, sie zu beruhigen, und bald erreichte die Aufregung ihren Höhepunkt. Um zehn Uhr würden wir losfahren, hatte man uns gesagt. Inge und Gretel kamen um halb acht, sie hatten ebenfalls nichts zu tragen ausser den Kleidern, die sie anhatten.

Jaap kam um acht und sagte, er würde mit uns fahren.

Was für eine Überraschung! Ich umarmte ihn und fragte: «Ist das in Ordnung mit der Armee?»

«Ja», sagte er, «ich kann mit euch fahren, sie haben mich entlassen.»

Jaap war mir seit der Befreiung sehr teuer geworden, auch für die anderen war er ein vertrauenswürdiger und guter Freund. Als sich die wunderbare Nachricht verbreitete, dass Jaap mit uns kommen würde, waren die Kinder glücklich und drängten sich um ihn.

Das Haus war inzwischen sehr voll geworden. Alle Schwestern, Hermina, Hella und ihre Mutter, Maria, Helen, Zosua und ein paar englische Krankenschwestern und Cookie hatten sich in der Diele versammelt, um die letzten Minuten mit uns zu verbringen.

Schwester Luba und Schwester Hermina standen dicht beieinander. Her-

mina hatte Tränen in den Augen, während sie leise auf Schwester Luba einsprach. Zu ihren Füßen stand eine grosse Armeetasche, die sie mit Mehl, Zucker und ein paar Brotlaiben gefüllt hatte. Cookie hatte einen ganzen Berg belegter Brote vorbereitet, für unterwegs. Plötzlich waren die Lastwagen da. Ein Kind nach dem anderen ging zu den Schwestern und bedankte sich für ihre Fürsorge. Als die Reihe an mich kam, küsste ich Schwester Hella und dankte ihr und ihrer Mutter, danach verabschiedete ich mich von den anderen Schwestern, bis ich zu Schwester Hermina kam. Ich legte meine Arme um ihre Taille, vergrub mein Gesicht an ihrer Brust und wollte sie nicht loslassen. Ich weinte bitterlich. Der Schmerz, mich von dieser wundervollen Frau verabschieden zu müssen, war zu viel für mich. Ich hob mein tränenüberströmtes Gesicht.

Schwester Hermina beugte sich zu mir und sagte: «Hettylein, mein Schatz, lass es dir gut gehen. Ich habe dich sehr lieb.» Sie küsste mich und ich umarmte sie noch fester, dann, mit grosser Anstrengung, liess ich sie los und ging hinaus zu den Lastwagen.

Schwester Luba und ich stiegen als Letzte in den zweiten Wagen. Gretel und Inge waren schon da und kümmerten sich um die Kinder. Captain Gazan und Jaap waren für den ersten Lastwagen verantwortlich. Die Motoren wurden angelassen, die Lastwagen setzten sich in Bewegung. Alle Schwestern und Pflegerinnen waren herausgekommen und winkten uns zum Abschied zu. «Lebt wohl, lebt wohl, auf Wiedersehen», riefen wir, bis die kleine Gruppe nicht mehr zu sehen war. Wir waren endlich auf der Heimfahrt.

Wir erreichten den Flugplatz von Lüneburg am dritten Juni 1945, um zwei Uhr. Soldaten halfen uns beim Aussteigen. Dicht beieinander standen wir zusammen und beobachteten die Flugzeuge, die starteten und landeten. Der Flugplatz hatte nur eine Landebahn und das einzige Gebäude war eine verzinkte Blechhütte. Captain Gazan ging in die Hütte,

um herauszufinden, wann ein Flugzeug uns nach Holland bringen würde. Etwa eine Viertelstunde später kam er heraus und sagte, wir würden losfliegen, wenn das nächste Flugzeug gelandet war.

Etwa um halb drei brachten uns ein paar Soldaten zu einem wartenden Flugzeug. Es hatte zwei Motoren, deren Rotoren sich langsam drehten, und sein Schwanz lag auf dem Boden. Auf die Wand war ein grosser Kreis in Rot, Weiss und Blau gemalt. Eine Tür im Heck des Flugzeugs stand offen und eine schmale Treppe führte nach oben. Wir kletterten hinauf. Es war das erste Mal, dass wir in einem Flugzeug waren. An jeder der Längswände aus Metall und mit Holzrippen, gab es lange Bänke und kleine Fenster.

Die Tür wurde fest geschlossen und wir rollten die Startbahn entlang. Wir sassen ohne Sicherheitsgurte auf den Bänken. Dieses Militärflugzeug war nicht luxuriös. Keiner hatte Angst, als die Maschinen anfangen zu dröhnen und das Flugzeug abhob. Es war auch nicht schalldicht und besass keinen Druckausgleich. Das Geräusch der Motoren war ohrenbetäubend, und wir mussten schreien, wenn wir gehört werden wollten. Bald erreichte das Flugzeug die erforderliche Höhe, und das Schütteln, das wir vorher gespürt hatten, hörte auf.

Wir flogen über deutsche Städte und konnten die Zerstörungen sehen, die von den alliierten Bombern angerichtet worden waren. Wir freuten uns darüber, und Robbie, der neben mir auf der Bank stand und hinunterschaute, sagte immer wieder: «Schön, schön.» Ich schaute ihn an, betrachtete sein kleines Gesicht, während er sich die Nase an der Scheibe platt drückte. Was für ein süsser Junge er war, ich hatte ihn sehr lieb. Robbie fühlte meinen Blick, drehte sich zu mir, deutete mit seinem Fingerchen hinaus und wiederholte: «Schön, schön.» Ich nickte und zog ihn zu mir herunter. Er drückte sich fest an mich, seine kleine Hand hielt die meine fest.

Trotz des Lärms der Motoren war es einigen Kindern gelungen einzu-

schlafen. Wir flogen nun schon seit über einer Stunde, und obwohl es eine neue Erfahrung für uns war, wünschten die meisten, wir wären schon am Ziel. Nach etwa anderthalb Stunden konnten wir hören, dass die Motoren langsamer liefen, der Landeanflug hatte begonnen, was einige Komplikationen mit sich brachte, denn die meisten Kinder begannen zu weinen, weil wir schreckliche Ohrenschmerzen bekamen. Ein Mann der Besatzung sagte, wir sollten den Mund weit aufmachen und Luft schlucken. Aber nichts half. Wir pressten die Hände gegen die Ohren und hofften, es würde besser werden.

Der Kapitän des Flugzeugs versicherte uns, dass es jetzt nicht mehr lange dauern würde und wir uns zur Landung hinsetzen sollten. Er meinte damit die Kinder, die während des Flugs herumgelaufen waren. Es gab keine Trennwand zwischen unseren Bänken und dem Cockpit, und die Jungen hatten grosses Interesse an allen Apparaten gezeigt.

Ein paar Minuten später landete das Flugzeug in Eindhoven. Willige Hände halfen uns die Stufen hinunter, als wir den Fuss wieder auf niederländischen Boden setzten.

12. KAPITEL

Wir wurden in ein Gebäude geführt, zu einem langen Tisch, wo ein paar Männer und Frauen unsere Ankunft registrierten. Als ich an die Reihe kam, setzte ich mich auf den Stuhl und Max und Jackie stellten sich neben mich. Die Frau wollte meinen Namen wissen, mein Geburtsdatum und unsere letzte Adresse in Holland, vor der Deportation. Sie fragte nach den Namen meiner Eltern und in welchem Lager wir gewesen waren. Sie schrieb alles auf, dann stellte sie eine weiße Karte aus, gab sie mir, deutete auf einen Mann in Weiss und sagte, ich solle jetzt zum Doktor gehen. Ich wartete auf Max und Jackie, und als sie ihre Repatriierungskarte bekommen hatten, gingen wir zusammen zum Arzt. Eine Krankenschwester forderte uns auf, unseren Oberkörper frei zu machen, dann wurden wir der Reihe nach vor ein Röntgengerät gestellt und auf Tuberkulose oder andere Krankheiten untersucht.

Es dauerte nicht lange. Der Doktor sagte seinen Befund und die Krankenschwester notierte ihn auf unsere Papiere. Ein zweiter Arzt kontrollierte Hals, Ohren und Hände. Die Krankenschwester trug wieder alles ein. Gott sei Dank hatten Max, Jackie und ich keine Tuberkulose. Ein paar andere Kinder hatten nicht so viel Glück und wurden sofort von den gesunden Kindern isoliert.

Als Schwester Luba an der Reihe war, befragt zu werden, wurde es schwierig. Wir hatten überhaupt nicht an ihre Nationalität gedacht. Sie war Polin und hatte kein Recht, Holland zu betreten. Wir, die wir sie so unbedingt

mitnehmen wollten, hatten nicht im Traum daran gedacht. Ich kam ihr zu Hilfe und erzählte dem Beamten, dass Schwester Luba unbedingt bei uns bleiben müsse. Sie sei unsere zweite Mutter geworden, und es sei uns egal, ob sie Polin, Chinesin oder Russin sei. Sie habe uns das Leben gerettet und wir wollten sie bei uns haben.

Das ganze Befragungsteam war ziemlich verblüfft, als sich dann alle Kinder um Schwester Luba stellten und verlangten, dass man ihr erlauben solle, zu bleiben. Schliesslich kam ein gross gewachsener Herr in einem Gabardineregenmantel herein und das Team fragte ihn um Rat. Er warf einen Blick auf die aufgeregten Gesichter der Kinder und sagte, man solle Schwester Luba erlauben, bei uns zu bleiben. Was für eine Erleichterung! Bald verliessen wir den Raum und bestiegen einen wartenden Lastwagen, der uns durch Eindhoven zu einem Gebäude fuhr, das aussah wie eine Schule.

Wir betraten einen grossen Raum mit Strohmattmatzen und grauen Armeedecken auf dem Boden. Die Toiletten waren draussen, vor dem «Schlafraum». Es gab auch noch einen kleinen Raum, der aussah wie eine Küche, aber es gab weder eine Kochgelegenheit noch Tische oder Stühle, auf die man sich setzen konnte. Alles wirkte bedrückend und grau. Als Schwester Luba sah, wie wir aufgenommen wurden, regte sie sich sehr auf und fragte mich, warum dieser Mann (sie meinte Captain Gazan) uns von unserem bequemen Haus im britischen Camp weggebracht hatte? Das hier sei doch ein schrecklicher Ort: «Sogar in Bergen-Belsen habe ich dafür gesorgt, dass ihr Betten hattet, und hier müsst ihr auf dem Boden schlafen.» Ihr Mund war wieder zu einer schmalen Linie geworden.

Die Nachricht, dass Kinder aus Bergen-Belsen gekommen waren, ging wie ein Lauffeuer durch Eindhoven, und viele Leute kamen zur Schule, um uns zu sehen. Überall waren Menschen und die Kinder liefen zwischen ihnen herum.

Die Bewohner von Eindhoven öffneten ihre Herzen und ihre Türen

und nahmen die meisten der Kinder erst einmal mit zu sich nach Hause. Das Repatriierungsteam registrierte die Aufenthaltsorte der Kinder. Nur wenige Kinder blieben unter Schwester Lubas Aufsicht zurück. Unsere übliche Gruppe, bestehend aus Max, Jackie, Inge, Loukie, Gerrie, Maurice und mir, dachte nicht daran, sie zu verlassen.

Als es dunkel wurde, kehrten wir zu dem schrecklich aussehenden Schlafraum zurück und machten es uns auf den Strohmattentzen bequem. Henneke und Sid, erschreckt durch die fremde Umgebung, klammerten sich an Inge. Henneke weinte dauernd, während ihr Bruder Sid versuchte, sie zu beruhigen. Nach einer Weile schlief Henneke ein. Niemand hatte sich darum gekümmert, uns etwas zu essen zu bringen, und wir hatten es Cookie zu danken, dass wir nicht hungrig schlafen gehen mussten.

Am nächsten Morgen standen wir auf, als es hell wurde, nur um festzustellen, dass die niederländische Obrigkeit uns für die Nacht eingeschlossen hatte. Inge kletterte aus dem Fenster, um herauszufinden, wo genau wir waren, und um Hilfe zu suchen. Wir hingen herum, bis jemand kam, die Tür aufmachte und uns Milch und belegte Brote brachte. Es war ein mageres Mahl, wir konnten noch nicht einmal etwas von dem Tee machen, den Cookie uns eingepackt hatte, denn es gab keine Kochgelegenheit.

Um zehn kam der Mann in dem Gabardineregenmantel wieder zu uns. Er brachte einen beeindruckend aussehenden Militärmenschen mit, der mir viele Fragen zu Schwester Luba stellte. Dann ging er zu ihr und unterhielt sich mit ihr in fließendem Deutsch. Das Gespräch schien ihn zu befriedigen und bald schon verliess er uns wieder. Der Gabardinemann, wie ich ihn in Gedanken nannte, blieb ein bisschen länger. Wir erfuhren, dass er der Leiter des Teams war und Dr. J. van Waldre de Bordes hiess. Er stellte uns eine Menge Fragen über Bergen-Belsen und sagte, wie glücklich er sei, dass wir wieder heil nach Holland zurückgekehrt waren.

Als ich ihn fragte, wann wir nach Amsterdam fahren könnten, sagte er, dass Amsterdam nicht offen für Repatriierungen sei. Es gebe viele Krankheiten und nicht genug zu essen, deshalb müssten wir uns noch ein bisschen gedulden. Im Lauf des Vormittags kamen immer mehr Leute zur Schule und nahmen Kinder mit zu sich nach Hause. Jackie ging mit einem Ehepaar nach Den Bosch, einer kleinen Stadt nicht weit entfernt. In all dem Durcheinander kam Inge zu mir und sagte: «Hetty, ich habe eine Mitfahrgelegenheit nach Amsterdam, ich fahre gleich mit Gretel und Captain Gazan los.»

Ich war geschockt.

«Warum, Inge, ich will nicht, dass du gehst», rief ich. Mir wurde klar, wie sehr ich an ihr hing. «Bitte, Inge, geh nicht», bettelte ich.

«Ich gehe jetzt, Hetty. Ich muss herausfinden, ob mein kleines Mädchen noch sicher bei meinem Arzt in Amsterdam ist», sagte sie und drehte sich zu dem Lastwagen um.

Als er losfuhr, strömten mir die Tränen über das Gesicht, und ich hatte das Gefühl, mir bräche das Herz. Inge winkte mir durch das offene Fenster zum Abschied zu.

Jaap kam später am Morgen und sagte, er würde uns ebenfalls heute verlassen, um zu seiner Familie in Arnhem zurückzukehren. Wie traurig war ich, als ich mich von dem guten Freund verabschieden musste, der unsere Herzen und unser Vertrauen mehr als jeder andere Befreier gewonnen hatte. Ich wusste, dass ich ihn nie wiedersehen würde, aber ich wusste auch, dass die Erinnerung an ihn für immer in meinem Herzen bleiben würde.

Schwester Luba war nicht glücklich. Sie war unruhig und hegte keinerlei freundliche Gefühle für die Behörden, die es uns selbst überliessen, für uns zu sorgen. Immer noch war kein anständiges Essen gekommen und richtige Waschgelegenheiten standen auch nicht zur Verfügung. Die Schlafquartiere waren ekelhaft und voller Flöhe und Läuse, die uns bald

plagten. Uns erschreckte die Situation weniger, schliesslich waren wir an Schlimmeres gewöhnt, aber Schwester Luba war ganz ausser sich und fand keine Entschuldigung für die unhygienischen Bedingungen. Sie war auch wütend, mit uns nach Holland gekommen zu sein, weil die Kinder, die bei Pflegefamilien untergebracht waren, sie nun nicht mehr brauchten.

Ich konnte hören, wie sie draussen in dem kleinen Vorzimmer mit lesie und Max sprach. lesie protestierte laut gegen irgendwas und Max stimmte ihm offensichtlich zu. Meine Neugier war geweckt, deshalb ging ich zu ihnen. Die Gesichter von Max und lesie waren rot vor Aufregung, während Schwester Luba sehr entschlossen wirkte.

Ich schaute fragend von einem zum anderen. «Sie will zurück nach Bergen-Belsen», brach es aus lesie heraus. «Sie will nach Bergen-Belsen zurück. Bitte, rede mit ihr, Hetty, sag ihr, wir wollen nicht, dass sie weggeht.»

Mein Herz zog sich zusammen.

«Nein, Schwester Luba», sagte ich. «Du darfst nicht gehen. Du musst bei uns bleiben.»

Aber ich sah ihr an, dass sie ihren Entschluss gefasst hatte. Wir waren verzweifelt. Wenn wir sie verloren, würden wir unsere Sicherheit verlieren. Alle Menschen, die eine wichtige Rolle in unserem Leben gespielt hatten, waren weggegangen. Alle Schwestern in Bergen-Belsen, Inge, Jaap und jetzt Luba. Unsere Welt brach zusammen, doch all unsere Bitten und unsere Tränen halfen nichts. Schwester Luba wollte uns verlassen, weil sie sich nicht mehr gebraucht fühlte.

Als Dr. van Waldre de Bordes später am Nachmittag kam, erzählten wir ihm die traurige Nachricht, dass Schwester Luba zurückkehren wollte. Wir flehten ihn an, sie zu einer Änderung ihres Entschlusses zu überreden. Er ging zu ihr und gab ihr die Kopie eines Briefes, den er an den Chef der Sicherheitsbehörde der Niederlande gerichtet hatte. In diesem Brief bat er um die Erlaubnis, dass Schwester Luba bleiben dürfe, denn sie habe in Bergen-Belsen über vierzig Kinder vor dem Verhungern gerettet.

Schwester Luba nahm den Brief, bestand aber weiter darauf, nach Bergen-Belsen zurückzukehren. Eine Stunde lang versuchte der Doktor, sie zu überreden und die Gründe herauszufinden, warum sie gehen wollte. Schwester Luba erzählte ihm von ihrer Enttäuschung darüber, wie wir empfangen worden waren, wie man uns in diese Schule gestopft und uns hier uns selbst überlassen hatte. Sie sagte ihm auch, dass sie nicht länger gebraucht würde, da alle Kinder gegangen seien, ausser den paar, die sie nicht hatten verlassen wollen. Der Doktor versprach, bis nächste Woche ein wunderschönes grosses Haus zu besorgen und alle Kinder zurückzubringen, aber nichts konnte Schwester Luba von ihrem Entschluss abbringen. Als der Doktor ging, hatte er Schwester Luba versprochen, alles für ihre Rückkehr nach Bergen-Belsen zu arrangieren.

Zwei Tage später verliess sie uns. Wir begleiteten sie mit dem Lastwagen zum Flughafen, wo ein Beamter bereits wartete und sie zur Eile drängte. Das Flugzeug stand zum Abflug bereit. Der Abschied war schnell und schmerzhaft. Ein Kuss und eine Umarmung für jeden, dann rannte sie zum Flugzeug. Wir standen starr da und schauten zu, wie es abhob und die Frau mitnahm, die in Bergen-Belsen unsere Mutter geworden war. Wir fühlten uns beraubt und sprachen auf dem Rückweg zur Schule kein Wort, jeder war in seine eigenen Gedanken versunken. Es war das Ende einer Ära und der Beginn einer ungewissen Zukunft. Keiner von uns wusste, ob seine Eltern in Sicherheit waren.

Am nächsten Tag beschlossen Max und ich, nach Nuhnen zu gehen. Durch das Rote Kreuz hatten wir herausgefunden, dass Tante Jettie, die Schwester meines Vaters, sich während der deutschen Besatzung in diesem kleinen Ort versteckt hatte, zusammen mit ihren guten Freunden Sal und Kee.

Max hatte den Doktor um etwas Geld für die Busfahrt gebeten. Iesie begleitete uns, denn die Aussicht, die ganze Zeit allein in der Schule herumzuhängen, erschien ihm nicht verlockend, vor allem jetzt, da Schwester Luba nicht mehr da war.

Wir mussten ein paar Mal umsteigen, doch schliesslich erreichten wir das kleine Dorf. Wie stellt man es an, jemanden zu finden, wenn man keine Adresse hat? Ein Mann auf einem Fahrrad kam uns entgegen und Max hielt ihn an. Wir fragten, in welchem Haus unsere Tante Jettie und ihre Freunde Sal und Kee B. während des Krieges Unterschlupf gefunden hatten. Er wusste sofort, wen wir meinten, und deutete auf ein Haus, das etwa in der Mitte der Strasse stand. Wir rannten hin und betraten einen grossen Hof. Eine Frau, die uns kommen sah, fragte, ob sie uns helfen könne.

«Wir suchen nach unserer Tante Jettie Werkendam», sagte Max.

«Wir glauben, sie hat hier Schutz gefunden.»

«Ja», antwortete die Frau. «Jettie, Kee und Sal waren ein Jahr bei uns, aber jetzt sind sie nicht mehr da, sie sind nach Brüssel gefahren, zu Jetties Bruder Abraham.»

Was für eine Enttäuschung! Denn auch wenn ich froh war, zu hören, dass Onkel Appie noch lebte, hatte ich mich doch so sehr auf ein Wiedersehen mit meiner Lieblingstante gefreut. Es war uns gar nicht in den Sinn gekommen, dass Tante Jettie das Dorf gleich nach seiner Befreiung 1944 verlassen haben könnte.

Es gab keinen Grund, länger hier zu bleiben, weshalb wir die Landstrasse zurückgingen, zur Bushaltestelle.

Nachdem wir herausgefunden hatten, dass wir uns überall frei bewegen konnten, überfiel uns ein wahres Reisefieber. Max und ich beschlossen, nach Den Bosch zu fahren und Jackie zu besuchen. Wir hatten ihn seit über einer Woche nicht gesehen und machten uns Sorgen. Mit Namen und Adresse der Leute versehen, die ihn mitgenommen hatten, zogen wir los, um ihm einen unangemeldeten Besuch abzustatten.

Den Bosch war eine hübsche Stadt mit einer Strassenbahn, die durch die Hauptstrasse fuhr. Willige Helfer zeigten uns den Weg zu der Strasse, die wir suchten.

Als wir die Adresse erreichten, drückten wir auf die schimmernde Messingglocke im ersten Stock. Die Tür ging auf und eine Frau in einem langen Rock stand oben auf der Treppe und fragte: «Wer ist da?»

«Ist das die Wohnung, in der mein Bruder Jackie lebt?», fragte ich und schaute durch das dämmrige Treppenhaus nach oben.

«Ja, Jackie ist bei uns», sagte die Frau. «Seid ihr seine Schwester Hetty und sein Bruder Max?» Die Frau kam langsam die Treppe herunter.

Wir nickten.

«Kommt bitte herein», sagte sie.

Max und ich stiegen die Stufen hinauf und betraten eine pieksaubere Wohnung. Man konnte sich in dem glänzenden Holz der Möbel spiegeln und alles, alles schien an seinem Platz zu liegen. Die Frau führte uns in die Küche, wo ein Mann mittleren Alters am Tisch sass und Zeitung las.

«Schau, wer da ist, Vater», sagte die Frau. «Das sind Hetty und Max, Jackies Geschwister.»

Der Mann erhob sich und streckte uns die Hand entgegen. «Ihr seid also gekommen, um Jackie zu besuchen», sagte er. «Aber er ist im Moment nicht zu Hause, die Nachbarn haben ihn mitgenommen zum Laden, aber es wird nicht lange dauern. Bitte, setzt euch doch, Mutter wird euch eine Tasse Tee machen.»

Er deutete auf zwei Stühle und ich liess mich dankbar auf einen fallen. Ich wurde noch immer schnell müde. Die Frau stellte einen Kessel Wasser auf den Herd. Bald war der Tisch gedeckt, mit einer hübschen Decke, zierlichen Tassen und einem Teller mit belegten Broten. Letztere waren sehr willkommen, denn Max und ich waren nach unserer Fahrt hierher hungrig.

Was für nette Leute sie sind, dachte ich. Sie geben uns das Gefühl, willkommen zu sein. Die Freundlichkeit war ihren Augen anzusehen. Wenn meine Grossmutter Hetty und mein Grossvater Zadok solche Menschen gefunden hätten, dann wären sie vielleicht noch am Leben.

Jackies Ankunft riss mich aus meinen Gedanken. Er sah gut aus, hatte zugenommen und seine Kleidung war sauber. Er freute sich sehr, uns zu sehen. Wir erzählten ihm von Schwester Lubas Abreise. Aber Jackie war kein Mensch, der leicht seine Gefühle zeigte. Er zuckte mit den Schultern und sagte: «Na ja, wenn sie das so will, soll sie glücklich sein.» Dann wechselte er schnell das Thema und fragte: «Wann gehen wir nach Amsterdam?»

«Hoffentlich bald», sagte ich.

«Macht euch keine Sorgen», sagte der Vater. «Wir werden schon dafür sorgen, dass Jackie mitkommen kann.»

Inzwischen war es Zeit für uns geworden, zu gehen, denn wir wollten vor Anbruch der Dunkelheit in der Schule zurück sein. Wir verabschiedeten uns, und «Mutter» und Jackie gingen mit zum Bus, um sicherzugehen, dass wir in die richtige Richtung fahren.

Die nächsten Tage vergingen sehr langsam. Wir und die wenigen, die in der Schule zurückgeblieben waren, sahen uns nur morgens oder abends. Tagsüber erkundeten die Jungen Eindhoven, nur Max, lesie und ich blieben zusammen. Der Doktor kam jeden Tag, um nach uns zu sehen und sich zu erkundigen, wie es uns ging. Und wir fragten ihn jedes Mal, wann wir nach Amsterdam zurückkönten.

Endlich teilte er uns eines Morgens die ersehnte Nachricht mit: Wir würden in zwei Tagen nach Amsterdam fahren und alle Kinder müssten bis dahin von ihren Gastfamilien zurückkommen.

Jemand musste konsequent dafür gesorgt haben, denn am Morgen unserer Abreise waren tatsächlich alle Kinder da, ausser denen, die in Krankenhäusern waren oder andere Ziele als Amsterdam hatten.

Als der Bus losfuhr, gab es ein grosses Abschiednehmen von den Menschen, die fremde Kinder in ihre Häuser und in ihre Herzen aufgenommen hatten.

Die Fahrt nach Amsterdam dauerte stundenlang. Alle Brücken waren gesprengt oder durch Bomben der Alliierten oder der abziehenden deutschen Truppen zerstört worden, der gesamte Verkehr erfolgte über Fähren. Das bedeutete viele Stunden des Wartens, doch schliesslich kamen wir in Amsterdam an. Es war ungefähr vier Uhr, als der Bus in die Henri Polaklaan einbog und vor dem Jüdischen Krankenhaus hielt, von wo meine Grosseltern während einer deutschen Razzia geflohen waren. Die Türen des Krankenhauses waren geschlossen, und etwa zehn Leute waren da, um uns willkommen zu heissen. Sechs waren gekommen, um Kinder abzuholen, mit denen sie verwandt waren, die anderen vier waren Mitglieder des niederländischen Widerstands, der während der Besatzungszeit Grossartiges geleistet hatte. Der Busfahrer gab einer der Frauen, die offenbar verantwortlich war, eine Liste mit unseren Namen.

Einige Kinder erkannten ihre Verwandten, sie liefen zu ihnen und es kam zu einem tränenreichen Wiedersehen. Robbie klammerte sich an mich. Ich nahm ihn auf den Arm, denn ich verstand, dass er unter diesen fremden Menschen Angst hatte. Ein älteres Paar kam auf mich zu fragte, ob dies Robbie Engländer sei.

«Ja», sagte ich, «das ist Robbie.»

«Wir sind seine Grosseltern», erklärte die Frau.

Mein Herz blieb stehen, als ich erkannte, dass ich Robbie abgeben musste. Robbie, der wohl spürte, dass er mich verlassen sollte, schlug seine kleinen Arme so fest um meinen Hals, dass ich fast keine Luft mehr bekam. Er vergrub sein Gesicht an meinem Hals und weinte bitterlich. Seine Grossmutter sah verwirrt aus und streckte ihm die Arme entgegen,

doch er weinte noch lauter. Ich bat Robbies Grosseltern um ein paar Minuten Geduld, damit ich ihn beruhigen könne. Mit Robbie auf dem Arm ging ich zum Rand der Gruppe und sprach sanft auf ihn ein. Ich sagte ihm, diese Leute seien seine Grosseltern und würden ihn genau so lieb haben wie ich.

«Du musst keine Angst haben, Schatz», sagte ich. «Trockne deine Tränen und geh mit ihnen. Ich werde dich bald besuchen.»

Robbie beruhigte sich. Er vertraute mir und glaubte, was ich ihm sagte. Langsam ging ich zu seinen Grosseltern zurück, löste seine Arme von meinem Nacken, küsste ihn und flüsterte ihm ins Ohr: «Ich hab dich lieb, mein Schatz, sei ein braver Junge.» Dann gab ich ihn seiner Grossmutter.

Eine Sekunde lang sah es aus, als würde er sich wehren, doch dann gab er nach und liess sich von seiner glücklichen Grossmutter auf den Arm nehmen.

Die meisten Kinder waren schon gegangen, entweder mit einem Mitglied des Widerstands oder mit einem Verwandten. Maurice kam zu mir und sagte, er und Phoebe würden mit einer Tante nach Hause gehen.

«Auf Wiedersehen, Hetty», sagte er. «Ich werde bald zu meinem Onkel nach England fahren.»

Ich nickte. Maurice hatte mir das schon viele Male erzählt. Wir wussten beide, dass sich in diesem Moment unsere Wege trennten. Ich legte meine Hand in seine und streckte mich, um ihm einen Kuss zu geben.

«Auf Wiedersehen, Maurice», sagte ich. «Schreib irgendwann mal, ja?»

Maurice nickte. Unsere Augen trafen sich, er drehte sich um und ging mit Phoebe und seiner Tante weg. Eine Stunde später standen nur noch Lesie, Max, Jackie und ich da. Alle anderen Kinder hatten ein vorläufiges Ziel ge-

funden. Miep, die verantwortliche Frau, fragte lesie, ob es einen Platz gebe, wo er hingehen könne.

«Ja», sagte lesie. «Ich habe die Adresse meines Onkels in Amsterdam-Süd.»

«Gut», sagte Miep. «Meine Freundin wird dich mit dem Fahrrad hibringen. Hetty, weisst du jemanden, zu dem du gehen kannst?»

«Ja», sagte ich. «Ich muss zur Familie Pomstra. Sie wohnen auf dem President Steynplantsoen.»

Max und Jackie unterbrachen mich, um zu sagen, dass Miep sie mit nach Hause nehmen wolle, aber ohne mich würden sie nicht gehen.

«Schon gut», versicherte Miep ihnen. «Ich nehme Hetty auch mit. Hört sich das besser an?»

Max und Jackie nickten erleichtert. Miep nahm unsere Papiere und steckte sie in ihre Tasche. lesie fuhr mit Mieps Freundin weg. Wir verabschiedeten uns hastig. Wie immer war lesie sehr überschwänglich, er küsste mich auf beide Wangen und sagte: «Pass auf dich auf, ja?»

Ich nickte, getroffen von der Erkenntnis, dass unsere enge Gruppe sich mit unserer Ankunft in Amsterdam aufgelöst hatte. lesie stieg auf den Gepäckträger des Fahrrads und winkte uns noch zu, bis er unten an der Strasse verschwand.

Miep war nun bereit. Wir luden den Armeesack, den Schwester Luba zurückgelassen hatte, hinten auf das Fahrrad, dazu meinen Kissenbezug mit meinem wenigen Besitz, und liefen zu Mieps Wohnung. Es war fast sieben, als wir ankamen. Miep wohnte an der Amstel, neben dem Zirkus-Theater Carré. Erschöpft stiegen wir die Treppe zum ersten Stock hinauf und betraten eine düster aussehende Wohnung.

Mieps Freundin kam bald nach uns an. Sie hatte lesie sicher bei seinem Onkel abgeliefert. Wir sassen im Vorderzimmer mit Blick auf die Amstel. Miep und ihre Freundin waren in der Wohnung verschwunden, und als sie

wiederkamen, erhielten wir eine Scheibe Brot und ein Glas Wasser. Miep entschuldigte sich, dass sie uns keinen Tee anbieten könne, aber es gebe noch immer eine grosse Nahrungsmittelknappheit in Amsterdam.

«Aber wir haben Tee für dich», sagte ich, «im Armeesack.»

Wir füllten Mieps kleinen Topf mit Zucker und eine Tasse mit Tee. Nach einer Weile kam Mieps Freundin mit dampfendem, süßem Tee aus der Küche zurück.

Wir waren sehr müde, es war ein langer Tag gewesen. Ich erzählte Miep immer wieder, dass ich zur Familie Pomstra müsse. Nun, da ich ihnen so nahe war, konnte ich es kaum erwarten, sie zu sehen.

Miep sagte, es gebe zurzeit eine Ausgangssperre, so wie während der deutschen Besatzung. Niemand dürfe sich zwischen acht Uhr abends und sechs Uhr morgens auf der Strasse aufhalten. Miep, die ein aktives Mitglied der Untergrundbewegung war, hatte allerdings die Erlaubnis, auch während der Ausgangssperre hinauszugehen. Sie sagte zu ihrer Freundin, sie werde mit mir mit dem Fahrrad zu den Pomstras fahren.

So fuhren Miep und ich kurz nach Beginn der Ausgangssperre durch die verlassen Strassen Amsterdams. Miep hatte ein Kissen auf ihren Gepäckträger gelegt, um das Holpern der Strasse zu mildern. Das Fahrrad hatte hölzerne Reifen und die Fahrt war abenteuerlich. Als wir durch die Sarphatistraat zum Weesperplein fuhren, ruckelte es nicht mehr so schlimm, denn hier war die Strasse asphaltiert. Doch als wir in die Wiboutstraat einbogen, wurde es wieder sehr holprig und schmerzhaft. Dort mussten wir auch bei einem niederländischen bewaffneten Sicherheitsbeamten anhalten. Als er Mieps Ausweis sah, der vorn auf ihr Kleid gesteckt war, und sich erkundigt hatte, warum wir noch auf der Strasse waren, erlaubte er uns aber, weiterzufahren.

Ich kann nicht in wenigen Worten meine Gefühle beschreiben, als wir die Wiboutstraat entlangfuhren. Diesen Weg war ich viele Male zur Schule und zurück gegangen, mit meinen Freundinnen, deren Leben so plötzlich

und gewaltsam ausgelöscht worden war. Obwohl es schon halb neun war, war es noch immer hell, und ich konnte die Gruben sehen, die Leute im Winter neben der Strasse gegraben hatten, in der Hoffnung, etwas Kohle zu finden. Diese Gegend hatte nämlich früher lange als Halte- und Umkehrpunkt für Eisenbahnzüge gedient und die Gleise waren erst entfernt worden, als vor Kriegsbeginn eine neue Eisenbahnlinie und Unterführungen gebaut wurden. Die Strasse war in keinem guten Zustand und die Stösse taten meinem ohnehin schmerzenden Hinterteil sehr weh. Als wir an Luyks vorbeifuhren, der Senffabrik, wusste ich, dass es nicht mehr lange dauern würde. Dann waren wir in der Unterführung, von der ich, als sie gebaut wurde, immer heruntergesprungen war. Nach der Unterführung kam der President Steynplantsoen.

«Wir sind gleich da, Miep», sagte ich. «Das Haus ist auf der linken Seite, Nummer sieben.»

Miep fuhr langsamer, und meine Augen suchten die Reihe der Häuser ab, die alle saubere, weisse Vorhänge hatten. Schliesslich standen wir vor dem Haus, in dem die Pomstras lebten. Wie durch ein Wunder erschien in diesem Moment Frau Pomstra am Fenster. Sie sah mich und einen Moment später erkannte sie mich. Nachdem ich steif vom Fahrrad gestiegen war, kettete Miep es sorgfältig an, bevor wir die Klingel drückten. Die Tür ging auf, wir liefen die Stufen hinauf.

Mein Herz klopfte laut. Wie würde ich empfangen werden? Waren sie froh, mich zu sehen? Wir erreichten die letzte Treppe und ich konnte Frau Pomstra oben stehen sehen. «Bist du es, Hetty?», fragte sie.

«Ja», antwortete ich.

«Und deine Brüder?», fragte sie.

«Es geht ihnen gut», antwortete ich. «Sie sind im Moment in Mieps Wohnung.»

Ich hatte gerade die letzte Stufe erreicht, als Frau Pomstra sagte: «Wie wunderbar, dass du am Leben bist, denn dein Vater und deine Mutter leben auch.»

Ich taumelte zurück, so sehr traf mich diese Nachricht. Miep fing mich auf, sonst wäre ich die Treppe hinuntergefallen. Ich schaute Frau Pomstra an. «Ich kann es nicht glauben. Sie sagen nicht die Wahrheit.»

«Doch», sagte Frau Pomstra. «Komm rein, ich zeige dir die Briefe, die deine Eltern an uns geschrieben haben.» Sie legte die Arme um meine Schultern und küsste mich auf beide Wangen, bevor sie mich hineinführte.

Miep stellte sich Frau Pomstra vor, dann sass ich auf einem Stuhl und versuchte, mein Zittern unter Kontrolle zu bringen. Frau Pomstra legte drei Briefe vor mich hin. Ich erkannte den Brief, den ich von Bergen-Belsen aus durch das Rote Kreuz geschickt hatte. Auf den anderen beiden Briefen erkannte ich die Handschrift meines Vaters und meiner Mutter. Ich nahm erst den Brief meiner Mutter und öffnete ihn mit zitternden Fingern. Sie hatte Folgendes geschrieben:

Liebe Familie Pomstra, ich bin in Schweden, in Malmö, und weiss nicht, wo mein Mann und meine Kinder sind. Ich glaube, sie sind tot und ich hin allein auf der Welt.

Der Brief ging so weiter, im Glauben, sie sei die einzige Überlebende. Dann öffnete ich den Brief meines Vaters. Er war nicht an die Pomstras gerichtet. Er hatte geschrieben:

Meine liebe Frau und Kinder, ich lebe, ich lebe und ich bin sicher, ihr lebt auch.

Ich brach in Tränen aus, die Jahre der Entbehrungen und der Leiden, des Schreckens und der Unterdrückung wurden an die Oberfläche geschwemmt, als ich diese Worte meines wundervollen, optimistischen Vaters las. Mit seinem unerschütterlichen Glauben, dass wir alle am Leben waren, war der Krieg endlich jetzt wirklich zu Ende.

NACHWORT

Es gab ein Leben nach Bergen-Belsen.

Die Pomstras nahmen uns auf. Ihre Dreizimmerwohnung war übervoll mit drei zusätzlichen Kindern, aber die Nachbarn machten ein Mansardenzimmer frei, mit einem sehr bequemen und sauberen Bett, in dem Max, Jackie und ich problemlos schlafen konnten.

Wir mussten uns allerdings an den Lebensstil bei den Pomstras gewöhnen. Das hiess, ordentlich am Tisch zu sitzen, nachdem wir uns die Hände gewaschen hatten. Herr Pomstra verlangte auch, dass wir mit ihm Gott für das Essen dankten, das vor uns auf dem Tisch stand, und nach jeder Mahlzeit las er einen Absatz aus der Bibel vor, bevor wir gehen durften.

Nahrung war noch immer knapp in Amsterdam und der Armeesack mit dem Mehl und dem Zucker kam gerade recht. Frau Pomstra war sehr gut darin, Kartoffeln gegen die zusätzlichen Karten einzutauschen, die wir von der Regierung bekamen. Jeden Morgen musste ich vier Kilo Kartoffeln schälen, und Frau Pomstra brachte mir bei, wie man sie sehr dünn schälte, um möglichst wenig Verlust zu haben.

Max ging täglich zum Hauptbahnhof und wartete dort von morgens früh bis zum späten Nachmittag. Er las die Listen der Namen der Menschen, die aus den deutschen Lagern zurückkehrten. Jeden Abend kam er traurig zurück, doch am nächsten Morgen zog er wieder los, in der Hoffnung, dass unser Vater oder unsere Mutter unter den Zurückkehrenden wären.

Dann, in der ersten Juliwoche, kam ich von einem Besuch bei einer Freundin nach Hause, und Frau Pomstra teilte mir mit, dass mein Vater an diesem Morgen am Hauptbahnhof angekommen sei. Der Arzt, der ihn untersucht hatte, hatte ihn in ein Krankenhaus eingewiesen. Frau Pomstra und ich liefen sofort zur Strassenbahn, um ihn zu besuchen. Sie erzählte mir, Max und Jackie hätten ihn am Bahnhof und später im Krankenhaus schon gesehen.

Eine Schwester brachte uns in das Zimmer, wo mein Vater im Bett lag, gestützt von einem Kissen. Ich rannte zu ihm und legte die Arme um ihn. Wie knochig er aussah. Tränen des Glücks standen ihm in den Augen, und alles, was er sagen konnte, war: «Wie gross du geworden bist, Hetty.» Wir weinten beide. Das Gefühl der Erleichterung, dass unsere Leidenszeit vorbei war, war zu viel für uns.

Als wir uns gefasst hatten, erzählte mein Vater, dass er, als er uns am 4. Dezember 1944 verlassen hatte, mit vierhundert Männern nach Sachsenhausen deportiert worden war. Doch nach ein paar Tagen waren er und ein anderer Mann von der Diamantengruppe getrennt worden. Er hatte Onkel Max geraten, sich freiwillig ihm anzuschliessen, doch Onkel Max hatte es vorgezogen, bei der Diamantengruppe zu bleiben. Diese Entscheidung hatte sein Schicksal besiegelt, er war in Bergen-Belsen gestorben.

Mein Vater wurde in ein Lager in der Nähe von Berlin geschickt und arbeitete dort in der Siemens-Kabel-Fabrik.

Als die Front näher rückte, schickte die SS das ganze Lager auf einen Todesmarsch. Mein Vater musste bis Schwerin in Mecklenburg laufen, etwa zweihundertzwanzig Kilometer nordwestlich von Berlin.

Gleich zu Beginn des Todesmarschs hatte er Gerrie B. getroffen, einen jungen Mann, der vor unserer Deportation in Amsterdam bei uns angestellt gewesen war. Der Marsch forderte einen hohen Blutzoll unter den ausge-

hungerten Menschen. Wenn Gefangene nicht mehr laufen konnten oder auf die Strasse fielen, wurden sie erbarmungslos von der SS erschossen.

Am Ende des zweiten Tages sagte mein Vater zu Gerrie: «Ich kann nicht weitergehen, ich bin am Ende. Ich werde aus der Reihe treten. Gerrie, bitte sage meiner Frau und meinen Kindern, dass ich sie liebe.»

«Nein, Herr Werkendam», sagte Gerrie, «das tun Sie nicht. Denken Sie an Ihre Familie. Stützen Sie sich auf mich. Sie werden sehen, wir schaffen es beide.»

Gerrie überredete meinen Vater, gestützt auf ihn weiterzugehen. Dann fand er vor sich auf der Strasse einen abgebrochenen Ast, hob ihn auf, und der Stock half ihm, den Marsch sieben lange Tage durchzuhalten, bis sie von der US-Armee befreit wurden.

Am dritten Juni war er mit Gerrie von Lüneburg nach Brüssel geflogen, etwa um zwölf Uhr mittags. Wir hatten uns also auf dem Flugplatz um ein paar Stunden verpasst. Eine Woche vor seiner Ankunft in Amsterdam hatte er sich in Brüssel mit seiner Nichte Doortje getroffen, die in Auschwitz gewesen und nach ihrer Rückkehr nach Amsterdam zuerst nach Brüssel gefahren war, weil sie hoffte, dort irgendwelche Familienmitglieder zu finden. Sie hatte ihm gesagt, dass seine drei Kinder wieder in Amsterdam waren.

«Und was ist mit meiner Frau?», hatte er gefragt.

«Das weiss ich nicht», sagte sie.

«Ist meine Frau tot?», fragte er weiter.

«Ich weiss es nicht», antwortete sie.

Von diesem Moment an hatte mein Vater keine Ruhe mehr, und er fuhr mit der ersten Transportmöglichkeit nach Amsterdam, um wieder mit uns vereint zu sein.

Er war ein sehr kranker Mann. Seine Beine waren von Ödemen geschwollen, doch nach ein paar Tagen im Krankenhaus hielten ihn keine zehn Pferde mehr, er kam nach Hause zu den Poms t ras.

Da er nicht lange still sitzen konnte, überredete er Herrn Pomstra, ihm

ein Fahrrad zu besorgen, damit er Max zum Hauptbahnhof begleiten könne, um zu warten, ob meine Mutter mit einem der vielen Flüchtlingsschiffe aus Schweden angekommen sei. Die ersten Tage mussten wir ihm noch helfen, auf das Fahrrad zu steigen, und wenn er zurückkam, legte er den Arm um den Laternenmast vor dem Haus, um zu bremsen und abzusteigen. Doch nach einer Woche machte seine Gesundung Fortschritte und er konnte jetzt schon allein auf- und absteigen.

Die Wochen vergingen und jeden Tag kamen Max und mein Vater ohne Nachricht von meiner Mutter vom Bahnhof zurück. Wir wussten, dass sie in Schweden war, aber Kontakte waren im Nachkriegseuropa noch immer schwierig herzustellen.

Es dauerte drei lange Monate, bis meine Mutter endlich zurückkam. Was für eine Freude, was für ein Glück! Sie hatte enorm zugenommen, denn die Schweden hatten alle ehemaligen Häftlinge kräftig herausgefüttert. Wir umarmten sie und berührten sie alle paar Sekunden, und mein Vater war im siebten Himmel, weil er seine Familie wieder um sich hatte.

Der Transport, mit dem meine Mutter Bergen-Belsen am fünften Dezember 1944 verliess, war zu einem Lager nach Beendorf gegangen und sie hatte dort tief unter der Erde in Salzminen beim Bau automatischer Steuerungsinstrumente für deutsche Flugzeuge arbeiten müssen. Sie wurde zusammen mit den meisten Frauen der Diamantengruppe befreit und nach Schweden geschickt, als ein hochrangiger Nazi (vermutlich Himmler) sie dem schwedischen Diplomaten Graf Bernadotte gegen eine Kiste Wodka überliess.

Die Pomstras waren wunderbare Menschen. Sie hatten das Haus voll und wir müssen ihnen manchmal sehr unbequem gewesen sein, aber es gab nie ein böses Wort. Ihre Gastfreundschaft war unübertroffen, und ihre Freundlichkeit half, manche Schmerzen zu lindern, die wir über den Verlust naher Familienmitglieder empfanden.

Meine Mutter war beim Bürgermeister von Amsterdam gewesen und hatte ihn gebeten, uns bei der Suche nach einer neuen Wohnung behilflich zu sein. In unserer früheren Wohnung, bei Pomstras um die Ecke, lebte nun eine andere Familie. Nach langem Warten bekamen wir eine möblierte Wohnung zugewiesen, die die Regierung von einem niederländischen Nazi beschlagnahmt hatte. (Später kauften wir der niederländischen Regierung die Möbel ab.) Niemand kann das Glück beschreiben, das wir empfanden, als wir wieder ein eigenes Zuhause hatten und ohne Angst vor Razzien schlafen gehen konnten.

Amsterdam war noch immer wie tot. Es gab keinen Handel und die Geschäfte in der Stadt waren mit Brettern vernagelt. Aber langsam, ganz langsam änderten sich die Dinge. Da und dort wurden im Amsterdamer Geschäftszentrum einzelne Läden wieder aufgemacht.

Mein Vater beschloss, nicht auf die Märkte zurückzukehren, sondern ein Modegeschäft im Geschäftszentrum zu eröffnen. Der Sohn von Polak & Sohn, seinem früheren Hauptlieferanten, war zurückgekommen und hatte viele Stoffrollen in seinem Lager gefunden, offenbar zusammengetragen vom deutschen Liquidator des Geschäfts. Das war ein unverhoffter Glücksfall. Mein Vater und meine Mutter liessen dringend benötigte Kleidung für die niederländische Bevölkerung herstellen, die seit Jahren nichts mehr bekommen hatte, und das Geschäft lief gut.

Ich ging wieder zur Schule, aber mir wurde, ebenso wie meinen Brüdern, bald klar, dass ein Studium für uns nicht in Frage kam. Wir waren psychisch zu angegriffen, um uns auf den Lehrstoff konzentrieren zu können. Ebenso wie unsere Eltern sprachen wir noch sehr langsam, und es dauerte Jahre, bis wir von uns sagen konnten, dass wir unsere Geisteskraft wieder zurückerlangt hatten und wieder normal sprechen konnten.

Tante Jettie bot an, mir das Diamantenschleifen beizubringen. Sie war eine der besten in dieser Branche und mein Vater riet mir, das Angebot

anzunehmen. Ich hatte zwei angenehme Jahre, in denen ich alles darüber lernte, und ich glaube, dass ich sehr gut war. Aber die Arbeit in einer Fabrik machte mir keinen Spass, ich fühlte mich eingesperrt und wollte lieber draussen sein. Deshalb überredete ich meinen Vater, er solle mich in die Modebranche einführen und im Laden aushelfen lassen. Abends studierte ich dann Modedesign. Es war mir eine Freude, mit all den schönen Kleidungsstücken umzugehen, die wir verkauften.

Die Jahre gingen schnell vorbei, und als Max 1951 zum Militärdienst einberufen wurde, beschloss er, stattdessen nach Australien auszuwandern. Er hatte sich in ein Mädchen verliebt, das im Februar ausgewandert war, und im April desselben Jahres befand er sich schon auf einem Schiff nach Sidney. Er wartete nicht einmal meine Hochzeit ab, die am 17. Mai 1951 stattfand.

Sechs Monate später befand sich auch Jack auf einem Schiff nach Australien, um zu Max zu fahren.

Meine Tochter Julia Louise Maja («Maja» stammte von den Anfangsbuchstaben von Max und Jackie) wurde am 10. Februar 1952 geboren. Dann traf das Unglück meinen wundervollen jungen Ehemann, er erkrankte und wurde nicht mehr gesund.

Vier Monate nach Julias Geburt beschlossen meine Eltern, nach Australien auszuwandern, denn die politische Situation um Berlin machte ihnen Angst, und sie glaubten, ein neuer Krieg stehe bevor. Ich blieb mit meinem schwerkranken Mann zurück.

Es dauerte zwei Jahre, bis die australische Regierung mir widerwillig erlaubte, das Land zu betreten. Inzwischen war ich schon eine allein stehende Mutter und musste eine Erklärung unterzeichnen, dass ich niemals irgendeine staatliche Unterstützung verlangen würde. Als ich später im Jahr 1972 den Preis als erfolgreichste Einwanderin bekam, fragte ich danach, warum gerade ich ihn bekommen hätte. Man antwortete mir, dass ich für jemanden stünde, der erreicht, was er sich vornimmt. Und dies, obwohl ich damals mit

einem kleinen Mädchen nach Australien gekommen sei und keine Hilfe in Anspruch genommen hätte.

Fünfzig Jahre nach unserer Befreiung kamen «die Kinder», wie wir uns nannten, noch einmal aus allen Teilen der Welt zusammen, um die Frau zu treffen, die uns in Bergen-Belsen mit ihrer Tapferkeit das Leben gerettet hatte. Luba Frederick, 76 Jahre alt, bekam von Königin Beatrix in Amsterdam die höchste Auszeichnung der Niederlande für humanitäre Dienste an der Menschheit verliehen.

Einunddreissig «Kinder» kamen, und die Tränen flossen frei, als wir uns nach so vielen Jahren umarmten.

Obwohl wir alle fünfzig Jahre älter waren und unsere individuellen Lebenserfahrungen gemacht hatten, erkannten wir uns schnell und umarmten einander, und es dauerte keine halbe Stunde, da waren wir wieder die enge Gruppe, die wir in Bergen-Belsen gewesen waren.

Am 15. April 1995, dem Befreiungstag von Bergen-Belsen, wurde Schwester Luba im Rathaus von Amsterdam vom Bürgermeister im Namen der Königin ausgezeichnet. Als er ihr den silbernen Orden anheftete, standen all ihre Kinder und viele Gäste auf und klatschten.

Der Bürgermeister sagte: «Diese Anerkennung ist längst überfällig», und er dankte Schwester Luba im Namen des niederländischen Volkes für ihre Tapferkeit.

Wir verbrachten ein paar wunderbare, aufregende Tage miteinander in Amsterdam, bis der Moment kam, an dem wir uns noch einmal voneinander verabschieden mussten.

Die Erinnerung an dieses Wiedertreffen wird bis zu meinem letzten Tag in meinem Herzen bleiben.

Auch in Bergen-Belsen fand eine Feier zum fünfzigsten Tag der Befreiung statt. Frühere Häftlinge kamen aus allen Teilen der Welt, um denen

ihren Respekt zu zollen, die hier so sehr gelitten hatten und die der grausamen Behandlung durch die Nazis erlegen waren.

Ich hatte nicht vorgehabt, jemals wieder hinzugehen, aber als (mein kleiner) Robbie mich bat, ihn zu begleiten, weil er im Rollstuhl sass – er hatte als Spätfolge von Bergen-Belsen ein Bein verloren –, konnte ich es ihm nicht abschlagen. Ausserdem wollte Maurice Lenis Grab suchen, und ich hoffte, ihm dabei helfen zu können.

So befand ich mich dann im Bus, auf dem Weg zu einem Ort, der mir manchmal noch immer Albträume verursachte. Im Bus waren Frauen und Männer, die aus den USA oder Kanada gekommen waren, ich war die Einzige aus Australien.

Als der Bus anhielt und jemand sagte: «Wir sind da. Wir sind in Bergen-Belsen», herrschte absolute Stille. Schweigen lastete auf uns, der Augenblick der Wahrheit schien gekommen. Noch einmal würde sich das Tor von Bergen-Belsen öffnen. Aber dann wurde dem Fahrer gesagt, die Fahrtrichtung zu ändern, und ich erkannte, dass wir in dem britischen Camp ankamen, in dem man uns damals nach der Befreiung untergebracht hatte. Nach fünfzig Jahren sahen die Gebäude noch genauso aus, nur dass jetzt niemand zu sehen war. Alles war sauber und leer.

Nach ein paar Minuten verliessen wir das Camp und kamen zu dem kleinen Friedhof, auf dem, wie ich mich erinnerte, Leni begraben war, zusammen mit siebzehntausend Menschen, die nach der Befreiung an Unterernährung und Typhus gestorben waren. Darunter waren auch siebzig Ärzte und Krankenschwestern, die sich mit Typhus angesteckt hatten, als sie den Opfern halfen.

Als ich aus dem Bus ausstieg, bemerkte ich einen hochdekorierten englischen Militäroffizier und einen kleineren Mann in einem schwarzen Anzug, die neben dem Tor standen. Ich ging auf sie zu.

Ich fragte den Offizier, ob er einer der Befreier von Bergen-Belsen gewesen sei. «Nein», sagte er, «aber dieser Herr neben mir war einer von ihnen.» Dann fügte er hinzu: «Er war der junge Soldat, [der mit dem Bulldo-](#)

zer die Leichen zu den Massengräbern gebracht hat. Sie müssen ihn schon oft im Fernsehen gesehen haben.»

(was für den Filmer Alfred Hitchcock so arrangiert wurde – mutmasslich mit Leichen von den Rheinwiesenufern)

Ich wurde Frank Chapman vorgestellt, und bevor er verstand, was los war, umarmte ich ihn und bedankte mich nach all den Jahren, dass er mich befreit hatte. Damals sei ich unfähig gewesen, es zu tun, denn ich hätte nicht aus dem Bett aufstehen können, um selbst die Befreier zu begrüßen.

Dann deutete Frank Chapman auf eine Person in der Menge, die ich die ganze Zeit nie vergessen hatte. Sein Profil hatte sich tief in mein Gedächtnis eingegraben, und als ich ihn nach all den Jahren sah, rannte ich zu ihm und umarmte ihn, wie ich Frank umarmt hatte. Ich dankte ihm und küsste ihn, nach fünfzig Jahren, Dick Williams, den stolzen jungen Soldaten, der am 13. April als Erster Bergen-Belsen betreten hatte, mit einer weissen Fahne in der Hand.

Später gab die Britische Armee, die noch immer die vierzig Quadratkilometer Land besass, die sie 1945 von den deutschen Generälen erhalten hatte, ein Mittagessen für die früheren Häftlinge. Bei diesem Essen traf ich nach fünfzig Jahren Helen und Zosua wieder, die Schwester Luba geholfen hatten, auf uns aufzupassen.

Die ernste Gedenkfeier am 27. April 1995 fand auf dem Gelände statt, das einmal Bergen-Belsen gewesen war. Das Konzentrationslager gibt es nicht mehr, nur die stillen Massengräber erzählen die schreckliche Geschichte dessen, was sich hier während des barbarischen Naziregimes zugetragen hat.

Ich hatte grosse Vorbehalte, Bergen-Belsen noch einmal zu betreten, doch überraschenderweise lebten die Schrecken nicht wieder auf, wie ich erwartet hatte. Stattdessen war es, als würden mir die Massengräber sagen:

«WIR HABEN JETZT UNSEREN FRIEDEN.»

FOTOGRAFIEN
1932-1995



Als Hetty achtzehn Monate alt war, reiste sie mit ihrem Vater von Amsterdam nach Antwerpen, um ihre Grosseltern zu besuchen. Oma Hetty, Grossvater Zadok und Onkel Abraham, 1932.



Ein Tag am Strand mit Oma Hetty und ihren vier Schwestern. Zandvoort, Juli 1935. Hetty trägt einen «Strandanzug», damals sehr modern, den Oma Hetty für sie genäht hatte.



Hetty, sieben Jahre alt, angezogen für ihre Schwimmprüfung. In den Niederlanden wurde dafür von den Kindern verlangt, fünfundzwanzig Meter in voller Kleidung zu schwimmen. Die meisten Kinder schwammen in witzigen Kostümen. Hetty war eine rosafarbene Ballerina und gewann den ersten Preis für ihr Kostüm als «Rosaglückliche Puppe».



Oma Hetty, eine sehr intelligente Frau und begeisterte Leserin, während eines Urlaubs in Bergen aan Zee, 1938.



Max, Hetty und Jack in der President Brandt Schule, 1941.



Tante Henriette Werkendam (Jettie).



Onkel Max Werkendam. Er starb am 30. Mai 1945 in einem Hospital im britischen Camp, nach der Befreiung.

Hettys Kusine,
Millicent, und ihr
Cousin Max.
Zusammen mit ihren
Eltern, Phillip und
Branka van Kamerik,
waren sie im September
1944 im letzten Trans-
port nach Auschwitz.
Nach ihrer Ankunft
wurden sie in die
Gaskammern geschickt.



Blondie (Greetje Dresden), Hettys Partnerin beim Rhythmischen Tanzen. Blondie starb in Auschwitz.



Hettys Schulfreunde, President Steynplantsoen, Amsterdam 1941. Von links nach rechts: Bepie Gerritsen, Bepie Achtsteribbe, Marietje van der Bijl und der kleine Hansje Gerritsen. Alle wurden deportiert und in Auschwitz vergast. Im obersten Stock des Hauses direkt hinter der Gruppe befand sich die Wohnung der Familie Pomstra.



Leni und Maurice, Schulfoto, 1941.



Herman, Hettys Schülerliebe.
Er starb in Treblinka.



Sonja Santiel, Hettys Freundin. Sie war
unter den ersten, die nach Auschwitz ge-
schickt wurden, wo sie starb.



Leni, am Tag nach der Befreiung. Ihr Arm zeigt das ganze Ausmass ihrer Unterernährung. Jackie sitzt auf der Pritsche darunter.



Das Kinderhaus, Baracke 211.



Kurz nach der Befreiung – Luba und «ihre Kinder» hinter dem Stacheldrahtzaun des Lagers Bergen-Belsen.



Dick Williams, der junge britische Soldat, der als erster mit einer weissen Flagge Bergen-Belsen betreten hat, am Freitag, dem 13. April 1945.



Das Foto zeigt ein Kind aus dem Kinderhaus, Sieg Mandaag, kurz nach der Befreiung des Lagers. Der Siebenjährige läuft eine der Lagerstrassen entlang, am Rand liegen noch die Leichenberge, wie sie die Briten bei der Befreiung des Lagers überall vorfanden.

Das Foto stammt von George Rogers von MAGNUM und erschien am 7. Mai 1945 in den USA im LIFE-Magazin.

Das Massengrab vor dem
Kinder haus. Hettys Bett
stand hinter dem offenen
Fenster, das zweite von
links.



Die SS, die Toten umbettend, während befreite Häftlinge zuschauen.



Josef Kramer, Kommandant von Auschwitz-Birkenau und Bergen-Belsen, verhaftet und in Fussketten. 1945 in Lüneburg zum Tod durch Erhängen verurteilt und hingerichtet.



Gefangene: Irma Grese und Josef Kramer, die Ungeheuer von Bergen-Belsen, entkleidet ihrer Uniformen und auf ihren Prozess in Lüneburg wartend, 1945.



Die SS-Aufseherinnen nach ihrer Verhaftung. Sie hatten keinen Hunger gelitten. Die weisse Armbinde war ein Zeichen, dass sie sich der britischen Armee ergeben hatten.



Schwester Hermina verteilt Schokolade und vitaminreiche Kost an die Kinder, während Schwester Hella zuschaut, Mai 1945.



Schwester Luba stösst Mieke auf der Schaukel an, die englische Soldaten für die Kinder gebaut hatten. Das ungarische Mädchen, das im Camp mit Hetty das Zimmer teilte, schaut zusammen mit zwei polnischen Mädchen zu, Mai 1945.



Die Befreier nahmen die Kinder zu einem Picknick
in der Lüneburger Heide mit, Mai 1945.

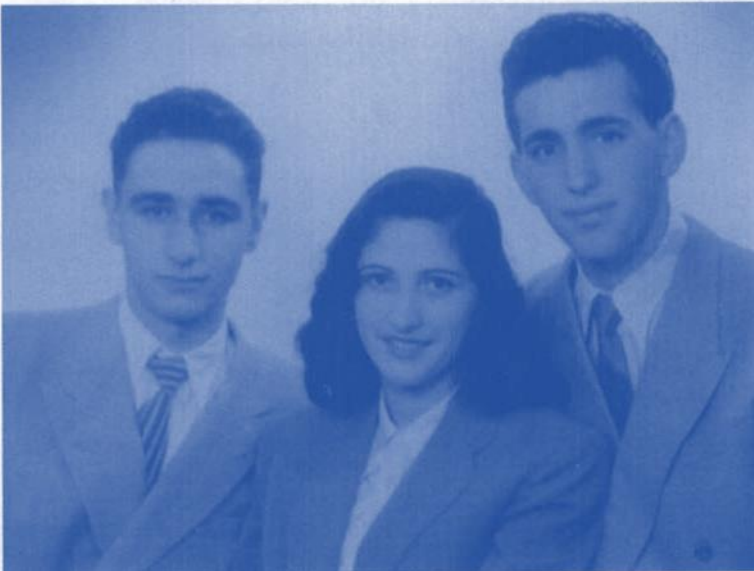
Loukie, acht Jahre alt, direkt nach dem Krieg.



Robbie, 1946.



Hetty, 16 Jahre alt, 1946.



Max, Hetty und Jackie.



Familie Werkendam bei einem Urlaub in Nizza, Südfrankreich, 1949.



Familienfoto am Abend vor Max' Auswanderung nach Australien,
April 1951.



Luba, der «Engel von Bergen-Belsen», nachdem sie die «Silbermedaille für humanitäre Dienste an der Menschheit» von Königin Beatrix der Niederlande erhielt, Amsterdam, 15. April 1995.

Luba Frederick war in einem Shtetl in Polen aufgewachsen. Vor dem 2. Weltkrieg heiratete sie den Zimmermann Hersch Gercak und sie bekamen einen Sohn, Isaak. Nach Kriegsausbruch wurden alle drei von den Nazis in das KZ Auschwitz-Birkenau deportiert. Bei ihrer Ankunft riss man ihr den dreijährigen Sohn aus den Armen und warf ihn zusammen mit anderen Kleinkindern auf einen Lastwagen. Er wurde sofort vergast. Nur wenige Tage später entdeckte sie den leblosen Körper ihres Mannes ebenfalls auf einem der Lastwagen.

1944 kam sie mit einem Transport von Auschwitz nach Bergen-Belsen.



Zusammentreffen am 50. Jahrestag in Amsterdam, 15. April 1995.

Luba und ihre «Kinder». Einige der Kinder, von links nach rechts: Bram, Mala, Bella, Luba, Hetty, Robbie, Lia, Sieg, Ronnie, Siena, Stella, Gerrie, lesie, Loukie, Max, Maurice, Schwester Hella, Mieke.



Jack (lesie) und seine beiden Söhne in der Portugiesischen Synagoge in Amsterdam, April 1995, während eines Besuchs der «Kinder» beim Wiedertreffen.

ANHANG

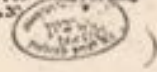
11ste 1.
 Transportlijst van afgevoerde transportees
 van 5. December 1944

29

NO 35

Lfd. No.	Naam	Naam	Vormaat	Geboortedatum	Geboorteplaats
1	54	Shrew	Samuel	22.11.33	Amsterdam
2	541	Cohen	Samuel	27. 6.37	"
3	508	Cohen	Marjane	30. 8.34	"
4	532	Cohenmans	Gerrit	4. 8.31	"
5	3374	van Praag	Gerrit	4. 4.43	"
6	430	Degen	Marion	14. 6.39	"
7	508	Degen	Coris	22. 7.30	"
8	791	van Rooijen	Andres	2. 7.41	"
9	765	Engelmar	Philip	15.11.43	Westerbork
10	733	de Guede	Elise	22. 6.30	Amsterdam
11	3035	Green	Marion	15. 6.30	A
12	1464	Kleerkoper	Lion	4. 4.41	"
13	5008	Kleerkoper	Oscar	20. 7.33	"
14	1730	Lahmann	Donald	27. 7.41	"
15	1865	Lopes Cardoso	Judy H.	17. 1.34	"
16	2887	Lopes Cardoso	Simon	14. 8.37	"
17	1888	Meandag	Henry	29. 2.37	Keulen
18	302	Meandag	Amarel	8. 6.31	Amsterdam
19	3118	Meester	Jacob	29. 8.30	"
20	3340	Polak	Wurice	15. 3.31	"
21	2409	Rabbie	Abraham	20.12.28	"
22	2510	Rijkman	Gerrard	21.10.34	"
23	1648	Laakker	Robert Henri	20. 9.30	"
24	2773	Slag	Kornel H.	25. 9.42	"
25	3377	Veening	Samuel H.	22. 7.31	"
26	3324	Verkerden	Edok Ph.	15. 4.33	"
27	3307	Verkerden	Greta	13. 9.28	"
28	3	Aandagt	Wenette	6. 4.39	"
29	263	Blits	Roeze	21. 2.28	"
30	213	Cohen	Rachael	4. 4.30	"
31	251	Cohen Rodrigues	Sybilie	17. 6.27	"
32	261	Coster	Zetelle Mia	8. 7.41	"
33	206	Degen	Flora	9. 4.28	"
34	2036	de Graaf	Wim	26. 1.29	"
35	1047	de Graaf	Hetzer	11.12.30	"
36	3054	Groen	Elise	20. 4.20	"
37	1127	Wahburcer	Coenra	27. 6.30	"
38	1734	Lahmann	Krika	7. 9.30	Heuburg
39	1733	Lahmann	Toni	11. 5.29	Amsterdam
40	1737	Lahmann	Mirjam	15. 1.30	"
41	1639	Lopes Cardoso	Hendrika	20.12.28	"
42	1860	Meandag	Hollem Adela	14.10.39	"
43	2299	Pirkhof	Harrick	9. 5.31	"
44	2334	Polak	Berah	29. 6.34	"
45	2328	Polak	Schoornje	8. 7.29	"
46	2308	Frank	Phoebe	22.12.31	"
47	2420	Rabbie	Walem	8. 7.33	"
48	2407	Rijkman	Isabella H.	20. 4.31	"
49	2526	Slag	Margareta	20. 7.37	Amsterdam
50	2771	Slag	Alina T.	7. 2.35	Amsterdam
51	3187	Voe	Paula	23. 2.29	"
52	3201	Voe	Clara	4. 6.28	"
53	3290	Voe	Kater	24. 2.30	Amsterdam
54	3328	Verkerden	Klara	14. 7.14	Stadagen
55	3363	Wegdus geseh.Blits	Robert	4. 3.40	Amsterdam
56	3753	Blits	Isaac	27.12.31	"
57	330	Cohen Rodrigues			

Kinder - lijst



Eine Transportliste der Kinder, datiert auf den 5. Dezember 1944, als sie von den Eltern getrennt wurden. Hetty und ihre Brüder sind unter den Nummern 54, 26 und 27 aufgeführt.

(Translator's Note: Transcribed exactly as spoken, without any attempt at correcting the Dutch girl's German.)

Transcript of interviews in German between Patrick Gordon-Walker and Hetty Werkendam on her release from Belsen Concentration Camp.

Recorded at Bergen-Belsen 15th/¹⁸21st April 1945.

-Wie Heisst Du? Hetty Werkendam. -Und wie alt bist Du?
-15 Jahre. -Wie lange bist Du in diesem Lager, Belsen?
-14 Monate. -Sind Deine Eltern mit Dir gekommen? -Jawohl.
-Und sind sie noch immer bei Dir? -Nein. -Deine Mutter, zum
Beispiel, was ist aus ihr geworden? -Meine Mutter ist
weggefahren von hier. -Weggefahren oder weggenommen?
-Weggenommen. -Von den Deutschen? -Ja, die Deutschen haben
meine Mutter weggenommen. Sie haben ihr gelassen wegfahren.
-Und Dein Vater? -Meine Vater ist eine Tag frueher
wie meine Mutter weggefahren. -Und sag' mir, was ist das schlechteste
Ding das Du gesehen hast in den Lagern? -Die Zeit meine Vater hat
gearbeit' und hat jetzt zwei/^{Schale}getragen um seine Hals
Und waren die Deutsches gekommen und die haben gesagt: 'Aha!
Schale um die Hals tragen? Das geht so 'mal nicht! Komm her!
Und sie haben meine Vater genommen, jeder einer Seite bei eine Schale,
und an die Schale haben sie meine Vater so oft auf den Fussboden aufgeziehert
so genehmt haben sie meine Vater aufgehaengt auf die eigene Schale.

3. Also, wie ist Dein Name? Hetty Werkendam

-Und wie alt bist Du? -15 Jahre. -Wie lange bist Du in
diesem Lager? -14 Monate. -Und mit Deinen Eltern? -Ich war
10 Monate mit meine Eltern. -Und was fuer Arbeit mussten Deine
Eltern machen? -Meine Vater hat in die Schuhfabrik gearbeitet.
Und meine Mutter hat in Schelkueche gearbeitet. -Und um wieviel
Uhr musste Deine Mutter aufstehen? -Um drei Uhr in die Nacht.

/Warum

-Warum so frueh? -So frueh um dass meine Vater dann in die Mittag
 (corrects herself) um dass meine Mutter in die Mittag Essen
 konnt' geben zu meine Vater. Meine Vater hat so ein Hunger
 gehabt, dass meine Mutter frueh ist aufgestanden, dass sie in die
 Kueche ein bisschen Essen mehr soll bekommen. Darum ist meine
 Mutter um drei Uhr aufgestanden und um 8 Uhr nach Hause gekommen
 in Fenster. -Und Du hast nie genug zum Essen gehabt? -Nein,
 wir haben dort schrecklichen Hunger gehabt. Wir haben mit 25 Leuten
 ein Kessel gekratzt. -Kannst Due die Namen erinnern von den Nazis,
 von den SS-Maennern hier in diesem Lager? Jawohl.
 -Und, zum Beispiel? -Herr Mueller. Er ... (hesitates) - Und, was hat
 der Herr Mueller getan? -Die hat's geschlagen und die ist in die
 Baracke gekommen und Schreckekontrolle gemacht und die hat's wenn
 die Leute ein bisschen Essen ueber wollten lassen bis Abend hat
 sie die Schuessels genommen und hat sie durch die Baracke geschmissen
 und hat ihr Waesches genommen und nach die Leuten am Kopf geschmissen.
 -Und andere SS-Maenner? -Luebbe. Das war die Appell hat abgenommen
 und uns einmal 9 Stunden hat lassen stehen in die Schnee.
 -Er hat Dich stehen lassen in dem Schnee? Auch die Kinder?
 -Jawohl, es waren Kinder von ab 3 Jahren.

Transkript des Interviews, das Patrick Gordon-Walker mit Hetty nach ihrer Befreiung aus dem Konzentrationslager Bergen-Belsen in deutscher Sprache gefuehrt hat, und das von der BBC weltweit ausgestrahlt wurde.

Bergzoo, 14. 10. 45.

Liebe Hetty!

Deinen Brief habe ich mit vielen Dank erhalten.
Ich bin glücklich, daß Du schon in deiner Heimat bist,
und deine Eltern gefunden hast. Ich danke Dir
vielmals, daß Du auch jetzt an mich nicht vergisst.
Aber ich werde Dich auch nie im Leben vergessen.
Ich hoffe schnell nach Argentinien zu fahren, weil
ich dort eine Schwester habe, die mich zu ihr über-
nehmen will. Sonst geht es mir nicht sehr gut, ich
arbeite noch immer bei den Kindern, aber bleibe immer
fröhlich und einsam. Ich schreibe mein Schreiben
und grüße herzlich Deine Eltern. Bitte, schreibe mir
im nächsten Brief etwas über Sam und Saki. Ich habe
schon zu Sam geschrieben, aber keine Antwort bekommen.
Wenn Du auch kommt die Grete findest, grüße sie,
bitte, von mir. Schreibe mir auch, wie es bei Euch
mit dem Essen ist. Vielleicht soll ich Dir ein
Fahret schicken?

Ich verbleibe mit vielen herrlichen
Grüßen an Dich und Deine Familie.

Ewige Liebe

Brief von Luba an Hetty, geschrieben am 14. Oktober 1945

DANKSAGUNG

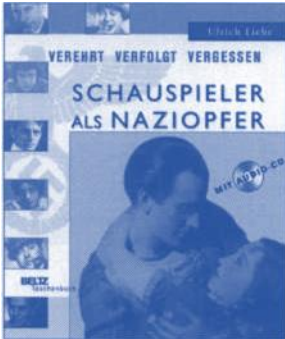
Ich möchte mich bei einer Reihe von Personen und Organisationen bedanken.

Mein Dank gilt meinem Rechtsanwalt und Freund, Mr. James MacDonald, dafür, dass er mich ermutigte, dieses Buch zu schreiben; meiner Freundin Mrs Joan McCreed für ihre Hilfe und Unterstützung bei der Publikation des Buches; meinem Verleger Mr Ray Coffey für seine Hilfe und Anregungen. Ferner gilt mein Dank Norman Krause, der sich für die Publikation meines Buches in Deutschland eingesetzt hat.

Ausserdem danke ich allen Freunden, die mich über Jahre hinweg unterstützten und immer wieder ermutigten, wenn der Schmerz der Erinnerung an die Vergangenheit zu gross wurde.

Mein Dank gilt auch der BBC, mir die Abschrift meines im Jahr 1945 gegebenen Interviews mit Patrick Gordon-Walker zur Verfügung zu stellen, und dem *British Imperial War Museum*, Abteilung Dokumentationen und Archive, das mir gestattete, die Fotografien auf den Seiten 317-335 zu veröffentlichen.

«... eine nie erzählte Geschichte.»



Ignatz Bubis

«Ulrich Liebe ist mit seiner einmaligen Dokumentation einer zum Tode verurteilten Kultur etwas Wunderbares gelungen: Er hat die Kunst jener Menschen, von denen nichts bleiben sollte, wieder zum Leben erweckt.»

Hamburger Abendblatt

Der erste Biographienband über Schauspieler, die im «Dritten Reich» umgebracht wurden. Aufrüttelnd beschrieben, einzigartig dokumentiert und reich bebildert handelt dieses Buch von einem bewegenden Kapitel unserer jüngsten Kulturgeschichte. Auf einer dem Buch beiliegenden Audio-CD kann man die Stimmen derer, die zum Verstummen gebracht worden sind, nun wieder hören. Mit einer vom Autor gelesenen Einleitung finden sich Texte und Schlager von und mit Robert Dorsay, Kurt Gerron, Fritz Grünbaum, Paul Morgan und Otto Wallburg.

«Hier schreibt einer, den die Geschichte verletzt hat und der die Gnade der späten Geburt nicht als Entschuldigung benutzt. Sie ist ihm Verpflichtung anzuschreiben gegen das Verdrängen, gegen das neue Unrecht, da in Deutschland wieder deutschgetümmelt, mitunter sogar gehetzt und geschlagen wird.»

Ulrich Liebe
Verehrt – Verfolgt – Vergessen
Schauspieler als Naziopfer
Mit Audio CD und zahlreichen Abbildungen
Beltz Taschenbuch 168, Grossformat, 278 Seiten
ISBN 3 407 22168 1

BELTZ
Taschenbuch